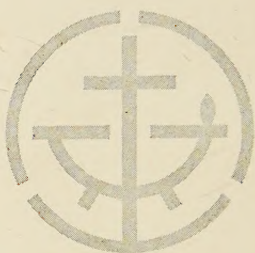




GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960

VERHANDLUNGEN
DER 56. VERSAMMLUNG
DEUTSCHER PHILOLOGEN
UND SCHULMÄNNER
ZU GÖTTINGEN

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1927



LEIPZIG ★ B. G. TEUBNER ★ BERLIN

V5
1927

VERHANDLUNGEN

DER

SECHSUNDFÜNFZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN

UND SCHULMÄNNER

ZU GÖTTINGEN

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1927

IM AUFTRAGE DER VERSAMMLUNGSLEITUNG HERAUSGEGEBEN

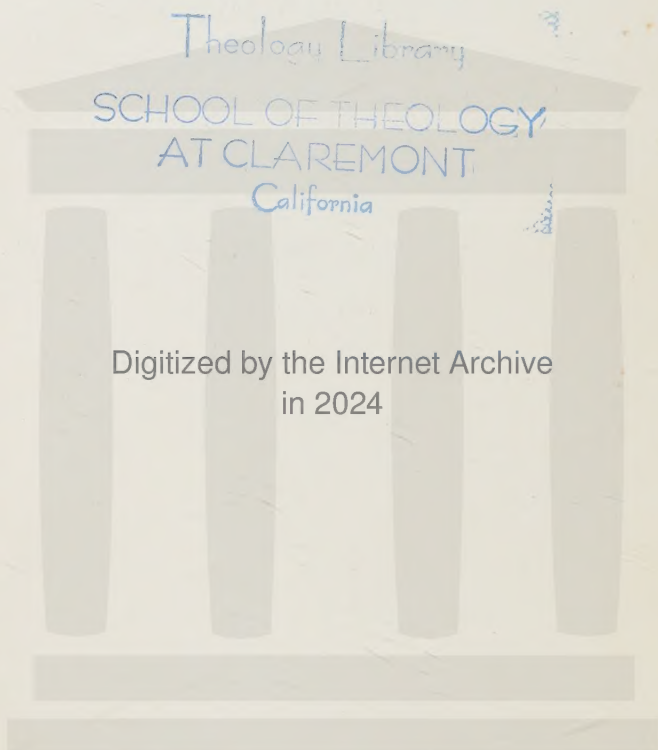
VON

STUDIENRAT PROF. DR. PAUL SSYMANK



1928

LEIPZIG • VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER • BERLIN



Vorwort.

Schon einmal, im Jahre 1911 bei der Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Posen, die der jetzt verstorbene Rudolf Lehmann als erster Vorsitzender leitete, ward mir der ehrenvolle Auftrag zuteil, den Verhandlungsbericht zusammenzustellen.

Daß der jetzige nicht früher erscheinen konnte, liegt zum großen Teil an dem langsamen Eingehen der Berichte; trafen sie doch z. T. erst nach Weihnachten ein.

Allen denen, die mir bei der Abfassung des Gesamtberichtes durch Zusendung von Einzelberichten und wichtigen Hinweisen geholfen haben, sage ich hierdurch verbindlichen Dank.

Bei der Durchsicht der Korrektur haben mich die Herren Geheimrat Prof. Dr. Thiersch, Privatdozent Dr. Dörries, Oberstudienrat Dr. Wecker, Studienrat Dr. Carstenn und Studienrat Dr. Seyfarth in liebenswürdiger Weise unterstützt. Auch mein Sohn Harald ist mir bei der Korrektur von Anfang bis Ende behilflich gewesen und hat die am Schlusse befindlichen, recht mühevollen statistischen Zusammenstellungen selbständig angefertigt.

Göttingen, den 17. Juni 1928.

Paul Ssymank.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite III
-------------------	--------------

I. Aufbau der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

A. Vorsitz der Versammlung. — B. Obmänner der Abteilungen. — C. Ausschüsse der Tagung. — D. Geschäftsstelle der Tagung	1
--	---

II. Vollversammlungen.

Erste Vollversammlung. Dienstag, den 27. September 1927	5
Eröffnungsansprache von Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Thiersch (Göttingen). — Begrüßungen: Prof. Dr. Heubner, Rektor der Univ.; Oberbürgerm. Dr. Jung; Staatsmin. Dr. C. H. Becker (Berlin); Sektionschef Dr. Pohl (Wien); Prof. Dr. Gierach (Reichenberg i. B. Für das Auslandsdeutschum); Geh. Rat Prof. Dr. Braun (Leipzig. Für die Russische Akademie der Wissenschaften); Geh. St.-R. Dr. Mellmann (Berlin. Für den Deutschen Philologenverband). Antwort von Geh. Rat Prof. Dr. Thiersch. Eröffnung der Tagung. Vortrag von Exz. Prof. Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf (Berlin): Die Geschichte der griechischen Sprache. — Dankwort von Geh. Rat Thiersch. — Vortrag von Prof. Dr. Wilibald Gurlitt (Freiburg i. B.): Musikgeschichte als Geisteswissenschaft.	
Zweite Vollversammlung. Mittwoch, den 28. September 1927 . . .	23
Vortrag von Prof. Dr. Julius Petersen (Berlin): Nationale oder vergleichende Literaturgeschichte? — Vortrag von Prof. Dr. Herbert Schöffler (Köln): England in der deutschen Bildung. — Vortrag von Ost.-Dir. Prof. Dr. Georg Rosenthal (Lübeck): Die Bedeutung und die Aufgaben des Lateinischen für die höhere deutsche Schule.	
Dritte Vollversammlung. Donnerstag, den 29. September 1927 . .	27
Vortrag von Prof. Dr. Robert Pohl (Göttingen): Über den Flug. — Vortrag von Prof. Dr. Richard Courant (Göttingen): Die allgemeine Bedeutung des mathematischen Denkens. — Vortrag von Prof. Dr. Julius Stenzel (Kiel): Die Gefahren modernen Denkens und der Humanismus. — Vortrag von Prof. Dr. Albert v. Le Coq (Berlin): Ergebnisse der Ausgrabungen in Chinesisch-Turkestan.	
Vierte Vollversammlung. Freitag, den 30. September 1927	29
Vortrag von Prof. Dr. Fritz v. Wettstein (Göttingen): Herkunft und Schicksal unserer Kulturpflanzen. — Vortrag von Prof. Dr. Arnold v. Salis (Münster i. W.): Die griechische Malerei und ihre Nachwirkung. — Bekanntgabe geschäftlicher Mitteilungen durch Ost.-Dir. Dr. Walter Lietzmann (Göttingen): Entschließung gegen die hohe Stundenzahl und die hohe Klassenfrequenz. Huldigungstelegramm an den Reichspräsidenten v. Hindenburg. Bekanntgabe der Wahl Salzburgs als nächsten Tagungsortes. — Dankrede von Prof. Dr. Meister (Wien). — Schlußansprache von Dr. Lietzmann. — Ansprache von Geh. Rat Prof. Dr. Otto Stählin (Erlangen). — Schluß der Tagung.	

III. Abteilungssitzungen.

1. Abteilung für Altertumswissenschaft.

	Seite
Erste Gesamtsitzung. Dienstag, den 27. September 1927	37
Eröffnungsrede von Prof. Dr. Max Pohlenz (Göttingen). — Vortrag von Prof. Dr. Eduard Schwartz (München): Macht und Dogma in der oströmischen Reichskirche. — Vortrag von Prof. Dr. Günther Jachmann (Köln): Cicero als Philosoph. — Vortrag von Prof. Dr. Franz Winter (Bonn): Hellenistische Kunst in Pompeji.	
Zweite Gesamtsitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	40
Parallelvorträge von Ost.-Dir. Dr. Emil Kroymann (Berlin-Steglitz) und Prof. Dr. Otto Regenbogen (Heidelberg): Was erwarten Schule und Universität auf dem Gebiete des altsprachlichen Unterrichts voneinander?	

Gruppe 1a: Unterabteilung für klassische Philologie.

Erste Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	42
Vortrag von Geh. Rat Prof. Dr. Otto Kern (Halle): Griechische Kultlegenden. — Vortrag von Prof. Dr. Eduard Fraenkel (Kiel): Iktus und Akzent im lateinischen Sprechverse. — Vortrag von Prof. Dr. Joseph Kroll (Köln): Tod und Teufel in der Antike. — Vortrag von Prof. Dr. Ludwig Deubner (Berlin): Dionysos und die Anthesterien.	
Zweite Sitzung. Freitag, den 30. September 1927.	45
Vortrag von St.-R. Dr. Curt Fensterbusch (Gelsenkirchen): Das griechische Theater in klassischer Zeit (Probleme). — Aussprache über den Vortrag: Prof. Dr. Wilhelm Dörpfeld (Jena). — Vortrag von Prof. Dr. Giorgio Pasquali (Florenz): Das Ultimatum der Lakendaimonier an Athen vor dem archidamischen Krieg. — Aussprache. — Vortrag von Dr. Hans Drexler (Breslau): Sallust. — Aussprache. Vortrag von Prof. Dr. Konrat Ziegler (Greifswald): Der Ursprung der Exkurse im Thukydides. — Vortrag von St.-R. Albert Thiesen (Düsseldorf-Oberkassel): Der lateinische Sprachunterricht und die neuen „Richtlinien“.	

Gruppe 1b: Unterabteilung für Alte Geschichte.

Einzige Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	50
Vortrag von St.-Dir. Dr. Friedrich Lammert (Ratzeburg): Die römische Taktik zu Beginn der Kaiserzeit und die Geschichtschreibung. — Vortrag von Dr. Werner Schur (Breslau): Scipio Africanus und die gracchische Reformbewegung. — Vortrag von Dr. Ernst Stein (Frankfurt a. M.): Vom römischen Staate des dritten Jahrhunderts nach Christus.	

Gruppe 1c: Unterabteilung für klassische Archäologie.

Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927. Gemeinsam mit den übrigen Unterabteilungen der Gesamtabteilung 1	52
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	52
Vortrag von Prof. Dr. Camillo Praschniker (Prag): Die Nordmetopen des Parthenon. — Vortrag von Prof. Dr. Hans Schrader (Frankfurt a. M.): Die Akrotere des alten Athenatempels auf der Akropolis von Athen. — Vortrag von Prof. Dr. Kurt Müller (Göttingen): Tiryns im Lichte der neuesten Ausgrabungen.	
Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927. Gemeinsam mit der Gesamtabteilung 1	54

Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	54
Einleitungsworte von Prof. Dr. Friedrich Koepp (Göttingen). — Vortrag von Prof. Dr. Hermann Aubin (Gießen): Die wirtschaftliche Entwicklung des römischen Deutschland. — Vortrag von Museumsdir. Prof. Dr. Emil Krüger (Trier): Die Erforschung des römischen Trier. — Vortrag von Prof. Dr. Siegfried Loeschke (Trier): Kulte und Kultstätten im römischen Trier.	

2. Abteilung für Semitistik und Ägyptologie.

Erste Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	60
Vortrag von Prof. Dr. Georg Steindorff (Leipzig): Das Grab des Petosiris. Ein frühhellenistisches Denkmal in Ägypten. — Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Frhr. v. Bissing (Oberaudorf): Sardinien und die Kultur der Phöniker.	
Zweite Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	63
Vortrag von Prof. Dr. Josef Horowitz (Frankfurt a. M.): Die ältesten Darstellungen von Mohammeds Leben. — Vortrag von Prof. Dr. Franz H. Weißbach (Leipzig): Der babylonische Turm. — Vortrag von Prof. Dr. Theodor Dombart (München): Das Sonnentor und die „Säge“ des Schamasch auf den babylonischen Siegelzylindern.	

3. Abteilung für Indogermanistik und Indologie.

Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927. Teilweise gemeinsam mit Abteilung 6 und 5	66
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	66
Eröffnung. — Vortrag von Prof. Dr. Otto Funke (Bern): Die Funktion unserer Sprachmittel. — Vortrag von Prof. Dr. Wilhelm Havers (Würzburg): Die Unterscheidung von Bedingungen und Triebkräften beim Studium der menschlichen Rede. — Vortrag von Prof. Dr. Leo Weisgerber (Rostock): Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung.	
Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	68
Vortrag von Prof. Dr. Georg Gerullis (Leipzig): Grundsätzliche Fragen zum griechischen und indogermanischen Silbenakzent. — Vortrag von Prof. Dr. Walter Porzig (Bern): Die indogermanischen Stammklassen als Bedeutungsklassen. — Vortrag von Prof. Dr. Felix Hartmann (Berlin): Das Verbalsystem der Schulsprachen.	
Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	70
Vortrag von Dr. Alfons Nehring (Breslau): Etruskisches in der lateinischen Wortbildung. — Aussprache. — Vortrag von Prof. Dr. Albert Debrunner (Jena): Das Problem einer urindogermanischen Metrik. — Aussprache.	

4. Abteilung: Deutscher Kulturkreis.

Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927	73
Eröffnung. — Vortrag von Prof. Dr. Konrad Zwierzina (Graz): Über die Typen der fabulösen Märtyrerakten. — Vortrag von Prof. Dr. Franz Zinkernagel (Basel): Lessing als Stürmer und Dränger. — Aussprache.	
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	76
Vortrag von Prof. Dr. Albert von Hofmann (Marburg): Das deutsche Land und die deutsche Geschichte, dargestellt an der Landschaft an Werra und oberer Leine. — Vortrag von Prof. Dr. Wilhelm Bruckner (Basel): Heliand und Genesis, das Werk eines Dichters. — Aussprache. — Vortrag von Dr. Friedrich Maurer (Gießen): Arten der deutschen Wortbildung, insbesondere Wortkreuzungen. — Aussprache.	

Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	80
Vortrag von Prof. Dr. Ferdinand Wrede (Marburg): Zu den ersten Lieferungen des deutschen Sprachatlas. — Aussprache. — Vortrag vor Dr. Carl Karstien (Köln): Das althochdeutsche Wörterbuch und Elias Steinmeyers Nachlaß. — Aussprache. — Vortrag von St.-R. Dr. Heinrich Schecker (Bremen): „Het Waapen van Bremen“, Convoy und Kaper um 1700.	
Wissenschaftlicher Ausflug. Donnerstag, den 29. September 1927. 83	
Besichtigung einer Ausgrabung in Diemarden.	
Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	83
Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Liepe (Halle a. S.): Kulturproblem und Totalitätsideal. — Aussprache. — Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Stammler (Greifswald): Die bürgerliche Dichtung des ausgehenden Mittelalters. — Aussprache. — Vortrag von Prof. Dr. Hermann Pongs (Groningen): Zum Symbol in der Lyrik. — Aussprache.	
5. Abteilung: Englisch-amerikanischer Kulturkreis.	
Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927	87
Eröffnung. — Vortrag von Prof. Dr. Alois Brandl (Berlin): Spracheneinheit und Sprechereinheit. — Vortrag von Prof. Dr. Otto Funke (Bern): J. Harris' „Hermes“ und die semasiologische Forschung der Gegenwart. — Vortrag von Prof. Dr. Wilhelm Horn (Breslau): Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung. — Vortrag von Henry George Scheffauer (Berlin): Der Naturalismus in der amerikanischen Literatur.	
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	93
Vortrag von Prof. Dr. Hermann M. Flasdieck (Jena): Der Gedanke einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart. — Vortrag von Prof. Dr. Heinrich Mutschmann (Dorpat): Die amerikanische Sprache. — Aussprache. — Vortrag von Prof. Dr. Levin L. Schücking (Leipzig): Die Wurzeln des puritanischen Persönlichkeitsideals.	
Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	95
Aussprache über die Anglistik in Schule und Universität. 1. Rahmenbericht von Ost.-Dir. Dr. Rudolf Münch (Hannover). — 2. Bericht von Ost.-Dir. Dr. Adolf Krüper (Hagen): Voraussetzungen des kulturkundlichen Unterrichts im Englischen. — 3. Bericht von St.-R. Walter Schwabe (Lübeck): Konzentration und Querverbindungen. — 4. Bericht von St.-R. Dr. Emil Bode (Lübeck): Forderungen der Schule an die Lehrpraxis der Universität. — 5. Aussprache. — Antrag Prof. Dr. Hartensteins an den Hamburger Neuphilologentag. — Vortrag von Prof. Dr. Wilhelm Doegen (Berlin): Die Bedeutung der Lautbibliothek für die Sprachforschung.	
Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	101
Vortrag von Dr. Walther Linden (Dölau bei Halle): Zum Aufbau des Shakespeareschen Erlebnisses. — Vortrag von St.-R. Richard Schade (Berlin): Das Verhältnis des Engländer zum viktorianischen Zeitalter. — Dr. Karl Arns (Bochum): Katholischer Geist im neuen englischen Schrifttum. — Prof. Dr. Wilhelm Dibelius (Berlin): Kolonisationstypus von Neuseeland. — Aussprache.	

6. Abteilung: Romanischer Kulturkreis.

Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927	106
Vortrag von Prof. Dr. Karl Jaberg (Bern): Sprachliche Landschaftstypen. — Vortrag von Prof. Dr. Gerhard Rohlfs (Tübingen):	

Sprache und Kultur. — Vortrag von St.-R. Dr. Willy Grabert (Berlin): Wege und Ziele der Kulturkunde im französischen Unterricht. — Aussprache.

Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927 108

Vortrag von St.-R. Dr. Otto Schumann (Frankfurt a. M.): Zur Beurteilung der Carmina Burana. — Vortrag von Prof. Dr. Adalbert Hämel (Würzburg): Französische und spanische Heldendichtung. — Vortrag von Prof. Dr. Karl Strecker (Berlin): Mittellatein und die höhere Schule. — Aussprache. — Vortrag von St.-R. Dr. Karl Steinweg (Halle): Held und Handlung im griechischen und im klassizistisch-französischen und deutschen Drama.

Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927 112

Vortrag von Prof. Dr. Alfred Pillet (Königsberg i. P.): Anatole France. — Vortrag von Prof. Dr. Heinrich Gelzer (Jena): Der jungkatholische Gedanke im geistigen Leben des heutigen Frankreich. — Vortrag von Dr. Hellmuth Petriconi (Frankfurt a. M.): Der spanische Roman im 20. Jahrhundert.

Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927 114

Vortrag von Prof. Dr. Leo Jordan (München): Lautgesetz oder Lautgewohnheit? — Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Schürz (Graz): Literarischer Stil als Ausdruck einer Kultur. — Vortrag von Prof. Dr. Victor Klemperer (Dresden): Charakterzüge der französischen Lyrik.

7. Abteilung für Philosophie und Pädagogik.

Erste Gesamtsitzung. Dienstag, den 27. September 1927 117

Eröffnung. — Vortrag von Dir. Dr. Edmund Neuendorff (Spandau): Bedeutung und Stellung des Turnens im Lehrplan der höheren Schulen und seine neuzeitliche Gestaltung. — Vortrag von Prof. Dr. Hans Loewe (München): Friedrich Thierschs Kampf um Lebensfragen des deutschen Schulwesens. — Vortrag von Dr. Ernst Reisinger (Schöndorf): Deutsches Landerziehungsheim und Gymnasium der Griechen. — Aussprache. — Vortrag von St.-R. Oskar Hoesch (Düsseldorf): Zeitbedingtes und Überzeitliches in der Bildungsreform von 1925. — Aussprache.

Zweite Gesamtsitzung. Donnerstag, den 29. September 1927 123

Vortrag von Dr. Martin Luserke (Juist): Shakespeare als Erzieher für die Schul- und Laienbühne. — Vortrag von Prof. Dr. Franz Saran (Erlangen): Die Verskunst der deutschen Stänze. — Aussprache. — Vortrag von Prof. Dr. Ewald Geißler (Erlangen): Deutsche Aussprache und Sprechkunde in der Schule. — Vortrag von Ost.-Dir. Dr. Klaudius Bojunga (Frankfurt a. M.): Die Erziehung zur deutschen Sprache durchs Ohr. — Aussprache.

Gruppe 7a: Unterabteilung für Propädeutik.

Erste Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927 127

Vortrag von Ost.-Dir. Dr. Artur Buchenau (Berlin): Bedeutung und Behandlung der kantischen Ethik im Primaunterricht. — Vortrag von St.-R. Dr. Walther Kranz (Berlin-Grünwald): Die platonische Ideenlehre im Primaunterricht des Gymnasiums.

Zweite Sitzung. Freitag, den 30. September 1927 128

Vortrag von Prof. Dr. Helmuth Pleßner (Köln): Die Lehre vom Menschen (philosophische Anthropologie) als Leitfaden der Propädeutik. — Vortrag von St.-R. Dr. Johannes Erich Heyde (Greifswald): Die philosophischen Arbeitsgemeinschaften. Erfahrungen und Vorschläge.

Gruppe 7b: Unterabteilung für Erziehungslehre.

Erste Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927 130

Eröffnung, — Vortrag von OSt.-Dir. Dr. Julius Schöнемann (Bad Homburg): Problematisches in der Berufsarbeit an höheren Schulen in Hinsicht auf die gegenwärtige geistige Einstellung der Schule und des Publikums. — Vortrag von Prof. Dr. Herman Nohl (Göttingen): Die Ausbildung der Lehrer an höheren Schulen auf der Universität. — Vortrag von Prof. Dr. Max Siebourg (Koblenz): Die praktische Ausbildung der zukünftigen Lehrer an höheren Schulen. — Aussprache.

Zweite Sitzung. Freitag, den 30. September 1927 134

Vortrag von St.-R. Dr. Paul Gohlke (Berlin): Die Mathematik und das humanistische Bildungsideal. — Vortrag von Prof. Dr. Hans Freyer (Leipzig): Sprache und Kultur. — Vortrag von St.-Dir. Dr. Heinrich Weinstock (Frankfurt a. M.): Sprachunterricht und Kulturkunde.

Gruppe 7c: Unterabteilung für Kunstwissenschaft.

Einzige Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927 137

Eröffnung. — Vortrag von Prof. Dr. Erwin Panofsky (Hamburg): Die Antike in der nordischen Gotik. — Vortrag von Dr. Franz Roh (München): Die Hauptgegensätze in der modernen Malerei und ihre pädagogische Bedeutung. — St.-R. Dr. K. Hilpert (Berlin): Mitteilungen über den „Bund für Kunstausstellungen für Schulen“.

Gruppe 7d: Unterabteilung für Musikwissenschaft.

Erste Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927 141

Vortrag von Dr. Heinrich Bessler (Freiburg): Mittelalter, Reformation und Renaissance in der altniederländischen Musik. — Vortrag von Prof. Dr. Jacques Handschin (Basel): Über einige Berührungspunkte von Philologie und Musikwissenschaft. — Aussprache. — Vortrag von Dr. Gustav Becking (Erlangen): Nationale Haltungen im musikalischen Rhythmus.

Zweite Sitzung. Freitag, den 30. September 1927 143

Vortrag von Dr. Joseph Müller-Blattau (Königsberg): Wie erreicht eine Erziehung zur Musik ihren menschenbildnerischen Zweck? — Aussprache. — Vortrag von Prof. Dr. Heinrich Martens (Berlin): Die Auswirkung der Richtlinien für den Musikunterricht an den höheren Lehranstalten Preußens. — Vortrag von Dr. Bruno Stäblein (Koburg): Musikwissenschaftliches im Schulunterricht.

Gruppe 7e: Unterabteilung für Hygiene und Leibesübungen.

Einzige Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927 145

Vortrag von Prof. Dr. Peter Jaeck (Marburg): Untersuchungen über den Einfluß der Gesamterziehung auf die körperliche Leistungsfähigkeit. — Vortrag von Dr. Richard Stempel (Kiel): Höhere Schule und Neuordnung der Turnlehrerausbildung in Preußen. — Vortrag von St.-R. Bernhard Zimmermann (Göttingen): Bierstudent und Sportstudent.

8. Abteilung für Religionswissenschaft und Volkskunde.

Einzige Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927 148

Eröffnung. — Vortrag von Prof. Dr. Hans Naumann (Frankfurt a. M.): Christentum und deutscher Volksglaube. — Vortrag von OSt.-R. Dr. Julius Richter (Frankfurt-Eschersheim): Der Einfluß Herders auf die Religion des jungen Goethe.

9. Abteilung für Geographie und Ethnologie.

	Seite
Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927	150
Vortrag von St.-R. Dr. Otto Graf (Nordenham): Die philosophische Durchdringung des geographischen Unterrichts. — Vortrag von St.-R. Dr. Oswald Muris (Charlottenburg): Die Erdkunde im Rahmen der deutschen Bildung. — Vortrag von Landesschulrat Dr. Sebald Schwarz (Lübeck): Abstraktion und Anschauung im Erdkundeunterricht. — Vortrag von St.-R. Dr. Helene Radeck (Cuxhaven): Das Auslandsdeutschum im erdkundlichen Unterricht. — Aussprache.	
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	153
Vortrag von Dr. Hans Plischke (Leipzig): Das Zeitalter der Weltumseglungsfahrten und die Naturvölker. — Vortrag von St.-R. Dr. Gustav Kappe (Bremen): Rasse und Bewegung. — Vortrag von Dr. Hans Dörries (Göttingen): Siedlungsgeographische Probleme in Nordwestdeutschland.	
Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	155
Vortrag von St.-R. Dr. Emil Hinrichs (Lübeck): Die Landschaft im Unterricht. — Vortrag von St.-R. Dr. Emil Lücke (Münster i. W.): Das neue erdkundliche Lehrbuch. — Vortrag von St.-R. Dr. Hermann Wagner (Lüneburg): Kartographische Arbeiten auf der Oberstufe.	
Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	157
Vortrag von Dr. Karl Jacob-Friesen (Hannover): Urgeschichte in der Schule. — Vortrag von Prof. Dr. Siegfried Passarge (Hamburg): Landschaftskundliche Aufnahmen in der Rhön.	

10. Abteilung für Mathematik und Physik.

Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927	159
Vortrag von Prof. Dr. Hans Geiger (Kiel): Über Atomzertrümmerung. — Vortrag von Prof. Dr. Erich Waetzmann (Breslau): Über neuere Probleme der Akustik. — Vortrag von Prof. Dr. Rudolf Tomaschek (Marburg): Über neuere Experimentaluntersuchungen zur Frage der absoluten Bewegung.	
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	160
Vortrag von Prof. Dr. Paul Bernays (Göttingen): Probleme der theoretischen Logik. — Vortrag von Prof. Dr. Leonard Nelson (Göttingen): Kritische Philosophie und mathematische Axiomatik. — Vortrag von Dr. Karl Grandjot (Göttingen): Graphische Behandlung mathematischer Spiele.	
Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	163
Vortrag von Ost.-R. Dr. Bernhard Bavink (Bielefeld): Infinitesimalrechnung im Physikunterricht. — Vortrag von Prof. Dr. Walter Hückel (Göttingen): Chemieunterricht in der Schule und die Ausbildung der Oberlehrer an der Hochschule.	
Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	165
Vortrag von Prof. Dr. Otto Toeplitz (Kiel): Das Wechselspiel zwischen absoluter und angewandter Mathematik und die daraus für den Unterricht sich ergebenden Probleme. — Vortrag von St.-R. Dr. Karl Bögel (Schulpforta): Der sprachliche Ausdruck in der Mathematik und im mathematischen Unterricht.	

11. Abteilung für Biologie und Chemie.

Seite

Erste Sitzung. Dienstag, den 27. September 1927	167
Vortrag von Dr. Theodor Schmucker (Göttingen): Reizleitung bei Pflanzen. — Demonstrationen zur Erblchkeitslehre (Dr. Kröning und Prof. Dr. Fritz von Wettstein).	
Zweite Sitzung. Mittwoch, den 28. September 1927	168
Vortrag von Prof. Dr. Alfred Coehn (Göttingen): Neue Ergebnisse der Photochemie.	
Dritte Sitzung. Donnerstag, den 29. September 1927	168
Gemeinsam mit Abteilung 10.	
Vierte Sitzung. Freitag, den 30. September 1927	168
Führung durch den botanischen Garten durch Garteninspektor Bonstedt (Göttingen).	

IV. Rahmenveranstaltungen.

1. Allgemeine Veranstaltungen geselliger und künstlerischer Art	169
Montag, den 26. September 1927.	
Geselliges Beisammensein. — Vorspruch von Dr. Wilhelm Vogt. — Begrüßung durch St.-Dir. Dr. Eduard Lisco.	
Dienstag, den 27. und Donnerstag, den 29. September 1927.	
Theaterabend (Roswitha von Gandersheim und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig). — Geistliches Konzert in der Marienkirche.	
Mittwoch, den 28. September 1927.	
Damentee auf dem Rohns. — Gymnastikabend von Niels Bukh. — Vortrag von Dr. Chr. Mahrenholz (Groß-Lengden): Über die Orgelbaufrage. — Festessen, veranstaltet von der Stadt Göttingen: Ansprache von Geh. Rat Prof. Dr. Thiersch.	
2. Ausstellungen	175
A. Ausstellung der Göttinger Feinmechanik.	
B. Buch- und Lehrmittelausstellung.	
C. Ausstellung von Karten und Kartenwerken.	
D. Ethnographische Ausstellung.	
E. Ausstellung von Handschriften und Druckwerken, besonders des 18. Jahrhunderts. — Eröffnungsrede von Bibliotheksdirektor Geh. Rat Prof. Dr. Richard Fick (Göttingen).	
3. Ausflüge im Anschluß an die Tagung	182
A. Dreitägige Exkursion in die Rhön.	
B. Burgenfahrt.	
C. Ausflug nach Hildesheim.	
4. Versammlungen in Verbindung mit der Tagung	184

V. Statistisches.

1. Festschriften und Festgaben	185
2. Teilnehmerliste	188
3. Zusammenstellung der Teilnehmer	210
4. Zusammenstellung der Vortragenden	210

I.

Aufbau der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

A. Vorsitz der Versammlung.¹⁾

1. Vorsitzender: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hermann Thiersch.
2. Vorsitzende: Oberstudiendirektor Dr. Walter Lietzmann.
Studiendirektor Dr. Eduard Lisco.

B. Obmänner der Abteilungen.

1. Abteilung für Altertumswissenschaft:

Prof. Dr. Max Pohlenz.

Oberstudiendirektor Dr. Marcus Ites (Ilfeld).

Gruppe a: Für *klassische Philologie*:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Reitzenstein.

Prof. Dr. Wilhelm Baehrens.

Gruppe b: Für *alte Geschichte*:

Prof. Dr. Ulrich Kahrstedt.

Oberstudienrat Prof. Dr. Hugo Willrich.

Gruppe c: Für *klassische Archäologie*:

Prof. Dr. Friedrich Koepp.

Studienrat Dr. Karl Kahle.

2. Abteilung für Semitistik und Ägyptologie:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Mark Lidzbarski.

Prof. Dr. Hermann Kees.

Studienrat Dr. Emil Große-Brauckmann.

3. Abteilung für Indogermanistik und Indologie:

Prof. Dr. Eduard Hermann.

Prof. Dr. Emil Sieg.

Studienrat Dr. Hans Meltzer (Hannover).

1) Soweit nicht ein anderer Ort in Klammer angegeben wird, ist der Wohnsitz in Göttingen.

4. Deutscher Kulturkreis:

Prof. Dr. Rudolf Unger.

Oberstudienrat Karl Baustaedt.

Gruppe a: Für *Geschichte*:

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl Brandi.

Gruppe b: Für *Sprache und Literatur*:

Prof. Dr. Friedrich Neumann.

Studienrat Dr. Georg Eickemeyer.

5. Englisch-Amerikanischer Kulturkreis:

Prof. Dr. Hans Hecht.

Oberstudiendirektor Dr. Richard Münch (Hannover).

6. Romanischer Kulturkreis:

Prof. Dr. Alfons Hilka.

Studiendirektor Dr. Alfred Günther (Wunstorf).

Oberstudienrat Dr. Ernst Zellmer (Göttingen, jetzt Stargard).

7. Abteilung für Philosophie und Pädagogik:

Prof. Dr. Herman Nohl.

Prof. Dr. Moritz Geiger.

Gruppe a: Für *Propädeutik*:

Prof. Dr. Georg Misch.

Studienrat Dr. Hermann Hegenwald.

Gruppe b: Für *Erziehungslehre*:

Oberstudienrat Dr. Otto Wecker.

Privatdozent Dr. Erich Weniger.

Gruppe c: Für *Kunstwissenschaft*:

Prof. Dr. Georg Graf Vitzthum.

Studienrat Dr. Max Carstenn.

Gruppe d: Für *Musikwissenschaft*:

Prof. Dr. Friedrich Ludwig.

Studienrat Dr. Willi Rehkopf.

Gruppe e: Für *Hygiene und Leibesübungen*:

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Hans Reichenbach.

Studienrat Bernhard Zimmermann.

8. Abteilung für Religionswissenschaft und Volkskunde:

Geh. Konsistorialrat Prof. D. Alfred Bertholet (Göttingen, jetzt Berlin).

Prof. D. Walter Bauer.

Oberstudiendirektor Max Heinrich.

9. Abteilung für Geographie und Völkerkunde:

Prof. Dr. Wilhelm Meinardus.

Studienrat Hans Henze.

10. Abteilung für Mathematik und Physik:

Prof. Dr. Robert Pohl.

Prof. Dr. Edmund Landau.

Studienrat Dr. Hermann Weinreich.

Studienrat Dr. Friedrich Seyfarth.

11. Abteilung für Biologie und Chemie:

Prof. Dr. Alfred Kühn.

Prof. Dr. Fritz von Wettstein.

Prof. Dr. Alfred Windaus.

Studienrat Hans Willers.

Studienrat Dr. Wilhelm Weber.

C. Ausschüsse der Tagung.

1. Finanzausschuß:

Prof. Dr. Ulrich Kahrstedt.

Bankdirektor Ernst Benfey.

2. Einladungsausschuß:

Prof. Dr. Hermann Fränkel.

Bibliotheksrat Dr. Max Arnim.

Studienrat Prof. Dr. Hermann Trommsdorff.

Studienrat Dr. Ernst Hautsch.

3. Empfangs- und Wohnungsausschuß:

Prof. Dr. Hermann Kees.

Studienrat Prof. Dr. Hermann Trommsdorff.

Studienrat Dr. Georg Hachfeld.

Studienrat Karl Wundram.

Studienassessor Wilhelm Kranz.

Frau Prof. Hecht.

Magistratsrat Ernst Briেকে.

4. Ausschuß für besondere Veranstaltungen:

Prof. Dr. Hans Hecht.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl Brandi.

Studienrat Wilhelm Auffenberg.

5. Ausschuß zur Bestimmung der Vortragsräume:

Prof. D. Bauer (Auditorienhaus).

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Thiersch (Seminargebäude).

Studiendirektor Dr. Lisco (Gymnasium).

Oberstudiendirektor Dr. Lietzmann (Oberrealschule).

6. Presse-Ausschuß:

Privatdozent Dr. Wilhelm Mommsen.

Studienrat Prof. Dr. Paul Ssymank.

Studienrat Dr. Erich Dieterich.

Studienrat Dr. Kurt Kauenhowen.

Dieser Ausschuß wurde am 22. August zu einer umfangreichen Pressestelle umgewandelt, der man einen großen Stab von festbestimmten Berichterstattem über die einzelnen Vorträge angliederte. Da Dr. Mommsen infolge seiner Teilnahme am Grazer Historikertag auf ein Mitwirken an der Philologenversammlung verzichten mußte, übernahm Dr. Ssymank die Leitung. Außer ihm arbeiteten in der Pressestelle:

Studienrat Dr. Erich Dieterich.

Studienrat Dr. Kurt Kauenhowen.

Studienassessor Wilhelm Kranz.

Erl. stud. math. et rer. nat. Helga Ssymank.

Die Pressestelle wurde in entgegenkommender Weise von der Universität und dem Magistrat Göttingen durch Stellung von Schreibmaschinen und von geübtem Personal unterstützt. Auch gewährte ihr der Leiter der städtischen Pressestelle, Dr. jur. Amandus Sebastian¹⁾, in dankenswerter Weise wiederholt Rat und wertvolle Hilfe.

D. Geschäftsstelle der Tagung.

Als Geschäftsstelle diente ein Zimmer des Staatlichen Gymnasiums, Göttingen, Theaterplatz 10. Die Stelle der Sekretärin versah mit ebenso großer Hingabe wie Umsicht Fräulein Hildegard Dieterichs.

1) Dr. Sebastian starb am 9. April 1928.

II.

Vollversammlungen.

Erste Vollversammlung.

Dienstag, den 27. September, vormittags 9 Uhr.

Als Versammlungsort dient die Aula der Universität am Wilhelmsplatz. Zur Eröffnung spielt unter Leitung von Kapellmeister Fritz Lehmann das verstärkte Theaterorchester G. Fr. Händel: Concerto grosso Nr. 18 F-dur. Andante — Allegro — Largo — Allegro.

Dann nimmt der 1. Vorsitzende Geh. Rat Prof. Dr. Hermann Thiersch das Wort zu seiner Eröffnungsansprache:

„Was vor zwei Jahren in Erlangen bei der Wahl des Ortes der diesjährigen Versammlung gerade Göttingen entscheidend in den Vordergrund gerückt hat, weiß ich nicht. Der nahende 100. Geburtstag Paul de Lagarde's und die 125. Wiederkehr der epochemachenden Entzifferung der Keilschrift durch Grotefend hier, so würdige Festanlässe beides sind, werden es kaum gewesen sein. Aber jedenfalls ist es, als ob die beiden Orte, Erlangen und Göttingen, so verschieden sie im übrigen sein mögen, durch gewisse analoge Verhältnisse und geistige Beziehungen von Zeit zu Zeit einander nahe gebracht werden. Nicht nur haben beide Hochschulen sehr aristokratisch geartete Anfänge, nicht nur gab es einst in Erlangen wie im alten Göttingen ein fürstliches Wappenalbum für die Immatrikulation der Grafen und Barone und eine entsprechend feudal abgestufte Gebührenskala, nicht nur übernahmen beide das Erbe älterer Ritterakademien und älterer Nachbaruniversitäten, hier Lüneburgs und Helmstedts, dort Bayreuths und Altdorfs; kaum eine Generation ist vergangen, in der nicht die beiden Hochschulen Dozenten von Ruf gemeinsam gehabt, miteinander ausgetauscht hätten: von Ammon, jenem führenden Theologen des 18. Jahrhunderts an, über K. v. Siebold, Strohmeyer, Felix Klein und manchen andern bis zu Oertmann und Binder, den Gegenwärtigen. Als Universitäten betrachtet liegen die Geburtstage Erlangens und Göttingens näher beisammen als irgendwelche sonst: Erlangen nur 7 Jahre jünger als Göttingen und wohl nicht ohne dessen anregendes Vorbild ins Leben gerufen. Und nun folgt innerhalb von 9 Jahrzehnten und in der jetzt schon langen Reihe von 56 Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner eigentümlicherweise zum

zweiten Male unmittelbar auf eine solche Tagung in Erlangen eine in Göttingen. So wie es jetzt ist, hat es sich auch schon vor 75 Jahren abgespielt, als unser Göttingen von 1852 dem Erlangen von 1850 auf dem Fuße folgte.

Ich kann diese Beziehungen nicht berühren, ohne mit besonderem Dank der mannigfachen Auskünfte und guten Ratschläge zu gedenken, mit denen aus seinen Erfahrungen heraus der hochverdiente Präsident der Erlanger Versammlung von 1925, Herr Kollege Otto Stählin, uns bei der Vorbereitung unserer Tagung immer wieder aufs freundlichste unterstützt, beruhigt und gefördert hat.

Daß unsere kleine Stadt schon zum zweiten Male die hohe Ehre hat, eine solch illustre Versammlung in ihren Mauern tagen zu sehen, während so manche viel bedeutendere, interessantere und schöner gelegene deutsche Stadt wie Königsberg, Lübeck, Danzig, Magdeburg, Eisenach, Weimar, Aachen, Worms, Speyer, Freiburg oder Konstanz noch niemals eine solche Versammlung beherbergt haben, das hat bei Göttingen freilich seine besonderen Gründe.

Göttingen kann sich rühmen, die Wiege aller dieser Versammlungen zu heißen. Vor wenig Tagen, am 20. September, sind es genau 90 Jahre gewesen, seit drüben hinter dem ehemaligen Gymnasium in der schlichten Amtswohnung des damaligen Gymnasialdirektors Ranke, in dem hohen Gebäude, in welchem heute noch in geschlossener Front eine ganze Reihe der Herren vom Gymnasium wohnen — unsere Jungen nennen den ersten Bau in ihrer Sprache die „Paukerburg“ —, es war vor genau 90 Jahren, daß eben in diesem Hause die konstituierende Sitzung mit der Festlegung der Statuten stattfand, auf denen seither das blühende und immer noch weiter sich ausbreitende Wachstum der deutschen Philologen- und Schulmännerversammlungen sich entfaltet hat.

Man kann sagen, diese Philologenversammlungen sind ein Sonntagskind. Ihr Geburtstag fällt zusammen mit dem Geburtsfest unserer Universität, ihr Plan trat ans Licht bei dem größten Jubelfest, das unsere Georgia Augusta bisher erlebt hat, bei ihrer glänzenden Säkularfeier von 1837. Unmittelbar an dem auf ihren Hauptfesttag folgenden Tage hatte „die Königin der Universitäten“, wie man diese alma mater im 18. Jahrhundert mit Recht nennen durfte, aus ihrem eigensten, innersten Leben heraus dies lebenskräftige Kind geboren: eine glückliche, leichte, mühelose, überraschende, in ganz Deutschland freudigst aufgenommene Geburt.

Was war es, das den Göttinger Festjubiläum, der damals so viele in froher Geselligkeit vereinigte, so unerwartet auf einmal verdoppelt hat? Von wo war der zündende neue Gedanke gekommen? — Er war ge-

kommen aus dem Herzen Deutschlands, aus jenem Lande, das mit einem ausgesprochenen Gemeinsinn, Sinn für geselligen Zusammenschluß, für Synthese jeder Art ein starkes soziales Verantwortlichkeitsbewußtsein und einen munter und fortschrittlich vorwärts treibenden, klaren Geist vereinigt: aus Thüringen. In dem großen „Verstandhause“ aber, wie Alexander v. Humboldt Göttingen einmal als Göttinger Studio genannt hat, mußte jede gute, einleuchtende Anregung auf fruchtbaren Boden fallen.

Eine gelbe Biedermeierkutsche der damaligen Extrapost war es gewesen, in der auf der Fahrt durchs grüne Land von Gotha nach Göttingen Valentin Rost seinen vier philologischen Reisegefährten und Freunden zum ersten Mal seinen Plan der neuen Organisation auseinandergesetzt hat. Zögernd zunächst, die zu erwartenden Schwierigkeiten klarer überschauend als seine Genossen, aber dann, als er in Göttingen die Stunde wirklich gekommen sah, begeisternd für sie eintretend, stellte Friedrich Thiersch den entscheidenden Antrag mit sofort und stürmisch durchschlagender Wirkung.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß in ganz Deutschland kein anderer Ort für diese neue Gründung so prädestiniert gewesen ist als eben Göttingen mit seiner Georgia Augusta, mit seinem ersten philologischen Seminar, mit seiner ersten philologischen Immatrikulation (Friedrich August Wolff), mit seiner wahrhaft großen philologischen Tradition — Gesner, Heyne, Otfried Müller —, mit seiner eminenten Fruchtbarkeit auf dem ganzen Gebiete der Altertumswissenschaft, mit seiner methodisch vorzüglichen Ausbildung humanistischer Schulmänner, endlich auch mit der ganzen Wucht seines großen internationalen Ansehens.

Wenn Gerlach Adolph v. Münchhausen die Georgia Augusta mit Stolz seine Tochter nennen durfte, so darf man mit demselben Recht die Institution der deutschen Philologentagung eine Tochter der Georgia Augusta nennen. Und wenn diese Tochter die klassischen Züge der Mutter trägt, so ist das nur in Ordnung.

Zu den gemeinsamen Zügen im Antlitz von Mutter und Tochter gehört aber auch noch ein anderer Zug. Das ist der einer ungewöhnlichen geistigen Weite. Das war es ja, was die Georgia Augusta aus der Schar all ihrer Schwestern so emporhob: eine wahrhaft kosmopolitische Weite des geistigen Horizontes, der universale Charakter der von ihr gepflegten Wissenschaftsgebiete und die voraussetzungslose, kühne, freie, umfassende Art, mit der hier in all diesen Fächern gelehrt wurde. Die Georgia Augusta ist der Erstling gewesen der wirklich neuzeitlich gearbeteten Universitäten, zum ersten Mal gänzlich unbelastet von den engen Traditionen des Mittelalters.

Wenn auch unsere Philologentagungen von Anfang an völlig frei gewesen sind von jeder Engherzigkeit des Faches, wenn sie vom ersten Tage ihres Lebens an bestrebt waren, den Segen der ihnen anvertrauten humanistischen Güter allen Kreisen zu spenden, wenn schon im Gründungsstatut auch die Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften ausdrücklich mit eingeladen werden sollten zu diesen Versammlungen: so ist dies alles unverkennbares Göttinger Erbe.

Es kann uns Humanisten und Philologen nichts sicherer vor Überhebung bewahren, als wenn wir uns klar machen, wie eben die Naturwissenschaften es waren, die vorbildlich und führend gewesen sind auch für unsere Philologentagungen; und wie gerade hier in Niedersachsen, hier in Göttingen, bis zur heutigen Tagung die Naturwissenschaften nicht aufgehört haben, ihrer humanistischen Schwester treulich zur Seite, ja vielfach voranzugehen.

Nicht unsere Philologen- und Schulmännerversammlungen sind die ältesten wissenschaftlichen Kongresse Gesamtdeutschlands. Anderthalb Jahrzehnte älter als sie sind die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Ärzte, welche zum ersten Male 1822 in Leipzig zusammentraten und deren neunzigste im nächsten Jahre als ein Riesenkongreß in Hamburg und Lübeck zugleich stattfinden soll.

Unter dem unmittelbaren Eindruck einer solchen, schon damals imposanten Naturforscherversammlung und der anregenden und erhebenden Wohltat ihrer geistigen Auswirkung stehend, der Versammlung zu Jena 1836, hatte der schon genannte Philologe Valentin Rost aus Gotha den entscheidenden Gedanken gefaßt: Warum sollte ein solch fruchtbarer Zusammenschluß nicht auch bei uns möglich sein?! So wurde die Philologen- und Schulmännerversammlung tatsächlich genau dem großen Muster der Naturforscherversammlungen nachgebildet. Die Art der Organisation, der Berichterstattung, der zeitlichen Ansetzung und Einteilung, die Hauptgrundsätze sind bei beiden Institutionen genau dieselben. In erster Linie nicht Vorträge und Referate, die man auch gedruckt lesen kann, sondern vor allem persönliche Annäherung, anregender Austausch von Ideen, Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, welche, wie es gleich im § 2 dieser Naturforscherstatuten heißt, „den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmut, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren“.

Je stärker die Meinungs- und Schulverschiedenheiten, je schroffer und tiefer die Zerklüftungen waren — und dies waren sie damals auf geisteswissenschaftlichem Gebiete weit mehr als auf naturwissenschaftlichem —, desto stärker mußte das Verlangen sein nach solchen Möglichkeiten wissenschaftlichen Austausches und solchen Gelegenheiten engeren Zusammenschlusses.

Was aber konnte gerade Göttingen erwünschter, natürlicher, wesensgemäßer sein als eben ein enger Anschluß der Geisteswissenschaften an die Naturwissenschaften! Es hat eine prägnant symbolische Bedeutung, daß die überragende Gestalt Alexander v. Humboldts, eines der großen Alumnen unserer Georgia Augusta, jener ersten konstituierenden Sitzung hier in Göttingen präsiert hat. Und weiter ist es kein Zufall, wenn gerade hier auf niedersächsischem Boden, auf der Philologen- und Schulmännerversammlung in Hannover 1864 die grundlegenden Fragen des mathematischen Unterrichts unter der Führung von Felix Klein zum ersten Male entscheidend diskutiert worden sind. Und heute, wo draußen, bei unseren neuen naturwissenschaftlichen Instituten als allerjüngste Zweige dieses mächtigen Astes am Stamme solch kräftiger Entwicklung das große neue mathematische Institut und die große neue Oberrealschule soeben aus dem Boden wachsen und unter Dach kommen wollen, — heute ernten wir die Früchte einer langen, weisen, sorgsam Tradition.

So gleicht Göttingen in der Tat von Anfang an einer Ellipse mit zwei leuchtenden Brennpunkten. So haben neben dem Altar, den man den Wissenschaften in Universität und Sozietät hier errichtet hat, von Anfang an zwei Leuchter gestanden, ein doppelter Kandelaber. So kann es gar nicht anders sein, als daß auch unsere jetzige Tagung dieselbe Doppelnatur aufweist, daß neben den geisteswissenschaftlichen Fächern auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen stärker als sonst vertreten sind. Wersollte das nicht freudig und dankbar begrüßen?

Wir sind die Erben geworden eines Segens, den vor nun 125 Jahren Georg Brandes in seiner großen Denkschrift über die Georgia Augusta einmal klassisch formuliert hat in Worten, die ich hier anführen möchte, da sie ebenso gut auf unsere Tagung bezogen werden können wie auf die Fakultät, welche ihr Ausgangspunkt, ihr Mutterboden gewesen ist und an die Brandes dabei unmittelbar gedacht hat. Er sagt:

„Die Philosophische Fakultät enthält das Salz der Erde, dessen alle anderen Fakultäten bedürfen, und bei einer verminderten Vorsorge für die philosophische Fakultät würden die übrigen Fakultäten bald in das Dürftige herabsinken. Eine Hauptursache des Ruhmes von Göttingen war stets die vorzügliche Fürsorge, die seine Kuratoren auf die Erhaltung eines blühenden Zustandes gerade der philosophischen Fakultät gelegt haben.“ Gemeint ist jene alte philosophische Gesamtfakultät, welche noch Geistes- und Naturwissenschaften in gleicher Weise umfaßte zu einer Einheit, wie sie heute noch als in einer Spiegelung höherer Art in unserer Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften völlig intakt und in gegenseitig befruchtender Anregung der beiden Sparten erhalten ist. —

Nicht überall haben wir unser ursprüngliches Programm einhalten können. Mancherlei Änderungen und Ausfall werden Sie in seiner neuen Ausgabe bemerkt haben. Aber da der Tisch von Anfang an reichlich gedeckt war — und hier darf ich nun öffentlich all denen danken, die in irgendeiner Weise dazu beigetragen haben, ihn so vielseitig zu gestalten, ihn mit seinen mannigfachen Zugaben, Vorbereitung und Rahmenwerk zu versehen — es war der Tisch so reichlich gedeckt, daß Sie auch jetzt noch, nach den erfolgten Abstrichen, wie wir hoffen, nicht hungrig davon aufstehen werden.

Zu danken habe ich vor allem dem Reichsministerium des Innern wie dem Preußischen Staatsministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung für wiederholte und namhafte Zuwendungen, die es uns ermöglicht haben, Landsleuten aus der Ferne die Reise zu erleichtern. Freudiger Dank, den ich besonders für das große Geschenk der Festspiele im Theater an zwei Abenden gleich hier aussprechen möchte, gebührt dann unserer Stadtverwaltung. Besonderer Dank weiter den Verlagsfirmen, die in stattlicher Reihe und durch Geldspenden die Vorbereitung unserer Veranstaltungen gefördert haben, am vornehmsten von allen und nicht zum ersten Male die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin, dann das Haus Rudolf Oldenbourg in München.

Neben all diesem Erfreulichen steht aber Herbes genug. Wir haben schwere Verluste zu verzeichnen, die uns in den letzten Wochen ganz unmittelbar getroffen haben. Obenan steht der unerwartet frühe Tod Hermann Abert's, der in eben dieser unserer Eröffnungssitzung hätte sprechen sollen. Mitten aus reichstem Schaffen heraus hat ihn der Tod uns geraubt. Wir betrauern in ihm den Ersten seines Faches, den Philologen unter den Musikern. In Tübingen von Otto Crusius mit den delphischen Hymnen für die Philologie gewonnen, in Halle in freundschaftlichem Verkehr mit Dittenberger, Blaß, Wissowa, Robert und Bechtel innig verbunden, von Otto Jahn die große Mozartarbeit übernehmend, war er zu dem geworden, von dem wir hoffen durften, daß er nicht nur eine neue umfassende Bearbeitung der antiken Musikentwicklung, sondern auch eine solche der neueren Zeit, besonders des 18. Jahrhunderts uns noch schenken würde. Gesundheit und Schaffensfreude, die H. J. Moser ihm vor drei Jahren noch zum Antritt des Berliner Ordinariats gratulierend gewünscht, sollten ihm nur zu kurz vergönnt sein. 55jährig ist er ins Grab gesunken. Nun ruht er in seiner schwäbischen Heimerde. Die apollinische Leier an der Stirn dieses Katheders, von dem aus er heute hat sprechen wollen, ist schwarz umflort. Ich fordere Sie auf, meine Damen und Herren, zum ehrenden Gedächtnis Hermann Abert's, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

Ebenso unerwartet und allzu früh, noch nicht 62jährig, ebenso mitten aus reichster Tätigkeit heraus ist vor ganz kurzem Walter Amelung hinweggerafft worden, der ausgezeichnete Kenner antiker Plastik und langjährige Sekretär unseres Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Noch auf der letzten Versammlung in Erlangen hat er uns aus der Fülle seiner römischen Entdeckungen heraus einen interessanten Vortrag gehalten. Unter den Archäologen war er der Künstler. Den Philologen werden besonders seine metrischen Übersetzungen und Rezitationen antiker Dichtungen in Erinnerung sein. Keiner hat auch die schwere Kunst des Verstehens und Vermittelns in den schweren Jahren nach dem Krieg in Italien so vorzüglich, ja so elegant zu handhaben gewußt und erfolgreich geübt wie W. Amelung. Damit allein schon hat er auf seinem exponierten Posten der deutschen Altertumswissenschaft im Süden einen unschätzbaren Dienst erwiesen, dessen volle Bedeutung manchen erst jetzt zum Bewußtsein kommen wird.

In den Sektionen wird im einzelnen all derer gedacht werden, die ich hier für die einzelnen Gebiete nicht alle nennen kann, die wie Hugo Greßmann, der Religionshistoriker, noch bei der letzten Versammlung gesprochen haben, oder die wie Felix Klein, unser Göttinger Heros, zu den unvergeßlichen Führern ihrer Wissenschaft gehört haben. Ihre Schar, die Schar derer, die wir verloren haben, ist groß. Aber wir wissen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Soweit sie in Göttinger Erde ruhen und in dieser ruhen auch schon seit langer Zeit — wir grüßen sie heute alle mit frischen Kränzen und Blumen des Herbstes und wissen uns eins mit ihnen auch heute noch.

Ich wende mich zu den Reihen der Lebenden und zu der Schar unserer verehrten Gäste. Ihnen allen, die Sie unsrer Einladung in so großer Zahl gefolgt sind, einen frohen herzlichen Willkommensgruß! Ganz besonders den treuen Stammesgenossen von jenseits der Reichsgrenzen, aus Österreich und der Schweiz, aus Siebenbürgen und dem Baltikum, den Freunden aus Schweden und Dänemark, aus Ungarn und Italien! Wir grüßen Österreich, das schon auf der allerersten dieser Versammlungen, 1838 in Nürnberg, durch einen hervorragenden Mann, den Erzieher seines damaligen Kaisers, vertreten war; das sich mit vier Versammlungen und der umfassendsten aller Festschriften (Wien 1893) auch später immer so freudig und lebendig beteiligt hat und diesmal mit einer besonders stattlichen Delegation in unserer Mitte vertreten ist. Wir grüßen die Schweiz, die mit Zürich und dem ehrwürdig heimeligen Basel uns schon dreimal gastlich aufgenommen hat! Möge es Ihnen allen, meine Damen und Herren, hier gefallen in unserer kleinen Stadt, die Wiederanknüpfung alter Beziehungen

und die Anknüpfung neuer Fäden uns gegenseitig wissenschaftliche und vaterländische Stärkung sein!

Ich habe die hohe Ehre, heute hier begrüßen zu dürfen Seine Magnifizenz, den Rektor der Universität, Herrn Prof. Heubner; den Vorsitzenden unseres Göttinger Universitätsbundes, Herrn Geheimrat Brandi; den Herrn Kurator unserer Universität und eifrigen Förderer auch dieser unserer Tagung, Herrn Geheimrat Valentiner; die Spitzen unserer Stadt, Herrn Oberbürgermeister Dr. Jung, Herrn Bürgermeister Dr. Warmbold und den Wortführer im Bürgervorsteherkollegium, Herrn Dr. Ulrici. Ich habe die hohe Ehre, begrüßen zu dürfen den Herrn Generalsekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin, Prof. Dr. Rodenwaldt mit einem ganzen Stab seiner Mitarbeiter; den Herrn Vizepräsidenten des Provinzialschulkollegiums in Hannover Brodthage; die Abgesandten von nicht weniger als 7 andern Provinzialschulkollegien in Preußen: von Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen, der Rheinprovinz, Hessen-Nassau. Ferner die Vertreter der verschiedenen Fraktionen des preußischen Landtags. Die Vertreter der deutschen Länder, der Ministerien und der Schulverwaltungen in ihren Delegierten; die Vertreter von Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Thüringen, Braunschweig, Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. In erster Linie aber das Haupt der größten Unterrichtsverwaltung Deutschlands, Herrn Staatsminister Prof. D. Dr. Becker aus Berlin. Ich spreche Ihnen, Herr Staatsminister Becker, für Ihr persönliches Erscheinen in unserer Mitte unser aller besonderen Dank aus!

Was könnte es auch für uns vom klassischen Altertum Erfreulicheres geben, als das hohe klassische Ideal der nach Leib, Seele und Geist harmonisch durchgeführten Menschenbildung, unser altes, unser humanistisches Ideal, durch Sie selbst, Herr Staatsminister, in eigener Person, mit beiden Händen förmlich, in Wort und Schrift und Tat hineingetragen zu sehen in das Fundament unserer gesamten Volkserziehung, in die Ausbildung selbst der Volksschullehrer; daß gerade diesem Ideal, dem alten, ewig neuen, dem Ideal des *ἀνὴρ καλὸς κ' ἀγαθός*, Ihre eigenste Schöpfung, der ganz neue Typus der pädagogischen Akademien geweiht sein soll! Wie sollten wir zur Erreichung dieses hohen Zieles von Herzensgrund nicht Glück wünschen! — Freilich, es tut uns wehe, daß unseren höheren Schulen und Hochschulen die Fähigkeit, ebendies einzig wahre Ziel der Menschenbildung zu erreichen, so völlig abgesprochen wird, daß uns nur einseitige Verstandesbildung zugetraut wird, daß die auch in unsren Reihen doch nicht wegzuleugnenden edlen Früchte einer wahrhaft humanistischen Menschenbildung nur zufällige Ausnahmefälle rein persönlicher Natur sein sollen. Sollten die neuen Organisationen der pädagogischen Akademien uns darin wirklich weit

hinter sich lassen, sollten sie in der Erreichung dieses unseres Ideals glücklicher sein als wir: wir würden uns neidlos mit ihnen freuen!

Wir werden jedenfalls fortfahren, unserm alten Ideal treu zu bleiben und ihm nahe zu kommen suchen trotz der intensiven Inanspruchnahme des Intellekts, ohne welche auf unserem Gebiet nun einmal nichts geleistet werden kann. Zu demjenigen, der selbst aus unserer Mitte hervorgegangen ist, der unsere hohe Verantwortlichkeit den uns anvertrauten geistigen Gütern gegenüber in gerechter Würdigung als eine geradezu priesterliche anerkannt hat, zu ihm werden wir das Vertrauen haben dürfen, daß gerade er Verständnis haben wird auch für unsere Lage, unsere Schwierigkeiten und doch auch unsere nicht immer mißglückten Ergebnisse. Es ist mir, Herr Staatsminister, als müßten Sie uns heute an dieser Stätte, die erfüllt ist mit dem edelsten Klassizismus antiker Formen, angesichts des Gedächtnismales¹⁾ eines unserer Besten, eines Mannes, in dem das Ideal wahrer klassischer Humanität in seltener Reife verkörpert war, Otfried Müllers, — als müßten Sie uns heute ein veröhnendes Wort des Ausgleichs sagen!

Die seelische Erneuerung unseres Volkes, die Ihrem neuen großen Plane vorschwebt, — wird sie nicht von noch anderer, von noch tiefer greifender Seite kommen müssen? Sie haben, Herr Staatsminister, wie auf den Wink eines Unsichtbaren, den Anfang dazu gemacht, als ein andrer Speisemeister Gefäße der Reinigung bereitzustellen, neue wichtige Institutionen zur Reinigung, zur Läuterung, zur Gesundung unseres Volkes. Mögen Sie diese Gefäße füllen bis zum Rande mit dem lautersten Stoff, der Ihnen erreichbar ist! Derjenige, der dies Wasser verwandeln wird in Wein, in jenen Stoff, der wahrhaft erwärmt, durchgeistigt und erhebt, der uns erst wahrhaft gesund machen kann, — Er muß erst noch kommen! Den Humana und geläuterten Humaniora aus der Tiefe haben noch immer geantwortet Divina aus der Höhe.

Möge die Erreichung des hohen Zieles, das Sie, Herr Staatsminister, in Ihrer neuesten Schrift uns so anschaulich vor Augen gestellt, die Erziehung unserer gesamten Jugend in wahrhaft humanistischem Sinne mit erneutem und vertieftem Ernst, mit vereinten Kräften gelingen! Mit diesem Wunsche für frohe und erfolgreiche Zusammenarbeit dem einen großen Ziel zu und im Sinne der alten Göttinger Statuten unsrer Tagungen, die so wesentlich dazu beigetragen haben, unsere geistige Einheit zu wahren, und die von Friedrich Jacobs einst als ein Vermächtnis des Friedens geradezu bezeichnet worden sind, erkläre ich die 56. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner hiermit für eröffnet.“

1) Seit einem Jahre befindet sich an der Westwand der Göttinger Universitätsaula eine genaue Nachbildung der Grabstelle Otfried Müllers auf dem Kolonoshügel bei Athen.

Im Anschluß an diese Eröffnungsrede spricht der derzeitige Rektor der Universität Göttingen, Prof. Dr. med. Wolfgang Heubner:

„Im Namen der Georgia Augusta heiße ich die 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Kreise der Kollegen und in den Räumen unserer Universität herzlich willkommen. Dieser Willkommensgruß darf von besonderer Wärme sein; denn wie Sie hörten, kann unsere Georgia Augusta stolz darauf sein, sich als Mutter der geistesgewaltigen und lebendig wirkenden Organisation zu fühlen, die mit dieser Versammlung heute wieder in die Erscheinung tritt. Aber auch die Universität des Jahres 1927 grüßt Sie mit der Wärme, die dem Gleichgesinnten und Gleichstrebenden immer entgegenweht. Vertritt Ihre Versammlung doch in sinnfälligster Weise die Gemeinsamkeit der Aufgaben, die höhere Schulen und Hochschulen im Staatsleben zu erfüllen haben. Nur das natürliche Wachstum der lebendigen Organismen erfordert die Existenz der zwei Formen von Unterrichtsanstalten. Das Gut, das uns anvertraut ist, ist das edelste der Nation. Das Ziel, dem wir es zuführen sollen, ist das wertvollste von allem, was sich durch Lehre übermitteln läßt: wissenschaftliches Denken. Es ist das Kennzeichen des reifen Menschen. Es unterscheidet sich von allen anderen Formen geistiger Betätigung durch Sachlichkeit, Nüchternheit und logische Strenge, durch den Willen zur Abstraktion von gefühlsmäßigen Einflüssen. Nicht jeder vermag zu hinreichender Beherrschung des inneren Dranges durch den Verstand heranzureifen. Die große Mehrzahl der Menschen um uns herum bleibt ohne Unterbrechung im Banne ihrer Wünsche und Befürchtungen, die uns ja alle regieren. Es gilt diejenigen richtig auszuwählen, deren Verstand stark genug ist, sich zum wirksamen Regulator und Kompensator der Triebe heranzubilden. Diese Aufgabe zu erkennen, ist heute wichtiger als je, wo unser ganzes öffentliches Leben viel zu sehr von der Unwahrheit durchtränkt ist, die Menschen seien einander ebenbürtig.

Die Geschichte der Wissenschaften führt überall darauf zurück, daß es biologische Bedürfnisse waren, von denen sie ausgingen. Ihr biologischer Nutzen hat ihre Erhaltung und Entwicklung bedingt. Der Nutzen für die Gesamtheit war es auch im wesentlichen, der die Herausbildung des Gelehrten als Einzeltypus und die Spezialisierung der vielen Wissenschaftszweige mit sich gebracht hat. Und auch der Typus des akademisch Gebildeten ist ganz gewiß ein Ausfluß der gleichen Tendenz. Aber dieser Nutzen für das Volksganze, dem wir uns verantwortlich fühlen, wird doch nur dann bestehen bleiben, wenn die akademische Ausbildung auch wirklich zum wissenschaftlichen Denken führt und sich nicht an untauglichen Objekten erfolglos erschöpft. Manchmal hört man wohl, die Schulweisheit und das praktische Leben hätten nichts miteinander zu tun. Noch kürzlich vernahm ich von einem bedeutenden Kaufmann eine

etwas despektierliche Bemerkung über den gelehrten Vortrag eines Professors der Nationalökonomie, etwa des Sinnes: na ja, diese Theoretiker! Wie erstaunt war ich, als ich eine Stunde später dem Vortrag eines anderen Vertreters der Kaufmannschaft zu folgen Gelegenheit hatte, der im besten Sinne, wenn auch nicht gelehrten, so doch wissenschaftlichen Charakters war. Alle führenden Köpfe müssen eben wissenschaftlich denken, wenn sie Erfolg haben wollen. Die Universitäten unterscheiden sich von allen anderen Organisationen des tätigen Lebens letzten Endes nur dadurch, daß sie sich auch mit Aufgaben befassen, die nicht mehr oder noch nicht von unmittelbarer Bedeutung für das Leben der Menschheit sind.

Wir denken, daß es gut ist, wenn wissenschaftlich geschulte Menschen an den entscheidenden und verantwortlichen Stellen im Lande stehen. Wir denken, daß es umso besser steht, je gründlicher diese Schulung ist. Wir glauben aber nicht, daß es gut ist, wenn möglichst viele Menschen eine Hochschule besuchen. Je höher die Zahl der Studierenden wird im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung, umso geringer müssen Ansprüche und Leistungen des wissenschaftlichen Unterrichts werden. Denn es sind keinerlei Anzeichen dafür vorhanden, daß die Streuung der Verstandesschärfe innerhalb eines Volkes in meßbarer Zeit anders wird. Die höheren und die hohen Schulen können vollen Segen dem Volksganzen und in der Konkurrenz der Völker nur bringen, wenn ihre Ziele hochgesteckt bleiben. Gemeinsam bleibe beiden das Streben nach strenger Auswahl der Besten bei Schülern und bei Lehrern. Unmündige, Unlautere, geistig Enge, Träge und kluge Schwätzer — sie sollen nicht zu uns gehören. Und gesammelt wirke sich das Streben aus bei denen, die Schüler der Hochschulen und Lehrer der höheren Schulen sind! Dies ist die Hoffnung, mit der ich Ihnen die herzlichsten Wünsche der Georgia Augusta für einen stolzen Verlauf ihrer Tagung entbiete!“

Oberbürgermeister Dr. Jung begrüßt hierauf die Versammlung namens der städtischen Behörden. Der große Tagungsplan zeige das ernste Streben, Wissenschaft und Schule im gegenseitigen Austausch einander möglichst nahe zu bringen und im gegenseitigen Geben und Nehmen zu fördern. Gerade dieser Austausch sei aber auch in der Verwaltung der Stadt von größter Bedeutung, besonders da viele neue Gedanken auftauchen. In einer Zeit, wo die höheren Schulen in Zukunft auch Einfluß auf die Ausgestaltung des Volksschulwesens gewinnen würden, sei eine große Anteilnahme der Kommunalverwaltung selbstverständlich, da man die Wichtigkeit des Schulwesens erkannt habe. Von hoher Bedeutung sei ferner die Frage: werden wir auch später finanziell in der Lage sein, Schritt zu halten, oder werden wir scheitern müssen?

Daß man in Göttingen zurzeit noch nicht zu den Pessimisten gehöre, — beweise unser gesamtes Schulwesen und nicht zuletzt der Bau der Oberrealschule. Dieser Schulneubau stelle eine Höchstleistung opferbereiter Bürgerschaft dar. Es sei nicht unbescheiden, wenn er das Ministerium bitte, diesem Bau Förderung zuteil werden zu lassen. Es sei die Notwendigkeit eines gerechten Lastenausgleichs oft geltend gemacht worden. Ein Teil der Wünsche werde sich erfüllen lassen, wenn gerade die jetzigen Verhandlungen von dem Geiste der Gemeinsamkeit durchdrungen wären. So werde sich eine Brücke gegenseitigen Verständnisses schlagen, und ein Band der Gemeinsamkeit werde uns alle umschlingen.

Nach ihm nimmt der preußische Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, Prof. D. Dr. C. H. Becker das Wort¹⁾:

„Aus den Kämpfen um das Reichsschulgesetz und um die neue Besoldungsordnung bin ich hierhergeeilt, um dem deutschen Philologentag, dieser großen repräsentativen Veranstaltung, zu der Wissenschaft und Schule sich zusammengefunden haben, durch mein persönliches Erscheinen zum Ausdruck zu bringen, für wie bedeutungsvoll ich und meine Mitarbeiter die Arbeiten halten, die hier geleistet werden. Ich freue mich, Ihnen, auch zugleich als Symbol der deutschen Einigkeit die Grüße und Wünsche der Reichsregierung und die Grüße und Wünsche der anderen deutschen Länder und Unterrichtsverwaltungen zu übermitteln. Beim Philologentag handelt es sich um eine deutsche Angelegenheit, nicht nur im Rahmen unserer Reichsgrenzen, sondern auch darüber hinaus. So grüße ich Österreich, und so grüße ich alle diejenigen, die sich zur deutschen Kultur bekennen und die der deutschen Kultur sympathisch und in Freundschaft gegenüberstehen auch außerhalb unserer Grenzen.

Der Herr Vorsitzende hat mich aufgefordert, ein Wort der Versöhnung zu sagen. Ich muß sagen, dies Wort hat mich überrascht; denn ich hatte nicht geglaubt, daß es eines Wortes der Versöhnung bedürfte, um mein Bekenntnis zur Wissenschaft und zur Qualität der Leistungen hervorzurufen. Als Gelehrter unter Gelehrten habe ich jahrelang in unseren deutschen Hochschulen gestanden, und dann bin ich durch den Zwang der Ereignisse an eine Stelle gerufen worden, wo ich mich auch noch um andere Dinge zu kümmern habe als um die Reinerhaltung der Wissenschaft. Im Kampf um das Geistige, im Ringen gegen die Hyle, die starre Materie des Ungeistigen, muß man manches Mal Wege gehen, die vielleicht nicht von dem Kreise derer verstanden werden, denen man angehört hat.

1) Die Rede wurde im Wortlaut in der Göttinger Zeitung (Nr. 21 678 vom 30. September 1927) und in der Deutschen Akademischen Rundschau (9. Jg. Nr. 2 vom 15. Oktober 1927) abgedruckt.

Das Ministerium stand und steht, wenigstens wenn ich einen hier nahe-
liegenden Fragenkomplex herausgreife, vor einer ähnlichen Aufgabe, wie
auch dieser Kongreß; er will die Wissenschaft verbinden mit der Schule,
die Spannung lösen, die zwischen Wissenschaft und Schule liegt, und es
ist eine Spannung. Wissenschaft und Schule hängen beide vom Leben
ab, sind beide Kinder des jeweiligen Lebensgefühls, aber die immanenten
Gesetze der Wissenschaft sind andere als die des Lebens, namentlich des
praktischen Lebens, und die Anpassung an das Leben erfolgt bei der
Wissenschaft viel langsamer als bei der Schule, die den Erfordernissen
des Lebens schneller Rechnung tragen muß und auch kann, als die Wissen-
schaft. Aber es ist nicht nur das verschiedene Tempo der Anpassungsfähig-
keit an das Leben, das uns die Aufgabe erschwert, Wissenschaft
und Schule in Einklang zu halten. Die Wissenschaft sucht die Erkennt-
nis ganz unabhängig vom Wert, das Leben braucht die Nützlichkeit ganz
unabhängig vom Wert, die Schule aber pflegt die Bildung, d. h. für
sie kommt es in erster Linie auf die Werte an, die sich aus Wissen-
schaft und Leben schöpfen lassen zur Heranbildung des Menschen der
Zukunft.

Auf dieser Basis gewinnt die Frage eine eigene Beleuchtung, die man
so oft hört, ob die Leistungen unserer Schulen noch so hoch seien, wie
früher? So manche Klage von Universitätslehrern ist an mein Ohr ge-
drungen, aber auch so manche Klage von Schulmännern über die
mangelhaften Leistungen der Universität in der Ausbildung der künf-
tigen Studienreferendare. Hier hat sich ein Wandel der Dinge vollzogen,
ein Wandel der Bildungsziele. Ich glaube, er kommt zum Ausdruck im
Programm dieses Kongresses, wenn Sie bedenken, welche hervorragende
Rolle in ihm die Leibesübungen und die Frage der künstlerischen Erzie-
hung spielen. Unser Leben braucht mannigfache Schultypen, und nie-
mand bedauert den gegenwärtigen Zustand so stark wie der derzeitige
Kultusminister. Der Kultusminister muß alle Schultypen, wie ein guter
Vater alle seine Kinder, gleichmäßig liebend betreuen. Ich tue das auch,
und ich werde das auch bei der Oberrealschule in Göttingen tun (Heiter-
keit). Aber, meine Damen und Herren, ein Minister hat auch noch eine
persönliche Einstellung und auch als solcher eine besondere Liebe, wie
auch zuweilen ein Vater ein Kind besonders liebt. Da bekenne ich mich
zum humanistischen Gymnasium. Ich glaube doch, daß wir hier die
Möglichkeiten einer Bildung, einer wirklichen Lebensbildung, haben, die
auch den praktischen Nützlichkeitsbedürfnissen der Gegenwart immer
noch voll gerecht wird. Und zwar nicht deswegen, weil ich im antiken
Leben und im Altertum einen ganz besonderen, einzigartigen und un-
erreichten Wert verehere, sondern weil ohne die humanistische Bildung
wir überhaupt die Bildung unserer deutschen Vergangenheit nicht mehr

verstehen. (Lebhafter Beifall). Wer nicht humanistisch gebildet ist, findet den Weg zu unseren großen Klassikern, wie Goethe und Schiller, nicht. Und das ist ein Abreißen der Verbindungen mit unserer ureigensten Vergangenheit. Aber darüber hinaus muß gesagt werden: Die ganze abendländische Kultur ist auf der griechisch-lateinischen Kultur aufgebaut. Nur die gymnasiale Bildung erhält uns das Verstehen für die gemeinsame Historie des Abendlandes und erschließt uns Möglichkeiten zu einer zukünftigen kulturellen Verständigung der europäischen Völker. Mit der Abschaffung des Römischen Rechtes haben wir uns, sehr zu meinem Bedauern, stark aus der internationalen Diskussion ausgeschaltet.

Wie man die verschiedenen Schultypen gelten lassen muß, so muß man auch die verschiedenen Hochschultypen gelten lassen, und da ist eine neue Form aufgetaucht: die Form der pädagogischen Akademie. Auch ich bin der Überzeugung, daß es eine Gefahr ist, wenn wir das ganze Volk akademisieren. Aber die Zahl derer, die sich zum Licht der Bildung drängen, wird nicht etwa gemindert oder gehemmt durch irgendwelche Wünsche und Vorschriften, sondern hier sind gewaltige Ströme des Lebens in Geltung, die man nicht meistern kann, die man aber versuchen muß, in die richtigen Wege zu leiten. Dazu brauchen wir verschiedene Hochschultypen, die ihren Wettstreit darin üben sollten, wie man an ihnen am besten dem Geist und der Qualität dient.

Geist und Qualität müssen die Gefahr überwinden, die in bezug auf Mechanisierung und Schablonisierung unseres heutigen Geisteslebens bestehen. Und ich glaube, daß gerade eine Tagung wie die heutige dazu beiträgt, diesen Versuch zu machen. In dieser geistigen Auseinandersetzung würde ich gern und dankbar an dieser Stelle neben Ihnen stehen. Ich muß aber leider heute mittag schon wieder zurückreisen, weil ich glaube, daß ich im Augenblick in Berlin notwendiger bin als hier, und damit wünsche ich Ihrem Kongreß ein volles Gelingen nicht nur in Beziehung auf die Einzelheiten, die hier geboten werden, sondern vor allem auch in bezug auf den Geist der Versöhnung, den wir in uns tragen müssen, wenn wir der Wissenschaft, wenn wir der Schule dienen wollen!“

Im Namen der Österreichischen Unterrichtsverwaltung wird hierauf die Versammlung von dem Sektionschef Dr. Pohl (Wien) auf das herzlichste begrüßt. Er sagt:

„Wenn wir Österreicher in stattlicher Zahl gekommen sind, so wollen wir damit zeigen, daß, wo über deutsche Wissenschaft und Erziehung gesprochen wird, wir mit dazugehören. Daneben sind es ernste Gründe rein sachlicher Natur, die uns herführen. Gerade jetzt, wo man nach neuen Formen des Schulwesens sucht, kommt dieser Versammlung erhöhte

Bedeutung zu. Auch Österreich steht in einer Schulreform. Daher ist es für uns von besonderem Wert, auf einer Tagung das sich ewig erneuernde Zusammenspiel von Wissenschaft und Schule zu verfolgen, zu sehen, wie man anderswo neu aufbaut und von innen heraus weiter bildet.“ Zum Schluß überbringt er die Einladung Wiens und der österreichischen Unterrichtsverwaltung, die nächste Versammlung auf österreichischem Boden, und zwar in Salzburg, abzuhalten.

Im Namen aller Vertreter des Auslandsdeutschtums, zugleich auch als Vertreter der ältesten deutschen Hochschule, der Universität Prag, spricht Professor Dr. Gierach (Reichenberg in Böhmen):

„Die gewaltigen Leistungen der Deutschen in Böhmen, wo zu Prag die erste deutsche Universität geschaffen ward und wo einst die Wiege der deutschen Schriftsprache stand, sind uns ein Sinnbild für die Bedeutung und die weltgeschichtliche Sendung des Auslandsdeutschtums für alle Zeiten. Wenn ich allein im Namen aller Vertreter des Auslandsdeutschtums hier spreche, so ist das ein Zeichen der Einigkeit des gesamten Auslandsdeutschtums. Wir wollen festhalten an unserer Muttersprache, damit wir den deutschen Boden allezeit auch deutsch erhalten. Wenn uns heute Grenzen scheiden, so soll das einigende Band von Sprache und Abkunft um so inniger geknüpft werden!“

Einen Gruß aus der Fremde, von der Russischen Akademie der Wissenschaften in Leningrad (Petersburg), überbringt Geh. Rat. Prof. Dr. Braun (Leipzig). Vorübergehend in ihrer Tätigkeit gehemmt, suche sie jetzt viele zerrissene Fäden nach dem Auslande wieder anzuknüpfen. Dabei stehe Deutschland an erster Stelle. Denn die Russische Akademie habe nicht vergessen, daß die Anregung zu ihrer Gründung von einem Deutschen ausgegangen und daß die russische Wissenschaft mit der deutschen stets innig verbunden gewesen sei.

Geh. Studienrat Dr. Paul Mellmann (Berlin) begrüßt die Versammlung als Vorsitzender des Deutschen Philologenverbandes. Er hebt hervor, wie verschieden die Tagungen deutscher Philologen und Schulmänner und die des Philologenverbandes bewertet würden, wiewohl sie Geschwister seien. Als Kampforganisation erfreue sich der Philologenverband nicht so großer Beliebtheit wie jene. Aber der Kampf sei zum Besten der Schulen leider nötig. Besonders jetzt bestehe infolge der hohen Pflichtstundenzahl und der geringen Mittel, die für die wissenschaftliche Weiterbildung der Philologen zur Verfügung ständen, ganz allgemein die Gefahr, daß die Lehrer nicht mehr imstande blieben, den wissenschaftlichen Geist des Unterrichts aufrecht zu erhalten, und die neue Besoldungsordnung drohe, die Philologen zu Akademikern zweiter Klasse herabzudrücken. Um so mehr hätten die Lehrer der

höheren Schulen den Wunsch gehabt, wieder einmal das Neueste auf allen Gebieten der Wissenschaft zu hören.

Der 1. Vorsitzende antwortet hierauf:

„Es ist mir eine hohe Freude, Ihnen danken zu dürfen für die vielen guten Wünsche, die Sie eben ausgesprochen haben. Ich ergänze sie durch zwei Mitteilungen: auch der Verband der Deutschen Hochschulen hat einen besonderen Gruß geschickt (Scheel-Kiel, Brandi-Göttingen). Die Landtagsfraktion der Deutschen Volkspartei (v. Campe) hat einen telegraphischen Glückwunsch gesandt. Ich danke dem Herrn Minister, daß er das Echo, nach dem uns verlangt hat, uns hat vernehmen lassen, und gebe der Versicherung Ausdruck, daß sein Versöhnungswort bei uns dankbar bewahrt bleiben soll. Ich freue mich auch besonders über die Stimmen aus Österreich und Prag. Die Frage der nächsten Versammlung kann heute nicht behandelt werden, aber die Wahl wird wohl auf Österreich fallen (Beifall). Der Gruß aus Rußland kam unvermutet; aber gerade hier ist er uns ein freundschaftliches Zeichen. Ich habe vor zwei Jahren selbst Gelegenheit gehabt, die Stimmung in Petersburg und Moskau mit zu erleben, und habe etwas von der Sehnsucht dort erfahren, gerade mit uns Deutschen zusammenzuarbeiten. Als ich im Theater dort einmal mit meinem Nachbarn sprach, stellte sich heraus, daß dieser ein alter Göttinger war. Vor 150 Jahren hatte gerade unsre Georgia Augusta die engste Verbindung mit Petersburg und Moskau; bei uns sind eine ganze Menge junger Russen ausgebildet worden.“

Auf Vorschlag des 1. Vorsitzenden werden hierauf zu Schriftführern gewählt: Professor Dr. Herman Schmalenbach und die Studienräte Dr. Emil Große-Brauckmann und Paul Ringe.

Hierauf spricht Exzellenz Professor Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff (Berlin), der von den gesamten Zuhörern mit stürmischem Beifall begrüßt wird, über: **„Die Geschichte der griechischen Sprache“⁽¹⁾**:

Die griechische Sprache lebt noch heute, aber in zwei Gestalten, der Volkssprache und der Literatursprache, die sich bemüht, im ganzen die Form zu bewahren, in welcher die Kirche die Sprache übernahm. Und das war schon eine von dem gesprochenen Griechisch stark abweichende Erneuerung des klassischen Attisch, hervorgerufen durch die allgemeine Reaktion des griechischen Geistes, die am Anfang der Kaiserzeit über drei Jahrhunderte auf die große Vergangenheit zurückgreifen wollte.

Von dieser Zeit der Nachahmung sehe ich ab. Es wiederholt sich da an der Prosa, was für die Poesie schon galt; denn das Epos war an die

1) Der Vortrag erschien als selbständige Schrift: „Geschichte der griechischen Sprache“ (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1928).

Sprache Homers, Tragödie und Komödie an Euripides und Menander gebunden. Es ist eben griechisch, schon in der Theorie des Aristoteles ausgesprochen, daß man sich bei dem, was als vollendet gilt, bescheidet und dann keinen Fortschritt anerkennt. Unser historisches Urteil wird billiger sein, aber unser Interesse vornehmlich dem frühen Streben gelten, das sich allmählich zu klassischer Vollendung durchringt.

Am Anfang steht Homer, und der schreibt bereits eine Kunstsprache, die sich vorher in der Übung von Jahrhunderten gebildet hatte. Poesie, gebundene Rede, hatte es längst gegeben; Versformen sind schon in der indogermanischen Zeit entstanden; die Verbreitung des Epos aus Kleinasien durch das ganze Mutterland geschah noch mündlich, so lange vorher auch schon die Schrift übernommen war. Erst als das praktische Leben sich dieser zu bedienen begann, erhalten wir in den Inschriften Proben der lebendigen Sprache. Da liegen zwei wichtige Aufgaben.

Die erste Schicht der griechischen Einwanderer waren Aeoler und Ionier; die zweite, die sich fast des ganzen Mutterlandes bemächtigte, dürfen wir als dorisch zusammenfassen. Da gilt es namentlich die Verschiedenheit des Wortschatzes zu verfolgen.

Aus dorischem Gebiete besitzen wir nun beträchtliche Reste zusammenhängender Urkunden. Da gilt es das Ringen nach logischem Ausdruck und nach Stil zu verfolgen.

Zu einer Literatursprache haben es nur die Ionier gebracht, und sie hat eine Vollkommenheit erreicht, in manchem dem Attischen überlegen, das sich zuerst fast als Dialekt neben sie stellt, im vierten Jahrhundert als Literatursprache an die Stelle des Ionischen tritt. — Dies ist zurzeit noch fast unbekannt, namentlich durch Vernachlässigung des hippokratischen Corpus, in dem wir die verschiedensten Stile antreffen, das schlichte, aber eben darum ganz klassische Lehrbuch, die sophistische Rede, die knappen, nicht zur Publikation bestimmten Aufzeichnungen, die Gnome, den Aphorismus. Daneben die historische Erzählung Herodots, die Mythographie, die im Präsens erzählt.

Endlich müssen wir die Prosa des Hellenismus erforschen, über die mit dem Schlagworte *κωινή* gar nichts gesagt ist. Die klassizistische Verachtung muß überwunden werden. Wir haben zunächst besonders viel von Halbbarbaren, Juden, Ägyptern, Römern: das bleibt beiseite. Wir haben den Urkundenstil, der sehr gleichförmig ist, aber auch Differenzen und Entwicklungen zeigt. Wir haben sehr wertvolle Briefe, die Konventionelles und Individuelles bieten: alles noch nicht Literatur. Da ist ein überaus großer Reichtum kenntlich; man muß zunächst die Einzelnen erst fassen. Epikur, Hegesias (Klauseln), Chrysippos, Agatharchides, Philodem u. a. m. Erst dann kann sich das Gesamtbild ergeben, nach dem wir verlangen.

Wie sollen wir's leisten? Etwa durch eine große Organisation, Arbeitsplan, leitendes Komitee, Ausschüsse, eine Zahl von Arbeitern, der ihr Pensum zugewiesen wird? Das sei ferne. Hier liegen zahllose Einzelaufgaben vor, die der Einzelne nach Neigung und Fähigkeit ergreifen und bewältigen kann. Man muß nur wissen, was die Wissenschaft jetzt fordert, in deren Dienst wir alle stehen. Freie, freudige Arbeit vieler, darauf kommt es an. Freilich muß gefordert werden, daß die willigen Arbeiter auch die nötige Muße zu dieser Arbeit haben. —

Nach Beendigung des Vortrages dankt ihm der 1. Vorsitzende:

„Wir sind glücklich, zu Ihren Füßen zu sitzen. Wir dürfen Ihnen besonders danken, daß Sie trotz der anstrengenden Reise zu uns gekommen sind, so daß wir uns alle anstecken lassen von der freudigen Teilnahme an einer Arbeit, wie Sie sie uns vorgelebt haben.“

Als letzter Redner spricht dann Prof. Dr. Wilibald Gurlitt (Freiburg i. Br.) über: **„Musikgeschichte als Geisteswissenschaft“¹⁾**:

Ein Grundzug der neueren deutschen Musikgeschichtsforschung, der ihr eine beträchtliche Vorrangstellung verschafft hat, besteht seit den Tagen ihres Göttinger Nestors Joh. Nikolaus Forkel in der Neigung, der Begriffsbildung ebenso viel Aufmerksamkeit zu widmen wie der Materialforschung. Dieser Überlieferung getreu, liegt eine große geisteswissenschaftliche Aufgabe in der Herausarbeitung des inneren Zusammenhanges von Begriffen und Kategorien, vermittels deren jede selbständige Geistesepoche das ihr eigentümliche Musikideal aufbaut, sowie der Strukturgesetzlichkeit, die in diesem Aufbau wirksam ist. Deshalb wir heute so viele und so verschiedenartige Ansichten über musikalische Dinge miteinander im Kampf liegen sehen, hat letztlich seinen Grund darin, daß diesen Ansichten grundverschiedene Ideen vom Wesen und Aufbau des Musikalischen, grundverschiedene Musikbegriffe innewohnen. Wir besitzen keinerlei Einheit mehr in unseren Anschauungen über Musik. Lebendige Tendenzen historischer Musikanschauungen leben durch unseren heutigen Musikbegriff hindurch, der deshalb äußerst zusammengesetzt und widerspruchsvoll ist. Als seine beiden historischen Leitkräfte erkennen wir neben der vorherrschenden Musikanschauung der klassisch-romantischen Epoche (Haydn-Schumann) die Musikanschauung der vorsubjektiven Epoche des gotischen Mittelalters (Perotinus-Machaut) als des Mutterschoßes unseres abendländischen, gemeineuropäischen Musikbewußtseins.

An zwei durchgeführten Beispielen, einem historischen und einem systematischen, wird das geisteswissenschaftliche Verfahren näher dargelegt: an einer Strukturanalyse des gotischen Musikbegriffes und seiner

1) Der Vortrag erscheint erweitert in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (Halle, Max Niemeyer).

Schichten der musica coelestis, mundana, humana, instrumentalis sowie an dem Entwurf einer hermeneutischen Phänomenologie des musikalischen Hörens und seiner in der Sinnrichtung vom Verstehen über das eigentliche Hören zum (akustischen) Vernehmen verlaufenden Elementarakte.

Den Abschluß bilden einige Nutzenwendungen geisteswissenschaftlicher Musikgeschichtsauffassung für die Schulmusik mit dem Hinweis auf zwei drohende Gefahren: die Verwissenschaftlichung der Musikerziehung und die musikpädagogischen Verfrühungen. Als Schutz- und Heilmittel dagegen wird der musikalische Erziehungsgeist der Collegia musica gefeiert, der die beste Tradition unserer deutschen Musikgeschichte mit dem gesunden Kern der heutigen Jugend- und Laienmusikbewegung zu einem Tat- und Gemeinschaftsleben verbindet, um die Stellung der Musik und die Gesinnung des Musizierens im Leben der Schule von innen heraus und im Sinne des vorbildlichen schulmusikalischen Reformwerks der preußischen Unterrichtsverwaltung zu erneuern.

Zweite Vollversammlung.

Mittwoch, den 28. September, nachmittags 3 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Als Versammlungsort dient die Aula der Universität. Die Sitzung wird vom zweiten Vorsitzenden, Studiendirektor Dr. Lisco, geleitet. Als erster Redner spricht Prof. Dr. Julius Petersen (Berlin) über die Frage: „**Nationale oder vergleichende Literaturgeschichte?**“¹⁾:

Anknüpfend an die Wissenschaftsgeschichte Göttingens, die Verdienste der Eichhorn und Bouterwek um eine allgemeine Literärgeschichte, der Brüder Grimm, Dahlmanns und Gervinus um Gründung einer Nationalwissenschaft, Benfey's um eine Orient und Okzident verbindende Stoffgeschichte und Goedeke's um die bibliographische Grundlegung der nationalen Literaturgeschichte, charakterisiert der Vortragende den periodischen Wechsel zwischen internationaler Expansion und nationaler Konzentration in der literarhistorischen Wissenschaft, der seine Fortsetzung findet in der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von München ausgehenden Tendenz einer vergleichenden Literaturgeschichte und in dem auf Scherers philologische und Diltheys geistesgeschichtliche Methode begründeten Übergewicht der nationalen Literaturgeschichte. Während die vergleichende Literaturgeschichte, die sich im Zeitalter des Positivismus in toter Stoffgeschichte erschöpfte, heute in Deutschland als abgelebt erscheint, wird sie in anderen Ländern, nament-

1) Der Vortrag ist in der „Deutschen Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“, Jahrg. 6, S. 36—61 erschienen.

lich in Frankreich, als Geschichte der internationalen literarischen Beziehungen nicht ohne politischen Hintergrund neu begünstigt. Aber die Behandlung der fremden Einwirkungen ist durchaus zum Gebiet der nationalen Literaturgeschichte zu rechnen, und wenn sich die Nationalliteraturen auf zwei Feldern, nämlich im Gebrauch fremder Sprachen (Waltharius) und in der sprachlichen Einverleibung fremder Schöpfungen (Shakespeare) überschneiden, so können diese internationalisierten Zwischenzonen nicht die Existenz einer eigenen Wissenschaftsdisziplin rechtfertigen. Wird die Literatur als charakteristisches Selbstbekenntnis der Nation aufgefaßt, so kann die nationale Literaturgeschichte ihr letztes Ziel, die Herausarbeitung eines nationalen Typus des deutschen, französischen, englischen Menschen, nur durch Vergleich mit anderen typischen Erscheinungsformen erreichen, aber sie hört mit der kulturkundlichen Zielsetzung auf, Literaturgeschichte zu sein. Die moderne Geistesgeschichte ist in Deutschland an die Stelle der überlebten vergleichenden Literaturgeschichte getreten, aber sie beansprucht nicht, als eigene Wissenschaftsdisziplin, sondern nur als neue Betrachtungsweise angesehen zu werden. Der Vortrag schloß mit einer Zusammenfassung in folgenden Leitsätzen:

1. Jede nationale Literaturgeschichte muß vergleichend sein, denn nur im Hinblick auf die Verschiedenheiten anderer Nationen kann sie den eigentümlichen Ausdruck des Nationalgeistes in Sprache, Stil und Ideenwelt, sowie die nationale Umbildung fremder Einwirkungen zur Darstellung bringen. Eine lediglich vergleichende Literaturgeschichte findet daneben keine Aufgaben und Methoden, die ihr Eigenleben als besondere Wissenschaftsdisziplin rechtfertigen.

2. Literaturvergleichung außerhalb geschichtlicher Zusammenhänge auf Grund von Stoff- oder Motivgleichheit ist ein Mittel der Kritik, das der Klärung literarischer Grundbegriffe (Gattung, Form, Stil) wie der Festlegung und Erprobung ästhetischer Wertbegriffe dient und so eine Methode der allgemeinen Literaturwissenschaft darstellt, die durch Charakteristik dichterischer Individualität wie typischer nationaler Züge auch für die nationale Literaturgeschichte wertvolle Bedeutung gewinnen kann.

3. Eine zusammenfassende internationale Literaturgeschichte bestimmter Perioden ist nur möglich innerhalb einer Geschichte der geistigen Bewegungen, die von den in Kulturgemeinschaft lebenden Nationen gleichzeitig erlebt werden. Eine universelle Entwicklung der Weltliteratur ist dagegen wegen der zeitlichen und räumlichen Trennung der Kulturkreise und Weltperioden als geschichtlicher Vorgang nicht darstellbar.

4. Der Vergleich der nationalen Literaturgeschichten läßt auch bei Ausschluß des Kulturzusammenhanges und der geistigen Wechsel-

wirkungen gleichartige Entwicklungsformen innerhalb jedes Kulturkreises beobachten. Diese Analogien zwischen dem durch innere Gesetzmäßigkeit bestimmten Gang jedes Kulturablaufes stellen in ihrer Gesamtheit ein noch unerforschtes Gebiet dar. Die systematische Untersuchung dieser Probleme in universalhistorischem und völkerpsychologischem Zusammenhang kann nur durch Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen gefördert werden und erfordert die Errichtung von Forschungsinstituten. —

Als zweiter Redner behandelt Prof. Dr. Herbert Schöffler (Köln) das Thema: „England in der deutschen Bildung“¹⁾:

Wir alle sind mittelmeeerisch erzogen; wir haben das Gefühl, daß die Einflüsse, die die deutsche Neuzeit befruchtet haben, von Hellas über Rom und seit dem 17. Jahrhundert im wesentlichen über Paris zu uns gekommen sind. Dies Bild ist richtig, aber unvollständig.

Einmal fehlt darin jene Südlinie europäischen Geschehens, die sich von Madrid über Rom nach Wien zog, die wichtigste Rochadelinie der frühneuzeitlichen Geistesgeschichte. Der Südosten des Deutschtums hat ihre Auswirkungen von Wien unmittelbar erhalten. Wichtiger war die mittelbare Wirkung über Paris auf unsere gesamte Kultur. Die Straffung des französischen Wesens im 17. Jahrhundert ist so, wie sie erfolgt ist, undenkbar ohne Spanien. Französischer Staat, französische Kirche und Gesellschaft, wie sie das *ancien régime* zeigt, sind die Hauptausflüsse dieses Ideenstroms.

Als das *ancien régime* auf seiner stolzesten Höhe stand, begann die Nordwestlinie europäischen Geistesgeschehens zu wirken. Ziemlich unabhängig von der Mittelmeerkultur hatte sich in England eine Kultur entwickelt, deren Seele nicht supranatural war, deren Philosophie empiristisch, deren Ethik eudämonistisch-diesseitig war, deren Wissenschaft schweigende Beobachtung der Natur allem Disputieren vorzog, deren Methoden induktiv waren, deren soziales Sehnen die Atomisierung der Gesellschaft, deren letzter Kirchenverfassungsgedanke genossenschaftlich, deren Staatsverfassungsideal weitgehende Selbstverwaltung war. Aus allen diesen Lebensgebieten ergoß sich eine Fülle neuer oder doch erstmalig praktisch erprobter Gedanken auf den Mittelpunkt westeuropäischen Geisteslebens, auf Paris. Erst von England, seit 1770 etwa von den in Neu-England gegründeten Experimentierstaaten aus, ward dem *ancien régime* der Boden entzogen. Der Entwicklungsgang auch der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts ist ohne die Ideen von 1789 nicht denkbar.

1) Der Vortrag wird 1929 in den „Kölner Anglistischen Arbeiten“ (Leipzig, B. Tauchnitz) erscheinen.

So ist unser Volk vor allem durch zwei Weltanschauungen beeinflußt worden. Durch Paris wurden uns spanische und englische Lebensverfassung nahegebracht. Wir stehen im angelsächsischen Tage der Weltgeschichte. Aus der Flanke des Calvinismus ist entstanden, was 1688, 1789 und somit auch unser 19. Jahrhundert herbeigeführt hat. Eine deutsche Bildung, die sinnvoll die Umwelt betrachtet, die fragt nach den Wurzeln der uns umgebenden Dinge, ist ohne Wissen um Angelsachsen nicht mehr denkbar. Daß zu der Zeit, da die angelsächsischen Ideen sich am weitesten durchsetzen, ihr Träger, ihre Sprache, zum weltumfassenden Idiom wird, war nicht notwendig, ist aber sinnvoll. Ein Bemühen um Angelsachsen und Englisch ist kein Bildungsopportunismus, sondern Drang nach den außerhalb unseres Wesens fließenden Quellen gegenwärtiger Lebensfülle. —

Als letzter Redner spricht Oberstudiendirektor Prof. Dr. Georg Rosenthal (Lübeck) über: „**Die Bedeutung und die Aufgaben des Lateinischen für die höhere deutsche Schule**“¹⁾:

Die höhere deutsche Schule kennzeichnet ihr wissenschaftlicher Charakter. Sie gibt den Schülern Einblick in das Werden der Dinge und ihre Einreihung in den großen Zusammenhang des menschlichen Denkens und der Kultur. Nicht zum wenigsten sind es die Methoden des Arbeitsunterrichtes, die uns hierbei vorwärts bringen. Das große Ziel der höheren deutschen Schule ist die deutsche Kultur. Was fremden Kulturen entstammt, treibt sie im Hinblick auf das, was es zur deutschen Kultur beigetragen hat. Durch tausende von Kanälen ist das Römertum in unsere Kultur eingedrungen. Das Lateinische ist die geistige Muttersprache des Abendlandes. Wenn wir unsere Kultur wissenschaftlich verstehen wollen, müssen wir uns mit Rom auseinandersetzen. Das ist die Bedeutung des Lateinischen für die höhere deutsche Schule.

In welcher Klasse wir auch mit Latein beginnen, wir müssen es hörend, lesend, sprechend, selber bildend in uns aufnehmen. Wir müssen Latein sprechen und hören können, wenn wir es sicher lesen und selber gestalten wollen. Höher als das einzelne sinnliche Wort stehen die Denkfunktionen, die in der Gestaltung des Satzes zum Ausdruck kommen. Der Satz ist Ausgangspunkt aller Grammatik. Die typischen Satzstrukturen muß sich der Schüler von Anfang an durch selbstschöpferisches, wenn auch handwerksmäßiges Bilden zu eigen machen. So kommt die fließende und erschöpfende Lektüre zustande. Die Übersetzung hat aus wortwörtlichem Übersetzen den Gedanken des Schriftstellers rein objektiv zu erfassen und den Gedanken dann in ein

1) Als Ganzes gedruckt in dem Buch: Dr. Rosenthal: *Erziehung und Schule*. Weimar, 1928.

dem lateinischen Gedanken adäquates Deutsch zu übertragen. Denn wir treiben Latein als Deutsche! Nur so wird unsere Unterrichtsweise wirklich human und gewinnt das Vertrauen weiter Volkskreise wieder. Die Lateinschule muß von dem Vertrauen des ganzen Volkes getragen sein.

Dritte Vollversammlung.

Donnerstag, den 29. September, vormittags 8 $\frac{1}{4}$ Uhr.

Die Leitung liegt in den Händen des zweiten Vorsitzenden, des Oberstudiendirektors Dr. Walter Lietzmann. Als erster Redner spricht im Hörsaal des Physikalischen Instituts Prof. Dr. Robert Pohl (Göttingen) „Über den Flug“ (Der Vortrag wird bei dicht gefülltem Saal 12 $\frac{1}{4}$ Uhr wiederholt.):

Nach einem kurzen Streifen des statischen Auftriebes beim Schwimmen und bei dem Fliegen des Ballons, was durch einen Modellversuch erläutert wird, behandelt der Vortragende den dynamischen Auftrieb. Durch Experimente wird der Zusammenhang zwischen der Geschwindigkeit einer strömenden Flüssigkeit und Zahl und Dichte der Stromlinien gezeigt. Kinderscherze wie technische Einrichtungen dienen als Modellversuche zu einer anschaulichen Illustration. War einmal klar, daß an Stellen, an denen infolge des schnelleren Strömens Unterdruck herrscht, Gegenstände angesaugt werden, und daß es durch geeignete Formgebung gelingt, auf der Rückseite einer Tragfläche diesen Unterdruck zu erzeugen, so fiel das Verständnis eines Flugzeuges als reife Frucht in den Schoß. Es mag noch angedeutet werden, daß der Propeller ebenfalls als eine rotierende Tragfläche und nicht als eine Schraube aufzufassen ist. Ein Rotieren des Tragdecks kann durch ein Hinundherbewegen ersetzt werden, wie es bei dem Fortbewegen eines Kahnes durch Wricken stattfindet. Die Flügel der Vögel haben zwei Aufgaben: durch ihre Form erzeugen sie auf ihrer Rückfläche eine Stromlinienverdichtung und damit einen Unterdruck, durch ihre Bewegung wricken sie den Vogel gewissermaßen nach vorwärts durch die Luft.

Im Saale des Stadtparks, wohin die Sitzung verlegt wird, spricht Prof. Dr. Richard Courant (Göttingen) über: „**Die allgemeine Bedeutung des mathematischen Denkens**“⁽¹⁾:

Ausgehend von der Tatsache, daß die Mathematik eine Sonderstellung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften einnimmt, versucht der Vortragende an Hand der historischen Entwicklung die allgemeine Tendenz des mathematischen Denkens zu kennzeichnen. Schon an der griechischen Mathematik erkennt man als Grundtendenz die Entwicklung

1) Der Vortrag erschien in den „Naturwissenschaften“ Nr. 6. (1928).

vom konkreten Einzelproblem zu immer höheren Verallgemeinerungen und Abstraktionen. Die moderne Axiomatik und Grundlagenforschung erscheint als Vollendung einer solchen Entwicklungstendenz.

Der Vortrag behandelt weiter die damit zusammenhängenden Fragen nach dem Verhältnis zwischen theoretischer und angewandter Mathematik und geht zum Schluß auf die Frage ein, was die Hochschule tun müßte, um in sachgemäßer Weise als bisher das Problem der Lehrerausbildung für die höheren Schulen zu lösen.

Als dritter Redner erörtert Prof. Dr. Julius Stenzel (Kiel) die Frage: „**Die Gefahren modernen Denkens und der Humanismus**“¹⁾:

Der Vortragende versucht das allgemeine Phänomen der Renaissance, d. h. des Zurückgreifens grade produktiver Zeiten auf die Antike verständlich zu machen aus der Eigenart der griechischen Kultur einerseits und dem Entwicklungssinn des europäischen Geistes mit den sich notwendig aus ihm ergebenden Gefahren andererseits. Die Entwicklung Europas führt in unaufhaltsamer Individualisierung zu einer trotz mancher Rückschläge immer stärker werdenden Subjektivierung des Ich, damit zur Gefahr der Formlosigkeit, zu einer dem geformten Ausdruck in Sprache und Kunst immer unzugänglicher werdenden „Innerlichkeit“. Ästhetische und religiöse Erscheinungen werden zur Erläuterung dieses allgemeinen Vorgangs herangezogen. Zu allen Zeiten, in denen die Selbstformung überhaupt als ein Ziel erfaßt war, wurde im griechischen, überhaupt antiken Geiste eine Hilfe bei dieser Selbstauffassung und Selbstgestaltung des Menschen anerkannt und benutzt. Warum konnte die Antike dies immer wieder leisten? Weil sie einerseits im Gegensatz zu den modernen Kulturen alle Vorteile der „Gebundenheit“ aufwies und andererseits doch in sich selbst einen analogen Prozeß der Individualisierung im höchsten Maße erlebt und überwunden hatte. Durch die Ausbildung der Individualität und deren höchster Freiheit, der Erkenntnis und der rationalen Bewältigung der Welt, hat sie den Prozeß der Humanisierung vorbildlich an sich selbst vollzogen, durch glückliche geschichtliche Umstände die beiden Gefahren der geschichtlichen abendländischen Entwicklung, übersteigerte Subjektivität und seelenlose Rationalisierung, gleichermaßen vermieden und immer wieder hinausgeschoben. Was daher dem modernen Bestreben in gewisser Richtung als ein Mangel der Antike auf allen Kulturgebieten erscheinen könnte, die Zurückdrängung des Nur-Individuellen, die „Kälte“ und Stille, gemessen an der seelischen Erregtheit und geistigen Differenziertheit, ist gerade derjenige Grund, aus dem sie zum „klassischen“ Vorbilde, zum Gefäß unter sich ganz verschiedener seelischer Ge-

1) Der Vortrag ist vollständig in der Zeitschrift: „Die Antike“ (IV, 1) erschienen.

halte dienen und vieldeutigen Sinn immer wieder empfangen konnte. Auf dieser Grundlage werden die Gefahren des Klassizismus und Historismus erörtert. Die Bedeutung der alten Sprachen für den pädagogischen Humanismus wird entwickelt, der für jede wirkliche Bildung immer nur vorläufige Gegensatz von Form und Inhalt, von „formaler Bildung“ und „Kulturkunde“ muß auch hier überwunden werden. Weil sogar bei den „ungenialen“ Werken der alten Literatur das „Innerliche“, der Sinn des Ich, das hinter den Worten steht, tiefer und vollständiger als irgendwo sonst in die Worte eingegangen ist und eine einzigartige Durchsichtigkeit, Einfachheit und Klarheit des Stiles erzeugt hat, darum sind diejenigen pädagogischen Wirkungen, die gewiß jedes gestaltete Werk auslösen kann, mit größerer Sicherheit und Allgemeinheit von den alten Sprachen zu erwarten, falls die Didaktik des klassischen Sprachunterrichts diese ihre Aufgabe und die Wege zu ihrer Lösung klar erkennt.—

Und als letzter Redner behandelt Prof. Dr. Albert v. Le Coq (Berlin) die **„Ergebnisse der Ausgrabungen in Chinesisch-Turkestan“**:

Der Redner berichtet über die Ergebnisse der Ausgrabungen in Chinesisch-Turkestan. Gegenüber der früheren Vorstellung, als sei die chinesisch-japanische Kultur selbständig aufgewachsen neben der hellenischen, aus der die übrige Kultur entstand, weist er nach, welchen nachhaltigen Einfluß der Hellenismus auf Mittelasien, besonders auf das früher blühende Tarimbecken geübt hat. Er zeigt zahlreiche Typen der blauäugigen, blonden Tocharer, die in späteren Jahrhunderten von den mongolischen Türken nach ihrem Schönheitsideal umgeformt werden, bis dann die chinesischen Oberherren allem ihren Stempel aufdrückten. Wenn auch für China die Antike nicht die wichtigste Kulturquelle ist, so ist doch die chinesische Kunst undenkbar ohne den Enthusiasmus und den Impuls, den die Buddhisten Vorderindiens von der hellenischen Kultur empfangen und in das innere Mittelasien hinaustrugen. So wandelten sich Phöbus Apollo, Ganymed, die fliegenden Nikefiguren, die Erdgöttin Gāa am Throne Buddhas allmählich in chinesische Formen. Andererseits aber gelangten durch den Hunneneinbruch sassanidische und mittelasiatische Elemente, zu erkennen auf gotischen Bildwerken, nach Europa, und von China kam zu uns besonders die Kunst, mit beweglichen Typen zu drucken.

Vierte Vollversammlung.

Freitag, den 30. September, nachmittags 3⁴⁰ Uhr.

Den Vorsitz in dieser Sitzung, die wieder im Stadtpark abgehalten wird, hat Geh. Rat Prof. Dr. Thiersch. Als erster Redner spricht Prof. Dr. Fritz v. Wettstein (Göttingen) über: **„Herkunft und Schicksal unserer Kulturpflanzen“** (mit Lichtbildern):

An der Zusammensetzung unserer Kulturpflanzen ist der ferne und nahe Orient mit vielen Elementen, Afrika mit verhältnismäßig wenigen, Amerika dagegen wieder mit sehr vielen Elementen beteiligt. Großes Interesse erweckt nun die Frage nach dem Werdegang unserer wichtigsten Kulturpflanzen aus einfachen Wildformen auf Grund genetisch experimenteller Forschung. Die meisten unserer Kulturpflanzen sind heutzutage wild nicht aufzufinden. Sie sind unter dem züchterischen Einfluß des Menschen aus Wildformen umgeändert worden. Der Weg dieses Umänderungsprozesses ist ein doppelter. Im einen Fall handelt es sich um Kombinationszüchtung. Als Beispiel dafür kann der Werdegang der Dahlienformen dienen. Drei heute noch in Mittelamerika lebende Wildformen wurden um 1800 in Spanien, Holland und England eingeführt. Durch Kombination der Anlagen dieser drei Formen nach Bastardierung waren 1820 bereits 60, 1831 bereits 1500 verschiedene neue Formen entstanden, und gegenwärtig beträgt die Zahl der auf gleichem Wege hervorgegangenen Formen über 10000. Ähnliche Beispiele können für die Gartenprimel, für Stiefmütterchen angeführt werden. Den für uns ungleich wichtigeren Weg können wir aber an den großen Kulturpflanzen feststellen, an der Entstehung von Getreide, Zuckerrohr, Baumwolle, Obst, Mais, an Blumen wie Hyazinthen, Narzissen, Rosen und anderen. Der Vorgang ist folgender: In jeder Zelle eines Organismus ist ein lebenswichtiger Körper, der Zellkern, mit charakteristischen, an Zahl und Form konstanten Organellen — den Chromosomen. Sie sind die Träger vieler erblicher Anlagen. Von der Gesamtwirkung dieser Anlagen hängt die bestimmte Zellgröße und damit Organismengröße ab. Wird auf irgendeinem Wege die Chromosomenzahl und damit die Gesamtwirkung aller Anlagen verdoppelt, so erfolgt gleichzeitig Verdoppelung der Zellgröße, Organgröße, mit anderen Worten Riesenwuchs. Eine solche Veränderung des Chromosomenbestandes und damit Erzeugung von Riesenwuchs läßt sich heute willkürlich auf verschiedenem Wege erreichen. Diesen Weg haben von jeher die alten Kulturvölker unbewußt verwertet. Zufällig auftretende Abänderungen der Chromosomenzahl wurden ausgenützt und auf diesem Wege Hochzucht von Riesenformen der Kulturpflanzen aus kleineren Wildformen erzielt. So wurden an Wildformen vorhandene günstige Eigenschaften wie Stärkespeicherung, Zuckerspeicherung, Faserbildung oder große Blütenbildung quantitativ soweit gesteigert, daß sie wirtschaftlich verwertbar wurden. Die Entstehung gerade jener Kulturpflanzen, auf denen die Ernährung der ganzen Menschheit beruht, ist heute mit experimentell genetischen Methoden fast geklärt. Als Beispiel kann uns der Werdegang des Weizens dienen. Einige Wildformen sind in den Gebirgen und Steppen Vorder- und Zentralasiens bekannt.

Sie und die einfachsten in Pfahlbauten, in ägyptischen Gräbern gefundenen Weizensorten enthalten 7 Chromosomen. Schon hochwertigere, meist später auftretende Züchtungen zeigen die Chromosomenzahl 14 und damit größere Dimensionen und wertvollere Eigenschaften. Während nun die 7 Chromosomen ältester Züchtung mehr oder minder überall verschwinden, werden heute hochwertige Weizensorten gebaut, die nach nochmaliger Vermehrung 21 Chromosomen besitzen. Die Baumwollsorten des ursprünglichen indisch-chinesischen Anbauggebietes sind einfache Pflanzen mit 13 Chromosomen. In den weiten Baumwollgebieten Nordamerikas wurde eine Hochzucht mit 26 Chromosomen erreicht. Von dort aus wurde mit den wertvollen Rassen das sudanesisch-ägyptische Baumwollgebiet bepflanzt. Die Geschichte von Zuckerrohr und Obstsorten zeigt dasselbe Bild. Ein besonders schönes Beispiel dieser Art bietet die historisch gut verfolgbare Kultur der holländischen Blumenzwiebelzüchtung. Die im Mittelmeer wildwachsenden Hyazinthenformen enthalten 4 Chromosomen. Die ältesten holländischen Blumenzüchtungen von *Hyacinthus orientalis* besitzen 8—10 Chromosomen. Die im Lauf des vorigen Jahrhunderts bis heute hochgezüchteten Rassen durchliefen alle Zahlen von 10—14, um mit 15 chromosomigen Formen die wertvollsten neuesten Züchtungen zu erreichen. Die Anlagenmasse wurde also auf das 4-fache der Wildform vermehrt. Eine letzte Art der Schaffung wertvoller Kulturpflanzen beruht wieder auf etwas ganz anderem. Vielfach werden Wildformen nur durch dauernde, besonders gute Ernährungs- und Wachstumsbedingungen zu Kulturformen umgezüchtet. Ohne Veränderung des Erbgutes werden schon vorhandene Eigenschaften soweit gesteigert, daß sie wirtschaftlich brauchbar sind. Bei ungünstiger Ernährung gehen solche Rassen ohne weiteres wieder in die Ausgangswildform zurück. Unsere Alpenveilchen sind auf diesem Wege zu schönen, züchterisch wertvollen Pflanzen geworden. Viele Gemüsearten gehören in das gleiche Gebiet. Sie bieten vom Standpunkt des Vererbungsforschers wenig Interesse, dienen aber als Ausgangspunkt für eine kleinere Betrachtung, die uns heutzutage nottut. Das Vorhandensein oder Fehlen einer Anlage ist heute zu einem Schlagwort geworden, das mangelnde Erziehung, Selbstbeherrschung und Willenskraft entschuldigen soll. Es wird dabei vielfach in mißverständlicher Weise das Ergebnis der exakten Vererbungsforschung mißbraucht. Es ist richtig, mit dem in einem Organismus vorhandenen Anlagenkomplex müssen wir als mit etwas Gegebenem rechnen. Allein zum Zustandekommen einer Eigenschaft im weitesten Sinne des Wortes ist ebensosehr eine Anlage maßgebend wie die Außenbedingungen, unter denen sie sich entfaltet. Die Anlagen sind in uns Menschen oft gegeben, die Außenbedingungen aber können wir willkürlich gestalten,

und gerade diese lassen genügend Spielraum, um ungünstige Anlagen abzuschwächen und unschädlich zu machen, günstige besonders zu entfalten. Unter diesen Außenbedingungen müssen wir für unser Geschlecht die schon genannten Begriffe Selbstbeherrschung, Erziehung, Unterricht und Übung verstehen. Durch sie werden wir sehr viel günstig gestalten können, wogegen wir sonst bei Betrachtung des vom Zufall kombinierten Anlagenkomplexes dem Schicksal ohnmächtig resignierend gegenüberstehen müßten. Um nicht mißverstanden zu werden, eine Anlagekombination, die zu einem positiven Extrem wie Kant oder Beethoven führt, müssen wir als Gnadengeschenk des Schicksals werten, den Mittelwert aber können wir äußerlich zum Guten verschieben. So steht zwischen den Ergebnissen der Vererbungsforschung und der Willensfreiheit in diesem Sinne kein Gegensatz, der zum Fatalismus führt. —

Den letzten Vortrag hält Prof. Dr. Arnold von Salis (Münster) über: **„Die griechische Malerei und ihre Nachwirkung“** (mit Lichtbildern):

Die Frage, inwieweit der griechischen Malerei klassischer und hellenistischer Zeit ein Einfluß auf die Kunstentwicklung der jüngeren Antike, besonders auf die Wandmalerei der Vesuvstädte, beschieden gewesen sei, erscheint durch Funde und Forschungen der letzten Zeit in ein neues Licht gerückt. Als wirkliche Kopien älterer Gemälde sind nur wenige dieser Bilder anzusprechen, und auch bei ihnen ist die Zuverlässigkeit der Wiedergabe durch die verschiedenartigsten Widerstände stark bedingt. In der Regel aber liegt die Absicht einer stilgetreuen Nachbildung gar nicht vor; und wo sich im Denkmälerschatz des späteren Altertums die Benutzung von Meisterwerken der Vergangenheit nachweisen läßt, ist meist ein willkürliches Verhalten festzustellen, eine bewußte Abkehr vom künstlerischen Ausdruck der Vorlage und das Bestreben, das überkommene Bildgut den Anforderungen des Zeitstils und der Zeitstimmung entsprechend umzuformen. Schon die einzelnen Entwicklungsphasen innerhalb der pompejanischen Malerei weichen in der Behandlung ein und derselben klassischen Vorlage so weit voneinander ab, daß der Versuch, mit Hilfe dieser Spuren eine verlässliche Rekonstruktion des verlorenen Urbildes zu geben, aussichtslos erscheinen muß. Andererseits aber ist die Einstellung der jüngeren Antike wie auch der nachantiken Kunst zu den Schöpfungen der griechischen Malerei bedeutungsvoll für die Erkenntnis und Bewertung ihrer eigenen künstlerischen Tendenzen, zumal sich die Einflußsphäre der antiken Gemälde auf sehr weite Gebiete auch der Plastik und des Kunsthandwerks erstreckt. —

Nach kurzer Pause übernimmt der zweite Vorsitzende, Oberstudien-
direktor Dr. Lietzmann, den Vorsitz und hält folgende Schluß-
ansprache:

„Ich eröffne die Sitzung und gebe eine Entschließung der ersten Abteilung bekannt, der die Anwesenden, wie ich annehme, zustimmen werden:

„Die 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hält es für unbedingt notwendig, daß den Lehrern der höheren Schule wieder die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Arbeit gegeben wird. Nur dann wird die Jugend in wissenschaftlichem Geist erzogen und die hierfür unerläßliche Mitarbeit der Lehrerschaft der höheren Schule an den Aufgaben der Wissenschaft gesichert werden können. Die gleichzeitige Überlastung durch hohe Stundenzahl und hohe Klassenfrequenz macht das jetzt unmöglich.“ (Angenommen).

Auf Beschluß des Ausschusses schlage ich Ihnen dann folgendes Telegramm vor:

Dem Herrn Reichspräsidenten, Berlin.

Überzeugt, daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlands-
liebe kaum einem so nahe steht als den Pflegern der Wissenschaft und
der Schule, entsendet ehrerbietigsten Gruß und treueste Wünsche dem
Erzieher unseres Volkes zur Einigkeit, dem Meister vorbildlich kurzer,
schlichter Rede aus reinem Herzen die zu Göttingen tagende 56. Ver-
sammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Thiersch. Lietzmann. Lisco.“

Die Absendung des Telegramms wird einstimmig beschlossen.

Im Anschluß daran beantragt Dr. Lietzmann namens des Ausschusses,
von den vier vorgeschlagenen Städten Mainz, Nürnberg, Salzburg und
Trier als Ort der nächsten Tagung Salzburg zu wählen und für die
nächstfolgende eine Stadt im jetzt besetzten Gebiet in Aussicht zu
nehmen. (Angenommen).

Dann erteilt er Prof. Dr. Meister (Wien) das Wort.

Dieser dankt für die Wahl von Salzburg und betont, welchen Wert die
Österreicher darauf legen, die Versammlung auf ihrem Heimatboden
veranstaltet zu sehen. Salzburg empfehle sich nicht nur durch seine
günstige Verkehrslage, es sei auch von sinnbildlicher Bedeutung, es sei
die Brücke zwischen Deutschland und Österreich, welche den von den
Österreichern heiß ersehnten Anschluß vermittele.

Hierauf dankt Dr. Lietzmann allen Behörden, Körperschaften und
Einzelpersonen, die zum Gelingen der Versammlung in irgendeiner
Weise beigetragen haben¹⁾. Zu den in den Eingangsworten des ersten

1) Bei dieser Gelegenheit sei mit besonderem Danke der Herren gedacht,
die sich um die Vorbereitungen sehr verdient gemacht haben. Studienrat
Wundram hat in mustergültiger Weise für die diesmal nicht leichte Rege-
lung der Verpflegung gesorgt, Studienassessor Kranz hat die Bereitstellung

Vorsitzenden erwähnten seien noch die Vertreter Ungarns und der Provinzialschulkollegien Pommerns und Schlesiens hinzuzufügen. Er fährt dann fort:

„Wir können mit Befriedigung auf die Tage zurücksehen, die hinter uns liegen; nur ganz wenige frühere Versammlungen konnten eine gleich hohe Teilnehmerzahl aufweisen und die Anzahl der Vorträge, die in den Abteilungen und Unterabteilungen gehalten worden ist, hielt damit Schritt. Oft hörte man die Klage, daß es leider unmöglich sei, sich zu verdoppeln oder womöglich zu verzehnfachen, um nebeneinanderliegende Vorträge gleichzeitig zu hören. Es wird schwer möglich sein, hier Wandel zu schaffen; dagegen spricht die große Zahl der Teilnehmer, die Fülle der Wissensgebiete. Der Wunsch ist aber doch bezeichnend dafür, daß der Wissensdrang des Einzelnen keineswegs bloß in der Richtung eines Einzelfaches liegt, sondern daß es eine Vielheit von Interessen gibt, daß ein Streben nach einem Gesamtüberblick vorhanden ist.

Daß die einzelnen Disziplinen nicht verbindungslos nebeneinander herlaufen, daß die Wissenschaft vielmehr — lassen sie mich ein Bild gebrauchen — ein Netz mit zahllosen, von Knoten zu Knoten, von Problem zu Problem gehenden Fäden bildet, daß man immer mehr in der Gegenwart dieser „Querverbindungen“ sich bewußt wird — diesen Eindruck gewinnt man besonders auf Tagungen wie der unseren.

Es ist schon einmal beim Beginn der Tagung hervorgehoben worden: Wenn man dieses Netz in allen seinen Teilen mit einigermaßen gleicher Sorgfalt pfleglich behandelt, so kann das nur im Sinne der Einheitlichkeit des Ganzen liegen. Es waren doch manche Stellen in diesem Netz früher recht lückenhaft, recht dünn. Erlangen hat ein gutes Stück neu hinzugefügt: die Musik und die Leibesübungen. Wir haben das Neugeschaffene weiter gepflegt. Und wenn dieses Mal die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen etwas stärker als früher hervortraten, so haben wir nur eine alte, aber, wie gesagt, etwas faden-scheinig gewordene Stelle so, wie es ihrer Bedeutung entspricht, ausgebessert.

Als ein Zweites möchte ich gern auch die größere Mannigfaltigkeit der Schulgattungen hervorheben, deren Lehrbedürfnisse zu befriedigen die Versammlung jetzt bemüht war. Ich möchte glauben, wenn auch die

und Einrichtung der Vortragsräume vorzüglich geleitet und Oberschullehrer Roestel hat in entgegenkommendster Weise sämtliche Schilder und Plakate hergestellt. Aufrichtiger Dank sei auch der Tagespresse ausgesprochen. Sie hat die Tagung und ihre Veranstaltungen in weitesten Kreisen des deutschen Sprachgebietes bekannt gemacht und viel zum Gelingen der Versammlung beigetragen. Besonders anerkennenswert ist auch die unermüdliche Tätigkeit, die während der Tagung Dr. Gerhard Borghorst (Fichte-Korrespondenz, Berlin) und Dr. Kurt Voß (Hannoverscher Kurier) als Berichtserstatter entfaltet haben.

weniger „begabten“ Kinder etwas lernen, so ist das gut; ja sie verdienen vielleicht besondere Förderung.

Außerordentlich stark tritt der pädagogische und didaktische Einschlag bei den Verhandlungen dieser Tagung in die Erscheinung. Nicht nur, daß die erziehungswissenschaftliche Abteilung ihr weites Arbeitsgebiet nur in mehreren Unterabteilungen bewältigen konnte, auch in fast allen anderen Abteilungen sind den Problemen wissenschaftlicher Forschung Erörterungen über Unterrichts- und Erziehungsfragen zur Seite gestellt. Vor allem ist es die für die Zukunft der Schule und, wie wir wohl hinzufügen dürfen, mittelbar auch des wissenschaftlichen Nachwuchses entscheidende Frage der Lehrerbildung, die immer wieder in den verschiedenen Abteilungen aufgetaucht ist. Wir möchten hoffen, daß die in dieser Hinsicht gemachten Vorschläge uns einen entschiedenen Schritt vorwärts bringen.

Vor zwanzig Jahren, auf der Versammlung in Basel, hatten sich vier Männer zusammengetan, um die Grundaufgabe dieser Versammlung als ein Ganzes, aber in ihrer spezifischen Ausgestaltung für die verschiedenen Fachgruppen, zu erörtern — in Ausführung des sog. Hamburger Programms. Das waren Adolf Harnack, Paul Wendland, Felix Klein und Alois Brandl. In der Tat, Universität und Schule — oder Forschung und Lehre — das ist der Leitgedanke, das Arbeitsziel aller dieser Versammlungen der Philologen und Schulmänner. Man kann wohl, ohne unbescheiden zu sein, sagen, daß wir seitdem vorangekommen sind. Aber fertig sind wir mit der Aufgabe nicht und werden es nie sein. Forschung und Lehre, beide schreiten, wenn auch manchmal in verschiedenem Schrittmäß, vorwärts, immer wieder sieht sich Wissenschaft und Schule vor neue Aufgaben gestellt. Aber darauf müssen unsere Bemühungen gerichtet sein, daß die Distanz zwischen beiden nicht größer wird, daß der Prozeß konvergiert, nicht divergiert.

Wenn wir die Überzeugung mit nach Hause nehmen können, daß wir auf der Versammlung in Göttingen uns diesem idealen Ziel genähert haben, dann ist ihre Aufgabe erfüllt. Daß dem in Wahrheit so sei, das ist unser Wunsch am Schluß der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.“ —

Darauf ergreift Geh. Rat Prof. Dr. Otto Stählin (Erlangen) das Wort.

Als Vorsitzender der letzten Tagung wirft er einem alten Herkommen entsprechend einen Rückblick auf den Verlauf der diesjährigen Versammlung und weist dabei auf eins hin:

„Ich betrachte es als einen besonderen Vorzug unserer Versammlungen, daß jede einzelne ihr besonderes Gepräge hat, das ihr von Stadt und Land aufgedrückt wird. Wer die Tagungen der letzten Jahrzehnte

mitgemacht hat, weiß, daß die Tagungen in Hamburg, Basel u. a. ganz verschiedenen Charakter trugen. Jede war reich und schön, weil jede Stadt das Beste bot, was gerade sie allein bieten konnte.“

An der Versammlung in Göttingen rühmt der Redner, daß man den Reichtum seiner alten Geschichte und ruhmvollen Überlieferung empfunden habe, und dankt nochmals der Leitung ganz besonders.

Nach seinen Worten schließt Dr. Lietzmann um 5⁵⁵ die Tagung.

Zum Abschluß spielt unter der Leitung von Kapellmeister Fritz Lehmann das verstärkte Theaterorchester die „Akademische Festouvertüre“ von Johannes Brahms.

III.

Abteilungssitzungen.

I. Abteilung für Altertumswissenschaft.

Erste Sitzung der Gesamtabteilung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3 Uhr.

Die Versammlung wählt Prof. Dr. Pohlenz zum ersten, Oberstudien-direktor Dr. Ites zum stellvertretenden Vorsitzenden und die Privatdozenten Dr. Drexler (Breslau) und Dr. Williger (Köln) zu Schriftführern. Das Andenken der seit der letzten Tagung verstorbenen Vertreter der Altertumswissenschaft ehrt sie durch Erheben von den Sitzen.

Einleitend legt dann Prof. Pohlenz die Absichten dar, die den Göttinger Ortsausschuß bei dem Entwurfe des Programms für die diesmalige Tagung geleitet hätten. Die Zusammenfassung von klassischer Philologie und Archäologie und der Alten Geschichte zu einer Gesamtabteilung ist schon längst als wünschenswert empfunden worden. Im übrigen weist die geistige Lage der Gegenwart von selbst bestimmte Ziele. Wie in der Zeit, wo die Philologenversammlung begründet wurde, bekämpfen sich in der Altertumswissenschaft verschiedene Richtungen, denen der Philologentag Gelegenheit zur Verständigung geben muß. Stärker aber als 1837 haben wir heute die Empfindung, daß dieser Gegensatz der Richtungen in der ganzen geistigen Struktur unserer Zeit, die auch in der Schule zu ähnlicher Problematik und ähnlichen Kämpfen führt, begründet ist. Schon das bringt heute Universität und Schule zusammen. Aber innerlich hängt mit dieser Problematik auch die weitere Frage zusammen, ob trotz der Zweifel, die neuerdings von hervorragender Stelle geäußert werden, die Altertumswissenschaft in Universität und Schule es noch als ihren deutschen Beruf betrachten darf, unserer Jugend eine humanistische Bildung zu vermitteln. Aus diesen Gründen schien es notwendig, der Zusammenarbeit von Universität und Schule die eine von den beiden Sitzungen der Gesamtabteilung einzuräumen, während die andere rein wissenschaftlichen Fragen vorbehalten bleiben soll.

Darauf erteilt der Vorsitzende an Prof. Dr. Eduard Schwartz (München) das Wort zu seinem Vortrag über: „**Macht und Dogma in der oströmischen Reichskirche**“:

Der Vortragende weist zunächst auf die Veränderungen hin, die die Kirche dadurch umgestalteten, daß Konstantin sie in das von ihm zur absoluten Universalmonarchie ausgebildete Imperium Romanum eingliederte. Vom Staat wird die Normierung der Glaubenslehre durch dogmatische Formulierungen verlangt; die Instanz für diese Normierungen ist das Reichskonzil, das als das Werkzeug aufgefaßt werden muß, mit dem der Kaiser die gefährdete Einheit der Reichskirche wieder herstellt. Die Politik der Kaiser wirkt ferner daraufhin, daß die schon in der vor-konstantinischen Kirche vorhandenen Ansätze zu einer hierarchischen Ordnung sich weiter entwickeln zu den Machtkomplexen der großen Thronoi, die auf den Reichskonzilien die Hauptrolle spielen. Damit ist gegeben, daß Machtfragen und Machtkämpfe bei der Normierung des Dogmas mitwirken; der Vortragende entwickelt das an einzelnen Beispielen und faßt seine Erörterungen zum Schluß in folgenden Sätzen zusammen:

Die auf den Reichskonzilien festgesetzten Dogmen sind als diplomatische Waffenstillstände und Friedensschlüsse aufzufassen, zu denen der Kaiser die Hierarchen zwingt. Freilich stecken in den der Normierung vorhergehenden Lehrstreitigkeiten Bewegungen religiöser oder religiösspekulativer Art, aber die Dogmen sind nicht das direkte Resultat dieser Bewegungen. Es kommt zu einer Normierung des Dogmas nur dann, wenn sich die Gegensätze der Lehrmeinungen mit Machtfragen verquicken und die endgültige Formulierung der Norm hängt nicht von der Kraft der religiösen Bewegungen an sich, auch nicht von der größeren oder geringeren Energie der Spekulation ab, sondern von dem Wechselspiel zwischen der kaiserlichen Politik und den Machtbestrebungen der Hierarchen. Die der Einheit des Imperiums entsprechende oekumenische Einheit der Kirche, die dem Kaiser und allen seinen Untertanen, seien es Kleriker oder Laien, als unbedingte religiöse und staatliche Notwendigkeit gilt, ist die Wirklichkeit, die letztthin die Entwicklung der Formulierung der theologischen Gedanken bestimmt, nicht umgekehrt. Auch in der Geschichte der Kirche gilt der Satz, den weder die Geschichte erkennende Wissenschaft noch die Geschichte machenden oder leidenden Nationen vergessen dürfen, daß der Gang der Geschichte bestimmt wird durch die realen Mächte der Wirklichkeiten, und daß das, was man Ideen nennt, geschichtlich nur dann etwas bedeutet, wenn es geformt wird durch die Tat. —

Dann spricht Prof. Dr. Günther Jachmann (Köln) über: „Cicero als Philosoph“¹⁾:

Die Geltung Ciceros als eines großen Denkers ist durch die historische Kritik erledigt, aber seine philosophischen Schriften sind nicht einfach

1) Erscheint in: „Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung“.

Übersetzungen. Wenn er selbst sie einmal apographa nennt, so ist das einseitig und nur unter stärksten Vorbehalten zutreffend, wie andere Äußerungen von ihm und auch gerade die quellen-analytische Betrachtung lehren. Die Wünsche und Enttäuschungen der Quellenkritik dürfen nicht den Maßstab bilden für die Beurteilung des von Cicero Geleisteten. Um sein Ziel, die Darstellung der Philosophie in lateinischem Gewande, zu erreichen, hat er oft für ein Buch mehrere Quellen benutzt, aber nicht bloß Kontamination, sondern auch Synthese geübt. In der Wahl seines philosophischen Standpunktes und in der Auswahl aus der griechischen philosophischen Literatur, die er in weitem Umfang übersah, zeigt er sich bestimmt durch gewisse Seiten seines geistigen Wesens, unter denen Idealismus sowie Staatsgefühl und Patriotismus besonders hervorstechen. Seine Gesinnung, Denkweise und Geistigkeit kommt in mannigfacher Weise zum Ausdruck. Darauf und auf der Darstellungsform, die aus dem Ideengehalt selbst entwickelt ist, beruht das spezifische Ethos seiner philosophischen Schriften, ihre Wirkung und Lebensdauer, in der sie die Originale übertroffen haben. —

Der letzten Vortrag dieser Sitzung hält Prof. Dr. Franz Winter (Bonn) über das Thema: „**Hellenistische Kunst in Pompeji**“ (mit Lichtbildern):

Die in Pompeji vertretene hellenistische Kunst ist, wie Delbrücks Untersuchungen gelehrt haben, eine Abzweigung der westhellenistischen Kunst, die in den griechischen Städten Siziliens und Unteritaliens zu reichster Entfaltung gebracht, im 3./2. Jahrhundert v. Chr. über die italische Halbinsel, zuerst nach Campanien, dann nach Latium und Rom und weiter nordwärts ihre Verbreitung gefunden hat. Pompeji hat mit dem Eindringen dieser Kunst einen völligen Neuausbau erfahren und bietet in dem, was in den großen öffentlichen Anlagen und Bauten und den palastartigen Wohnhäusern davon zurückgeblieben ist, die weitaus reichste und vollständigste Überlieferung dieser Kunst. Deren von der osthellenistischen Kunst abweichender Stilcharakter tritt in den Besonderheiten der Bauformen hervor, und aus dem Stilcharakter der Architektur, mit Hilfe des mehr Vereinzelten, was aus Sizilien und Unteritalien an Bauresten übriggeblieben ist, hat sich denn auch der Nachweis des westhellenistischen Ursprungs des in Pompeji Erhaltenen gewinnen lassen. Für die in Pompeji so reich vertretene Innenausstattung der Häuser, die Wanddekoration und den Mosaikfußbodenschmuck, schien es bisher an entsprechendem Vergleichungsmaterial aus dem Ursprungsgebiete dieser Kunst zu fehlen. Dagegen liegt solches entsprechend aus den Städten des osthellenistischen Gebiets, Kleinasien und der Inseln des ägäischen Meeres, vor, und das schien auf von hier wirksam gewordene Einflüsse, schien für die pompejanische Wand-

malerei und das Mosaik auf die Ableitung aus dem Osten zu führen. Diese Annahme trifft für das Mosaik nicht zu. Eine bisher nur nicht hinreichend beachtete oder nicht richtig erkannte Überlieferung erweist vielmehr, daß Sizilien an der Ausbildung der Mosaikkunst hervorragenden Anteil gehabt hat. Diese Überlieferung ist in einem wichtigen literarischen Zeugnis, der bei Athenäus erhaltenen Beschreibung des in seinen Haupträumen mit Mosaiken ausgestatteten Prachtschiffes, das Hieron II. von Syrakus dem Ptolemäus von Ägypten zum Geschenk machte, und mit dem er der Weltstadt Alexandria ein Glanzstück sizilischer Technik zeigte, und in einem neuerdings in Palermo aufgedeckten Peristylhause enthalten. Das Haus, fälschlich für römisch gehalten, ist sicher hellenistisch und bietet in seinem Hauptschmuck, einem Mosaikgemälde mit einer Darstellung Alexanders des Großen auf der Löwenjagd, nichts weniger als ein nur in Erhaltung, Größe und Qualität geringeres Gegenstück zu dem berühmten Alexandermosaik der Casa del Fauno in Pompeji. Nicht nur der Nachweis, daß entscheidende Fortschritte und Neuerungen der Mosaiktechnik von Syrakus ausgegangen sind, wird durch diese Zeugnisse ermöglicht, sondern auch, daß Syrakus, wenn nicht die erste, so doch eine der ersten Stellen gewesen ist, an der sich in der Frühzeit des Hellenismus der für die weitere Entwicklung folgenreiche Übergang vom einfach gemusterten Paviment zu der Ausstattung des Fußbodens mit bildlicher Mosaikdarstellung vollzogen hat. Für die in Pompeji vertretene Mosaikkunst aber wird aus der Vergleichung mit dem in diesen Zeugnissen enthaltenen Materiale derselbe Zusammenhang mit der westhellenistischen Kunst gewonnen, wie er für die Architektur gesichert ist.

Schluß der Sitzung um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Zweite Sitzung der Gesamtabteilung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 3 Uhr.

Den Vorsitz führt Oberstudiendirektor Dr. Ites (Ilfeld).

Über das gemeinsame Thema: „**Was erwarten Schule und Universität auf dem Gebiete des altsprachlichen Unterrichts voneinander?**“ sprechen Oberstudiendirektor Dr. Emil Kroymann (Berlin-Steglitz) und Prof. Dr. Otto Regenbogen (Heidelberg) in Parallelvorträgen¹).

Ausgehend von der neuen Bewegung innerhalb der klassischen Philologie, die Universität und Schule einander genähert hat, faßt Oberstudiendirektor Dr. Kroymann unter dem Gesichtspunkt der Zielsetzungen des erneuerten Humanismus den Gesamtaufbau des altphilo-

1) Der Doppelvortrag erscheint als Ganzes gedruckt demnächst in den „Neuen Jahrbüchern für klassische Philologie“.

logischen Studiums ins Auge. Zentrale Aufgabe des altsprachlichen Unterrichts ist die Deutung der repräsentativen Werke der griechischen und römischen Literatur nach Wesen, Form und Ursprung, zentraler Gegenstand des Studiums daher die Sprachen, die *lectio plurima* und die Interpretation. Alle drei Aufgaben sind in verschiedener Ponderierung verteilt über die ganze Studienzeit; um sie wirklich zu erfüllen, bedarf es der äußersten Intensivierung der Arbeit der Studierenden und eines stufenmäßigen Aufbaus des Studiums, insonderheit durch Einrichtung des Proseminars nach dem Vorbild der Berliner Universität, durch die Einlegung eines Zwischenexamens nach dem vierten Semester und durch Neugestaltung der Interpretation im Sinne der Totalerfassung des zu deutenden Werkes. Diese Zielsetzung erfordert eine Umgestaltung der geltenden Staatsprüfungs-Ordnung im Sinne einer weitgehenden Einschränkung rein enzyklopädischen Wissens.

Der zweite Berichtsertatter, Prof. Dr. Regenbogen, führt dann in seinem Vortrag aus:

Es sollen keine programmatischen Erklärungen gegeben werden. Viel Neues ist nach der lebhaften Aussprache in den letzten Jahren nicht mehr zu sagen. Beabsichtigt ist eine zusammenfassende Betrachtung unter Einflechtung von Beobachtungen aus dem akademischen Unterricht der letzten Zeit. Eine Umformung des Themas ist am Platze. Was kann die Universität von der Schule, wie sie ist, erwarten? Im Mittelpunkt steht die Forderung: sie möge sprachlich gut vorgebildete Schüler zur Universität entlassen. Doch liegt hier ein Problem. Was bedeutet Sprache können? Es geht nicht nur um Elementarkenntnisse, überhaupt nicht nur um Kenntnisse, sondern um Bildung. Dieser Begriff wird vom Redner entwickelt. Wie verhält sich die Schule zu ihm? Sie ist eine autonome Bildungsanstalt: der Begriff der Vorbildung tritt zurück. Bedeutet das einen Bruch zwischen Universität und Schule? In unserm Falle keineswegs. Freiwillige Konvergenz von Schulziel und Universitätsforderung ergibt sich, wenn beide das humanistische Grundziel recht erkennen und festhalten. Im einzelnen erwarten wir: neue Festigung des elementaren sprachlichen Könnens; Bildung zum sprachlichen Verstehen und am sprachlichen Verstehen: dieses, geübt an der Lektüre, muß im Mittelpunkt des Unterrichts stehen. Niemand sollte zum altsprachlichen Studium angeregt werden, der dieses Verhältnisses zur Sprache unfähig ist. Hier gilt das Moment der „Bildungsbereitschaft“: Besorgnisse haben wir wegen sinkenden Bildungsniveaus, ungesicherten Bildungsfundaments beim Nachwuchs. Auch das Bedürfnis nach Bildungsausbreitung ist wenig entwickelt. Es wird zu wenig gelesen. Die Gründe dafür liegen kaum in dem verstärkten Interesse für Leibesübungen, mehr schon in einer unklaren und verfrühten

„Problematisierung“; Kern der Frage ist: Unterbewertung des Wissens als eines Elementes der Bildung. Dies Problem sei besonders dem Nachdenken der Schulmänner empfohlen. Es gilt eine Auswahl des Nachwuchses: daher sei besondere Vorsicht bei den Vorschlägen für die Studienstiftung am Platze.

Der Redner spricht dann von den Erwartungen, die sich vornehmlich an die Lehrer und Leiter der Gymnasien richten. Man dürfe keine übertriebenen Anforderungen in bezug auf theoretische Vorbildung in der Pädagogik stellen, die kein allgemein verbindliches Prüfungsfach sein dürfe. Dagegen sei eine rationelle Ausnutzung der beiden praktischen Jahre geboten.

Bezüglich der Lehrerfortbildung sei die Forderung zu stellen, daß regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen mit der Möglichkeit gemeinsamer Arbeit geschaffen würden. Dafür müssten ordentliche Mittel bereitgestellt werden. Eine Weiterarbeit sei nötig, um mit den geistigen Strömungen der Gegenwart in Verbindung zu bleiben. Philosophische Gesinnung, die sich gründet auf die Idee des Humanismus, verbürge die wahre Einung der Fächer. Deshalb müsse man verlangen: Humanisten an die Gymnasien als Lehrer und Leiter.

Schluß der Sitzung um 5¹¹ Uhr.

Gruppe Ia: Unterabteilung für klassische Philologie.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9—1 Uhr.

Nach der Begrüßung durch den bisherigen Obmann Geh. Rat Prof. Dr. Reitzenstein erfolgen die Wahlen. Vorsitzender wird Geh. Rat Reitzenstein, Stellvertreter Oberstudiendirektor Prof. Dr. J. Ilberg (Leipzig). Als erster Redner erhält Geh. Rat Prof. Dr. Otto Kern (Halle) das Wort zu seinem Vortrag: „**Griechische Kultlegenden**“¹⁾:

Die griechische Kultlegende in ihrem Wesen, ihrer Bedeutung und ihrer Wirkung darzustellen ist der Zweck des Vortrags. Er unterscheidet die von der Priesterschaft geschaffene Legende von der Volks- sage und bringt dafür eine Anzahl von Beispielen. Zunächst behandelt er die auf topographischer Grundlage entstandenen Legenden, die alle in der Gründungsgeschichte der Heiligtümer gipfeln. Dafür geben schon die auf den Namen Homer getauften Hymnen auf den delischen und den delphischen Apollon und auf die eleusinische Demeter das

1) Die viele Einzelheiten enthaltenden Ausführungen des Vortragenden, der auch auf das Fortleben der Legende im neunzehnten Jahrhundert hinwies, werden in dem ersten Hefte des XXV. Jahrgangs (1928) des Archivs für Religionswissenschaft, S 1 ff., ungekürzt erscheinen.

beste Beispiel. Sie können nur von Männern, die die Örtlichkeit genau kannten, gedichtet sein. Die Adventsagen sind von allen Legenden religionsgeschichtlich die wichtigsten. Aber aufmerken muß man auch, wenn von mißglückten Stiftungen von Heiligtümern gesprochen wird, wie von dem apollinischen bei der Quelle Telphusa und dem des Herakles in Delphi. Ein besonderer Typus der Legende knüpft an die Kultbilder und heiligen Geräte an, an Weihgeschenke und auch an Gräber. Betont wurde immer wieder die Bedeutung der delphischen Priestertradition. Einen dieser geschäftigen Priester haben wir soeben in Onymastos aus dem Heiligen Gesetze von Kyrene kennen gelernt. Der Vortrag schließt mit einer neuen Erklärung der pseudotheokritischen *Λῆναι*, die die von einem Bakchospriester erdachte Entschuldigung eines Ritualmordes geben. —

Im Anschluß an diesen Vortrag spricht Prof. Dr. Eduard Fraenkel (Kiel) über „**Iktus und Akzent im lateinischen Sprechverse**“:

Vorangestellt wird eine Skizze der Geschichte des Problems von Bentley bis zu den neuesten Arbeiten; dabei kommen die Kontroversen über die Existenz eines stimmverstärkenden Iktus im antiken Verse und über die Natur der lateinischen Betonung zur Sprache. Ein Hinausgelangen über die beträchtlichen Ergebnisse der bisherigen Forschung ist nach Ansicht des Vortragenden nur zu hoffen, wenn es erstens gelingt, neue Kriterien zu gewinnen, indem man außer der Beobachtung von Wörtern und Wortgruppen stärker auf den Befund an bestimmten Versstellen achtet, und wenn ferner grundsätzlich festgehalten wird, in welchem Verhältnis die Dichtersprache zur Rede des Alltags steht. Von der Methode der so orientierten Untersuchung und zugleich von dem Prinzip, das die Iktierung im altlateinischen Drama und weit darüber hinaus beherrscht, versucht der Vortragende eine Vorstellung zu geben, indem er mit Hilfe gedruckter Beispiele zunächst für die drittletzte und die erste Hebung des Senars eine Reihe von Typen erläutert und sodann an großen zusammenhängenden Stücken des Plautus, Terenz, Laberius und Catull nachweist, daß das ermittelte Prinzip für den gesamten Bau der Sprechverse (nicht für die Lyrik und das Epos) gilt. Das vollständige Material soll in einem Buche vorgelegt werden, das demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung erscheinen wird.

Festgestellt wird in der Hauptsache, daß sämtliche Ikten der Sprechverse, auch die scheinbar mit dem Wortakzent streitenden, sprachlich fundiert sind. Die in der Iktierung widergespiegelten Akzentverhältnisse geben nicht nur über den Tonzusammenschluß bestimmter syntaktischer Gruppen wichtige, oft durch sprachgeschichtliche Erwägungen zu bestätigende Aufschlüsse, sondern machen auch Eigen-

tümlichkeiten der Wortstellung verständlich. Im Zusammenhang mit der zunehmenden Freiheit der Wortstellung lockert sich vom Beginn der Kaiserzeit an die sprachliche Bindung der Ikten. Für die alte Zeit besteht zwar vielfach die Freiheit der Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten, niemals aber wird in einer rein willkürlichen, sprachwidrigen Weise iktiert. Die Dichter schufen nicht ein System positiver Regelungen, sondern folgten nur ihrem Ohr und vermieden so das Mißtönende. Die fremde Verskunst, die sie übernahmen, wandelten sie derart ab, daß dem lebendigen Klange der lateinischen Sprache keine Gewalt angetan wurde. —

An dritter Stelle folgte der Vortrag von Prof. Dr. Josef Kroll (Köln) über: „**Tod und Teufel in der Antike**“¹⁾:

In der ältesten Zeit wird für uns das reale Wesen der beiden Gestalten Thanatos und Hades verdeckt durch die mythologischen Homers: der „milde“ Thanatos; Thanatos, der Bruder des Hypnos. Nur so viel ist zu erkennen, daß sie irgendwie zusammengehört haben; später tritt Satanias hinzu. Daß Thanatos und Hades bei den Griechen nie feste Gestalt angenommen hätten, ist ein Irrtum; der griechische Volksglaube hat den Thanatos als den Raffer, den grimmigen Büttel gekannt, der in der klassischen Literatur wenigstens in der Alkestis des Euripides auftritt (vgl. Homer: *πάρος τοι δαίμονα δώσω*). Für den Hades sind wichtig die Worte Kassandras im aeschyleischen Agamemnon, nach denen Klytaimestra die *θύουσα μήτηρ Ἰδίου* kennt. Im Laufe der Zeit treffen wir immer deutlicher mildere Vorstellungen: Tod als Helfer aus Krankheit usw.

Seit der frühen Kaiserzeit aber wird Thanatos die bewußt grausame Todesmacht. Seit Erinna heißt er der *βάσανος δαίμων*. Diese Natur dominiert völlig in den kaiserzeitlichen Grabgedichten. Hades erscheint nun nicht mehr als gerechter Seelenherrscher: die Menschen empfinden sein Wesen als teuflisch.

Seit Eudoxos setzten die Griechen Hades mit Ahriman gleich; leider ist nicht klar, wie lange schon der Orient auf die Gestalt des Hades gewirkt hatte. Beachtenswert ist, daß als entlehnt nachweisbare Züge kaum auftreten: es werden nur die von jeher bei den Griechen vorherrschenden Züge herausgearbeitet, nur der Schwerpunkt verschiebt sich zum Bösen. Der immer stärkere Einfluß des Orients läßt ungriechische Ideen entstehen, z. B. in dem Gedicht des Statius, wo Amphiaraios zu Hades in die Unterwelt kommt: Hades droht Zeus mit Kriegszug gegen ihn: das läßt an den Kampf der beiden Reiche bei den Iranern denken. Daneben ist freilich noch möglich, daß

1) Erscheint als Teil eines größeren Werkes „Studien zur Höllenfahrt.“

emotionale innere Entwicklung bei den Griechen stattgefunden hat. — Bis in die späteste Zeit ist Griechisches in den Vorstellungen von Tod und Teufel wirksam: griechisch ist die Plastik der Gestalten, griechisch vor allem auch das im Christentum so stark nachwirkende Bild vom Ringkampf mit dem Tod. —

An vierter Stelle spricht Prof. Dr. Ludwig Deubner (Berlin) über:
„Dionysos und die Anthesterien“:

Es werden zunächst einige Feststellungen gemacht. Von den beiden Hauptelementen des Festes, dem dionysischen und dem chthonischen, erstreckt sich das erste nur auf die beiden ersten Tage, das zweite nur auf die beiden letzten. Die Schiffskarrenprozession, mit der das Wort Karneval gar nichts zu tun hat, gehört sicher zu den Anthesterien und nicht zu den großen Dionysien. Die Zugehörigkeit des Hieros Gamos, des Dionysos und der Basilinna zum Choöntage ist durch Darstellungen auf Choënkannen jedem Zweifel entrückt. Namentlich ist eine neuere Erwerbung des Metropolitan-Museums in New York von Wichtigkeit, ein Choënkännchen, auf dem Kinder abgebildet sind, die den Hochzeitszug des Dionysos und der Basilinna vom Dionysion ἐν Αἰύραϊς zum Bukoleion nachahmen. Die Reihenfolge der einzelnen Akte des Choöntags ist klar: Schiffskarrenzug des Dionysos zum Dionysion, wohin sich auch die Basilinna zu Fuß begibt; Trauung im Dionysion; Fahrt des Paares zum Bukoleion. Dionysos wird wahrscheinlich vom Basileus dargestellt. Das Schiff des Dionysos erinnert daran, daß der Gott von Kleinasien über das Meer nach Attika kam. Es war zu der Zeit, als die Ionier noch geschlossen im Mutterlande saßen. Die Verbindung des Gottes mit den Anthesterien erklärt sich aus seiner Bedeutung als Vegetationsgott. Der Name des Festes kommt von der Bekränzung der im dritten Lebensjahre stehenden Kinder, was als eine Art Konfirmation anzusehen ist. Das Weinfest ist mit Dionysos zum Totenfest und zu alten Segensriten, wie sie dem Frühling entsprechen, getreten.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9—1 Uhr.

Unter dem Vorsitz von Oberstudiendirektor Prof. Dr. Ilberg spricht Studienrat Dr. Curt Fensterbusch (Gelsenkirchen) über: **„Das griechische Theater in klassischer Zeit“** (Probleme)¹⁾:

Die von Allen (University of California Publications in Classical Philology vol. 5 No. 2, p. 55—58; vol. 7, p. 1—119; vol. 7 Nr. 2, p. 121 bis 128; vol. 7 No. 5, p. 197—207) aufgestellte Hypothese über die Entwicklung des Spielplatzes im 5. Jahrhundert wird als unhaltbar zurück-

1) Der Vortrag erscheint im „Philologus“.

gewiesen. Die Mauerreste DD (Dörpfeld-Reisch, Das griechische Theater, Taf. 1) sind als Reste einer Terrassenstützmauer anzusehen, die Anfang des 5. Jahrhunderts errichtet wurde. Zu dieser Zeit ist die von Dörpfeld aufgedeckte alte Orchestra aufgegeben und auf der durch DD gestützten Terrasse eine neue gleichgroße angelegt worden. Tangential an ihrem Rande wurde die erste Skene errichtet. Dadurch wurde die Orchestra zum Grundkreis. Die Skene dehnte sich in ihrer Tiefe allmählich bis zur Mauer DD aus. Da nun die Mauer DD vom Grundkreis der lykurgischen Anlage in der gleichen Entfernung verläuft wie die Stützmauer der lykurgischen Terrasse, ergibt sich, daß die Skene, die sich auf der von DD gestützten Terrasse entwickelte, am Ende der Entwicklung schon die gleiche Tiefe hatte wie später die lykurgische Skene. Ende des 5. oder im 4. Jahrhundert wurde die vorlykurgische Anlage nach dem neuen Tempel umorientiert. Man änderte dabei nicht die Lage des Grundkreises, sondern verlegte die Skene nur so an den Grundkreis, daß ihre Längsmauern dem neuen Tempel parallel liefen. Das führte zur Errichtung der lykurgischen Stützmauer. — Durch diese Entwicklung wird verständlich, daß der Grundkreis der lykurgischen Anlage genau so groß ist wie die älteste Orchestra. — Die Paraskenien sind als eine Neuerung Lykurgs anzusehen.

An der lebhaften und langen Aussprache beteiligen sich Prof. Wilhelm Dörpfeld (Jena) und Geh. Rat E. Bethe (Leipzig).

Prof. W. Dörpfeld machte einige berichtigende Angaben über das athenische Theater, dessen neue Untersuchung und Veröffentlichung er mit Prof. E. Fiechter ausführt. Ein altes, schräges Skenengebäude, wie Fensterbusch es annimmt, hat nie bestanden. Der jetzige Zuschauerraum ist sicher von Perikles begonnen worden, zugleich mit einem daneben liegenden, bedachten Theater, dem jetzt aufgefundenen Odeion, und zugleich mit dem jüngeren Tempel des Dionysos und der Säulenhalle des heiligen Bezirks. Vollendet wurde der Zuschauerraum erst im 4. Jahrhundert von Lykurg. Während das Skenengebäude des Perikles noch ganz aus Holz bestand, hat Lykurg die erste steinerne Skene mit hölzernem Proskenion (Spielhintergrund) erbaut. Erst in späthellenistischer Zeit hat das Proskenion steinerne Säulen mit hölzernen Tafelgemälden zwischen ihnen erhalten. Das von Kaiser Nero erbaute stattliche Skenengebäude mit seiner Weihinschrift hatte noch die Gestalt des hellenistischen Proskenions und, entgegen der bisherigen Annahme, noch keine Bühne. Eine solche ist nach Aussage einer Inschrift erst im 3. Jahrhundert n. Chr. von Phaidros errichtet worden. Daraus folgt, daß Pollux und Plutarch, die beide im 2. Jahrhundert in Athen lebten, noch keine erhöhte Bühne im Dionysos-Theater gesehen haben und daher auch nicht erwähnen. Diese wichtige, für Athen beweisbare Tatsache ist jüngst in

dem von den Engländern ausgegrabenen Theater von Sparta dadurch bestätigt worden, daß dort unter dem Fußboden einer ebenfalls spät-römischen Bühne die Postamente für 6 Proskenion-Säulen aus früh-römischer Zeit noch aufrecht stehen und zwar in der Fußbodenhöhe der Orchestra. Das unter Kaiser Augustus in Sparta erbaute Theater hatte also, ebenso wie das Nero-Theater in Athen, sicher noch keine erhöhte Bühne. Die vielumstrittene Bühnenfrage des griechischen Theaters ist damit endgültig entschieden: dies Theater hat selbst in früh-römischer Zeit noch keine Bühne gehabt. —

Von dem Vorsitzenden mit warmen Worten begrüßt, spricht dann Prof. Dr. Giorgio Pasquali (Florenz) über: „**Das Ultimatum der Lakdämonier an Athen vor dem archidamischen Krieg**“¹⁾:

Thukydides I 139, § 3 ist in sich uneinheitlich: hatten tatsächlich die Spartaner von Athen gefordert, den Bund aufzulösen, so hatte es keinen Zweck mehr, über die Aufhebung des megarischen Psephisma zu diskutieren, und Ausdrücke wie *ὥς μὴ ἐμπόδιον εἶναι τὸ ψήφισμα εἰρήνης, ἀλλὰ καθελείν*, waren jedes Sinnes bar. Diese Forderung ist also nachträglich in einen fertigen Zusammenhang eingelegt. Ebenso ist es unnatürlich, ja sinnwidrig, daß Perikles in der unmittelbar folgenden Rede nachzuweisen versucht hätte, daß diese Aufhebung keine Kleinigkeit wäre, wenn er tatsächlich schon, wie im gegenwärtigen Text, die letztere, ganz unerträgliche Zumutung erwähnt hätte. Auf diese Forderung kommt er bezeichnenderweise nicht mehr im Hauptteil der Rede, sondern nur im Schlußwort zurück. Also ist die Erwähnung des Ultimatus überall nachträglich eingeschoben, wohl aber durch den Verfasser selbst.

Die Nachricht bekam er erst später, in den Verbannungsjahren, wohl im Peloponnes, sicher aus spartanischen oder spartanerfreundlichen Quellen. Sie mußte ihm bedeutend erscheinen, als er in einem späteren Stadium seines Lebenswerkes und seines Lebens die Befreiung der Hellenen, d. h. die Vernichtung der athenischen Macht, als das schon ursprüngliche Ziel des Krieges, diesen selbst als die Auswirkung eines naturhaften Triebes des spartanischen Staates zu erkennen vermeinte. Thukydides hat nicht die Zeit gehabt, die neue Auffassung mit der alten auch in diesem Punkt restlos zu verschmelzen.

Diese Nachricht kann aber kaum der Wahrheit entsprechen, da sie uns die Haltung des Perikles und den Stand der öffentlichen Meinung in Athen, wie sie sich in den früheren Stücken des Aristophanes, besonders in den Acharnern, spiegelt, geradezu unbegreiflich machen würde: auch hätten die Zeitgenossen davon gewußt. Sie ist eine Er-

1) Erschienen in den „*Studi italiani di filologia classica*“, V. Bd., S. 299 bis 315.

findung spartanischer Politiker, die ein Interesse daran hatten, ein Kriegsprogramm, das vielleicht vom Unternehmen des Brasidas, vielleicht auch erst vom sizilischen Sieg herdatierte, in die Anfänge des Krieges zurückzuprojizieren. Der Historiker Beloch hatte den Unwert der Nachricht durchschaut und sie aus seiner Darstellung stillschweigend eliminiert. Pasqualis Untersuchung bietet eine Ergänzung, aber auch im großen und ganzen eine Bestätigung für die Auffassung der Entwicklungsgeschichte des Thukydides, die Eduard Schwartz begründet hat.

Prof. M. Pohlenz hebt kurz die Bedeutung, aber auch die Schwierigkeit des Problems hervor. Prof. K. Ziegler (Greifswald) bittet, ein kurzes Wort über die Exkurse des Thukydides einlegen zu dürfen. Die Versammlung beschließt, daß es nach dem nächsten Vortrag geschehen soll.

Als dritter Redner spricht Privatdozent Dr. Hans Drexler (Breslau) über: „Sallust“¹⁾:

Die bisher allgemein herrschende Auffassung von Sallust, daß der Entstehungsgrund seiner Schriften der Haß gegen die Nobilität sei, ist unrichtig und muß durch eine neue Erklärung ersetzt werden. Im Jugurtha wird nicht Marius zuungunsten des Metellus und Sulla gehoben. Die Komposition, die Einleitung und die zusammenfassende Betrachtung c. 41 f. ergibt, daß der leitende Gesichtspunkt die *res publica* und die *corrupti civitatis mores* sind. Dasselbe gilt für den Catilina. Die historischen Tatsachen werden demgegenüber mit geringerer Sorgfalt behandelt. Besonders wichtig ist für die Erkenntnis dieses Gesichtspunktes die *σύγκρισις* von Caesar und Cato c. 53f. Die Bedeutung der Gegenüberstellung dieser beiden Männer wird aus den Anschauungen des Sallust und aus allgemein römischen moralisch-politischen Überzeugungen, unter Heranziehung einer Stelle aus Cicero off. 1, 64 und aus der 2. Epistula ad Caesarem senem, erklärt und der Sinn der ganzen Schrift in der Teilnahme des Schriftstellers an dem Schicksal der *res publica* und der Beziehung zu Cäsar, an dem er eben um der *res publica* willen irre geworden war, gefunden. —

In einem kurzen Nachwort wünscht Prof. Klinger (Hamburg) trotz Zustimmung in der Hauptsache, daß der Haß gegen die Nobilität und der Einfluß des Poseidonios etwas stärker hervorgehoben werde, als es hier geschehen.

Als vierter Redner behandelt Prof. Dr. Konrat Ziegler (Greifswald) die Frage: „Der Ursprung der Exkurse im Thukydides“²⁾:

Die Exkurse im Thukydides, vor allem die sogenannte Archäologie und die Peisistratiden-Episode im 6. Buch, sind Früchte eines intensiven

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern“ gedruckt werden.

2) Erscheint im „Rheinischen Museum“.

Studiums mit Hilfe hochentwickelter Forschungsmethoden, die in dieser Form für das eigentliche Werk, die Zeitgeschichte, nicht erforderlich waren. Es ist schwer glaublich, daß eine solche Forschungsarbeit als Parergon geleistet worden ist; ihre Entlehnung aus älteren (sophistischen) Arbeiten ist unwahrscheinlich. Die natürlichste Lösung ist, sie als Niederschlag älterer Studien des Thukydides zu betrachten, die er abbrach, als der Beginn des peloponnesischen Krieges ihn zu dem Entschluß führte, die Zeitgeschichte zu schreiben. Diese Annahme ergibt auch für die willkürliche und befremdliche Einfügung nicht zugehörigen Stoffes in ein übrigens so konzentriertes Werk eine zureichende psychologische Erklärung. —

Als letzter Redner spricht Studienrat Albert Thiesen (Düsseldorf-Oberkassel) über das Thema: „**Der lateinische Sprachunterricht und die neuen „Richtlinien“**“:

Das Ziel des lateinischen Sprachunterrichts am Gymnasium kann nicht die aktive Beherrschung der lateinischen Sprache sein. Der grammatische Unterricht im Lateinischen ist vielmehr zunächst die unerläßliche Vorbedingung für ein verständnisvolles Eindringen in die Werke der lateinischen Literatur und damit in den Geist des Römertums. Aber nicht bloß darin liegt seine Bedeutung, daß er die notwendige Voraussetzung für die Herübersetzung bildet, eine Tätigkeit von höchstem erzieherischem Werte, er darf nicht lediglich als Mittel zum Zwecke betrachtet werden; denn er vermag seelische Kräfte in solchem Maße zu entfesseln und zu betätigen, daß er schon um seiner selbst willen gepflegt werden sollte. — Um dieses Ziel zu erreichen, wird man — darin muß man den „Richtlinien“ unbedingt zustimmen — den bisherigen Lern- und Übungsstoff sorgfältig daraufhin prüfen müssen, ob es sich in jedem einzelnen Falle um etwas Wesentliches, d. h. etwas Typisches und Charakteristisches handelt oder nicht. Hält man an diesem Grundsatz bei der Stoffauswahl fest, dann ist auch — wiederum ganz im Sinne der „Richtlinien“ — der Streit um die induktive und die deduktive Methode im lateinischen Sprachunterricht zugunsten der induktiven entschieden. Der lateinische Sprachunterricht soll das Gesetz- und Regelmäßige lehren und üben; neue Sprachgesetze aber wird ein Unterricht, der auf Selbsttätigkeit der Schüler eingestellt ist, nicht in fertiger Formulierung an die Schüler heranbringen. Hier müssen die Schüler, wenn auch unter Leitung des Lehrers, selbst suchen und finden. — Ein weiterer methodischer Grundsatz, den die „Richtlinien“ von neuem einschärfen, verdient restlose Zustimmung: die Forderung, daß der Sprachunterricht vom Satz ausgehe. Dann erfaßt der Schüler mit der neuen Form zugleich ihre syntaktische Funktion. Der lateinische Sprachunterricht muß ferner — innerhalb gewisser Grenzen — sprachwissenschaft-

lich orientiert sein. Freilich die Forderung der „Richtlinien“, grundsätzlich immer wieder den Versuch zu machen, jede syntaktische Erscheinung aus ihrer psychologischen Wurzel heraus zu deuten, ist verstiegen und einfach unerfüllbar. Die vergleichende Sprachgeschichte darf nur ein methodisches Prinzip sein; sie muß es in der Schule unter allen Umständen vermeiden, einen neuen Stoff in den Unterricht hineinzutragen. — Wenn die „Richtlinien“ die Sprechübungen im Lateinischen für „förderlich“ erklären, so muß man m. E. noch weiter gehen und sagen: „Sprechübungen im Lateinischen sind namentlich auf der Unterstufe vom jugendpsychologischen Standpunkte aus notwendig.“ Übertreibungen freilich, wie sie z. B. Rosenthal verlangt, sind zu verwerfen. — Sehr zu begrüßen sind u. a. auch die von den „Richtlinien“ empfohlenen Umsetzungen und Umformungen, Ergänzungen und Erweiterungen, die Übungen im Erkennen lateinischer Formen.

Zum Schlusse betont der Redner noch: Die Zahl der Stunden, die die „Richtlinien“ dem Lateinunterricht zubilligen, genüge nicht. —

Eine Entschließung, welche für die Gymnasiallehrer mehr freie Zeit zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten fordert, wird einstimmig gutgeheißen und der Hauptversammlung zur Berücksichtigung überwiesen.

Gruppe Ib: Unterabteilung für Alte Geschichte.

Einzigste Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, 9 Uhr.

Die Sitzung wird von Prof. Dr. Hugo Willrich (Göttingen) eröffnet. Zum Vorsitzenden wird Prof. Dr. Karl Julius Beloch (Rom) gewählt. An erster Stelle spricht Studiendirektor Dr. Friedrich Lammert (Ratzeburg) über: „**Die römische Taktik zu Beginn der Kaiserzeit und die Geschichtschreibung**“:

Leichtbewaffnete, Fernwaffen und Reiter sowie schwieriges Gelände, Urwald und Wüste zwangen die Römer zu Änderungen der Taktik.

Gegenüber leistungsfähigerer Reiterei half man sich durch Kombination der Reiterei mit schwerem Fußvolk, wie einst bei der hellenistischen Taktik, so Sulla, Lucullus und Pompeius. Besonders deutlich wird diese Kombinationstaktik bei Cäsar. Gleichzeitig verwendet sie Crassus bei Carrhae. Sein Vorgehen wurde im einzelnen mit Hilfe der taktischen Schriftsteller als den Lehren dieser damaligen Taktik entsprechend nachgewiesen. Dies gilt auch für seine vielumstrittene Marschordnung, die an Hand der Taktiker als eine zu Marsch und Kampf gleich fähige Reihenkolonnen erwiesen wurde. Der Wert der Taktiker für die Interpretation wurde betont. Das Vorkommen der Marsch- und Kampfordnung vom

Hellenismus an wurde beleuchtet und besonders bei Tacitus aufgezeigt. Die gleiche Übergangstaktik beherrschte das erste vor- und nachchristliche Jahrhundert. Vieles, wie die Änderungen in der Bewaffnung sowie der Widerschein in der Kunst (Adamklissi), wurde kurz gestreift.

Näher betrachtet wurde die Entwicklung einer leistungsfähigen Reiterei und besonders des Augustus Sorge dafür unter Hinweis auf die Literatur seiner Zeit, da das Wesentliche bisher Hadrian zugeschrieben wurde. Insbesondere sind die ἀκροβολισμός-übungen, wie sie Arrianos im Reitertraktat beschreibt, zumeist vorhadrianisch. Ihnen galt die Schrift des älteren Plinius De iaculatione equestri. Auf diese geht, wohl unter Vermittlung von Plinius' Geschichtswerk, Tacitus Germania VI zurück, das mit Hilfe der Taktiker und der Manöverkritik Kaiser Hadrians aus Lambaesis eingehend interpretiert wurde. —

Im Anschluß an diesen Vortrag spricht Privatdozent Dr. Werner Schur (Breslau) über: „**Scipio Africanus und die gracchische Reformbewegung**“:

Ed. Meyer hat in der antiken Literatur über die Gracchenzeit drei Parteistandpunkte nachgewiesen. Zwischen dem extremen Aristokratismus des Posidonius und dem gracchischen Standpunkt steht ein reformfreundlicher Aristokratismus, dessen markanteste Vertreter die Scipioschüler Q. Mucius Scaevola Augur und P. Rutilius Rufus sind. Auch Scipio ist danach im Gegensatz zu Meyers These a priori für die Mittelpartei zu beanspruchen, wenn sich aus seinen Taten und Worten auch kein sicherer Schluß auf seine Zugehörigkeit zu einer der beiden aristokratischen Gruppen ziehen läßt. Aber die Beobachtung, daß alle Vermittlungsaktionen der Folgezeit von Männern ausgehen, die dem Scipionenkreise angehören oder doch nahestehen (Fannius, die beiden Drusus, Rutilius Rufus), spricht stark für unsere These.

Scipios politisches Verhalten ist aber nicht rein aus politischen Motiven erklärbar. Sondern wir müssen auch die staatstheoretischen Gedankengänge der römischen Stoa heranziehen. Die römische Republik ist ihm die stärkste Annäherung an den Idealstaat. Die sittlichen Anforderungen an den Staatsmann, wie sie Cicero aufstellt, gehören zweifellos schon der ältesten Zeit des Scipionenkreises an. Daraus ergibt sich die auch von Cicero bereits gezogene Folgerung: Staatsreform ist nur als sittliche Selbstbesinnung des Staatsvolkes möglich, bei der die Führungsschicht mit freier Opfertat vorangehen muß. Das Ackergesetz muß durchgeführt werden, aber nicht gegen den Senat und die Nobilität, sondern nur mit der herrschenden Aristokratie und durch sie, wenn das Gleichgewicht des Staates erhalten bleiben soll. So ergibt sich aus den Prämissen der stoischen Staatslehre der mittlere Standpunkt eines reformfreundlichen Aristokratismus. —

Als dritter Redner spricht Privatdozent Dr. Ernst Stein (z. Zt. Frankfurt a. M.) über das Thema: „**Vom römischen Staate des dritten Jahrhunderts nach Christus**“:

Die staatsrechtlichen Verhältnisse dieser quellenarmen Zeit sind nicht nur durch Rückschlüsse aus den besser bekannten Einrichtungen des früheren Prinzipats, sondern auch durch gleichartige Verwertung der un-
gemein reichen verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Überlieferung über das 4. und 5. Jahrhundert zu erforschen. An einzelnen Beispielen läßt sich zeigen, wie sich Institutionen der römischen Spätzeit ganz allmählich unter dem Prinzipat herausgebildet haben. Sehe man mit Mommsen in der Prätorianerpräfektur wesentlich das Kommando über die *cohortes praetoriae*, so fehle allerdings die Brücke zur *praefectura praetorio* der Spätzeit; aber der Name des Amtes ebenso wie das, was wir über die Funktionen der Prätorianerpräfekten des Prinzipats wissen, lehre, daß die Vorsteher des kaiserlichen *praetorium* bei der bestehenden Einheitlichkeit der Militär- und Zivilgewalt von vornherein der kaiserlichen Verwaltung (im Gegensatze zur senatorischen) überhaupt vorgesetzt waren. Die für die Spätzeit so bedeutsame Konkurrenz zwischen den Agenden des Kaisers in Person bzw. seiner Dienerschaft auf der einen, der Prätorianerpräfektur als Zivilbehörde auf der anderen Seite bestand in mancher Hinsicht schon im 3. Jahrhundert. Durch staatsrechtliche Auswertung von wirtschaftsgeschichtlichen Feststellungen Seecks und Rostowzew's läßt sich die Entwicklung der Prätorianerpräfektur zum Finanzministerium des Staates begreifen; schon vor der Mitte des 3. Jahrhunderts dürfte das Amt des *rationalis*, des späteren *comes sacrarum largitionum*, als wirtschaftliche Zentralstelle neben der Präfektur nur mehr die aus der Spätzeit bekannte recht bescheidene Rolle gespielt haben. Das 3. Jahrhundert bietet auch die Vorstufen des spätrömischen Offizienwesens, deren eindringendes Studium eine der vornehmsten Aufgaben der verwaltungsgeschichtlichen Forschung darstellt.

Gruppe Ic: Unterabteilung für klassische Archäologie.

Erste Sitzung.

Diese findet gemeinsam mit den übrigen Unterabteilungen der Gesamtabteilung I. (Altertumswissenschaft) statt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9¹/₂ Uhr.

Zuerst spricht Prof. Dr. Camillo Praschniker (Prag) über: „**Die Nordmetopen des Parthenon**“¹⁾:

1) C. Praschniker, Parthenonstudien. 1928.

Der Vortragende hat die bisher nicht genauer bekannten Nordmetopen des Parthenon mit Hilfe eines Gerüstes untersucht und gezeichnet und damit eine neue sichere Grundlage für die Deutung derselben gewonnen. Von den Darstellungen des auftauchenden Helios (I), der niedergehenden Selene (XXIX) eingerahmt, fand sich eine 27 Metopen umfassende ausführliche Darstellung der Zerstörung Iliions, von der sich eine Reihe von Szenen nachweisen ließen: Schiff des Menelaos (II), abrüstende Krieger (III), die Aithraszene (XXII, XXIII), Menelaos und Helena (XXIV, XXV), Aineias' Flucht (XXVII, XXVIII). Die letzten drei Metopen dieser Seite (XXX, XXXI, XXXII) waren dem Olymp gewidmet, der durch sechs, die Ereignisse als Zuschauer verfolgende Gottheiten vertreten ist. —

Darauf spricht Prof. Dr. Hans Schrader (Frankfurt a. M.) über: „**Die Akrotere des alten Athenatempels auf der Akropolis von Athen**“¹⁾:

Er berichtigt seinen früheren Ergänzungsversuch, indem er die den Ecken des Tempels zugewiesenen gelagerten Tiere (Panther oder Löwen) vielmehr an das Firstakroter, die laufende Gorgo, rechts und links wapenartig anschließt, derart, daß die Tiere mit gehobener Pranke die sich kreuzenden schmalen Leisten stützen, die der Gorgo als Basis dienen. Weiter ergab sich, daß zu den Akroteren des alten Athenatempels fälschlich die bekannte Gorgomaske des Akropolis-Museums gerechnet wurde; dazu gehören vielmehr die Bruchstücke von zwei wesentlich kleineren Gorgonen. Die größere Gorgo bildete, rechts und links von Panthern flankiert, die Firstzierde eines zweiten Tempels, von dem bisher nur wenig Bauteile nachgewiesen waren. Dieser war dem alten Athenatempel gleichartig und gleichzeitig, aber etwas größer. Der Vortragende wies nach, daß außer den Resten der Firstzierden von ihm in großer Anzahl die Traufleisten erhalten sind, die im Muster denen des alten Athenatempels gleichartig, sich in der Einzelausführung unterscheiden. Die Tatsache, daß auf der Akropolis außer dem längst bekannten alten Athenatempel ein zweiter stattlicherer Tempel etwa gleichzeitig errichtet worden ist, ergibt eine neue Grundlage für die Zuteilung der großen, uns erhaltenen Giebelreliefs aus Kalkstein (Poros), die bisher vielfach fraglich blieb. In dem größeren Tempel haben wir einen frühen Vorläufer des Parthenon zu erblicken. Das Bild der Akropolis in archaischer Zeit erhält dadurch einen neuen, sehr wesentlichen Zug. —

Zum Schluß spricht Professor Dr. Kurt Müller (Göttingen) über: „**Tiryns im Lichte der neuesten Ausgrabungen**“:

Die neuesten Ausgrabungen in Tiryns haben für die Geschichte der Burg und des Palastes wichtige Aufschlüsse ergeben. Die Burg war

1) Ein Aufsatz über das gleiche Thema wird im „Jahrbuch des Archäologischen Instituts“ erscheinen.

in ihrem Kern schon in vormykenischer Zeit ummauert; der erste mykenische Mauerring, der nicht vor 1400 v. Chr. datiert werden kann, ersetzt diesen älteren, nicht mehr erhaltenen Mauerzug zum Teil, erweitert ihn aber nach Süden zu. In der zweiten Bauperiode wird die Burg besonders nach Süden und Südosten ausgedehnt; die dritte Bauperiode fügt im Norden die ganze Unterburg hinzu, im Westen die starke Befestigung der Westtreppe, im Süden und Osten die Galerien mit ihren Kammern. Alle diese Teile sind durch Gewölbe ausgezeichnet, die in den älteren Perioden noch fehlen, also eine Erfindung dieser Spätzeit sind. Damit stimmen die Mauern von Mykene überein, die nur in ihrem jüngsten Teil gleichartige tonnenähnliche Gewölbe aufweisen; die Kuppelgewölbe sind eine ältere Erfindung. An den Toranlagen der verschiedenen Perioden ist die Entwicklung der Befestigungskunst besonders deutlich. Im Palast ist das große Megaron mit seinem Hof und dem kleinen und großen Propylon der späteste Teil. Das große Megaron war Festraum, offenbar auch für Kulthandlungen bestimmt; die Wohnräume lagen im Westen. Ein selbständiger Palast liegt östlich davon; er wird von einem Verwandten des Fürsten, etwa dem Kronprinzen bewohnt worden sein. Seinen Kern bildet das kleine Megaron, gleichfalls mit Hof, Propylon und Vorhof; die Wohnräume befinden sich östlich davon. Dieser Teil ist zwar erneuert, liegt aber an der Stelle des älteren Palastes, der nicht die ganze Oberburg einnahm, sondern noch anderen Wohnhäusern Platz ließ. Auch in der Palastanlage ist die glänzendste architektonische Leistung ein Werk der Spätzeit, der man bisher etwas Derartiges nicht zutraute. — Nicht eingegangen werden konnte auf die vormykenischen Schichten mit ihrer wichtigen Keramik, auf die Funde aus hocharchaischer Zeit, auf die Gräber, deren Ausgrabung eben begonnen wird, und auf die nur erst zu einem kleinen Teil untersuchte Unterstadt, die wichtige Ergebnisse verspricht.

Dritte Sitzung.

Diese ist gemeinsam mit der Gesamtabteilung I.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Gemeinsam mit der Abteilung I b für alte Geschichte.

In kurzen Worten kennzeichnet Professor Koepp die doppelte Absicht, die zum Plan dieser gemeinsamen Sitzung geführt habe: es sollte durch den Zusammenschluß dreier innerlich verbundener Vorträge ein Beispiel gegeben werden, wie der durch die Überzahl der Abteilungen und der Vorträge verursachten Zersplitterung entgegengewirkt werden

könnte, und man wollte außerdem der Forscherarbeit, die in dem noch immer nicht von der feindlichen Besatzung befreiten Rheinland unter besonders schweren Verhältnissen geleistet werde, einen Beweis dankbarer Teilnahme geben.

Dann spricht Professor Dr. Hermann Aubin (Gießen) über: „**Die wirtschaftliche Entwicklung des römischen Deutschland**“¹⁾:

Die wirtschaftliche Entwicklung des römischen Deutschland ist als Schlußkapitel der antiken, wie als Basis eines Teiles der deutschen zu werten. Die Schwierigkeiten der Aufgabe, ein zusammenhängendes Bild zu erlangen, welche z. T. in dem Mangel geeigneter Quellen beruhen, zeigen sich besonders beim Agrarwesen. Erkennbar ist das Hervortreten der Grundherrschaft von Anfang an, ohne daß mit Sicherheit zu sagen ist, wieweit sie herrschend war und eine Entwicklung durchlaufen hat. Nur für die Grenzstriche steht die wiederholte Verstärkung des bäuerlichen Elements durch Veteranen- und Soldatenansiedlung fest.

Deutlicher zeichnet sich die Geschichte von Gewerbe und Handel ab. Das wechselnde Vorherrschen von Staats- und freier Verkehrswirtschaft läßt drei Perioden unterscheiden. Der durch Heer und Beamtenschaft plötzlich entstandene Bedarf an Gütern der Mittelmeerzivilisation in dem noch unentwickelten Lande zwang zuerst den Staat, dessen Befriedigung selber zu organisieren. Nach dem Bataveraufstand übernimmt meist die freie einheimische Wirtschaft diese Aufgabe, geschult an dem Beispiel des Heeres wie eingewanderter Handwerker und Kaufleute. Sie entfaltet sich rasch in solchem Umfange, daß sie auch dem Bedarf der römische Konsumgewohnheiten annehmenden einheimischen Bevölkerung genügt und selbst zu exportieren beginnt. Wein, Textilien und Kunstgewerbe sind die Hauptwaren, Britannien und Innerdeutschland die Hauptziele dieser Ausfuhr. Der geographischen Lage entsprechend erreicht das Rhein- und Moselland eine schöne Blüte der Verkehrswirtschaft, als Beweis, wessen die antike Wirtschaft an sich noch fähig war.

Unterbunden wird diese Entwicklung indeß durch die besondere staatliche der Spätzeit. Steuerdruck und Unsicherheit im Innern und von außen mittelbar, Wiederausgreifen der Verwaltungswirtschaft, diesmal aus allgemeinen Staatsursachen, unmittelbar führen zum Verfall der freien wirtschaftlichen Kräfte.

Die einbrechenden Germanen stoßen so auf eine bereits stark herabgesunkene Wirtschaft. Aber auch diese sind sie nicht in stande als Ganzes zu übernehmen. Was sich bei ihnen durch Reste der Vorbevölkerung forterbt, sind vornehmlich tägliche Fertigkeiten niederen Grades. —

1) Der Vortrag erscheint in der „Historischen Zeitschrift“.

Danach spricht Museumsdirektor Prof. Dr. Emil Krüger (Trier) über: „Die Erforschung des römischen Trier“:

Nirgends auf deutschem Boden, nirgends diesseits der Alpen wirkt das Altertum so wie in Trier noch als machtvolle Gegenwart auf uns. Von diesen, durch heilige oder profane Verwendung vor dem Untergang bewahrten großen Römerbauten ging die Forschung aus und kehrte mit immer neuen Fragen wieder zu ihnen zurück. Die Freilegung der Porta nigra, auf Napoleons Befehl unter Zerstörung der Simeonskirche begonnen, nach 1815 durch die preußische Regierung fortgesetzt, machte zum Glück — es ist des Baurats Quednow Verdienst — vor dem romanischen Chor der Simeonskirche Halt. Ausgrabungen fanden im Amphitheater und in der damals noch „Bäder“, später „Kaiserpalast“ genannten gewaltigen Ruine statt. Die Basilika wurde aus dem kurfürstlichen Palast herausgeschält. Am Dom wurden Untersuchungen angestellt. Der Verdienste des Domkapitulars v. Wilmowsky, des Architekten Chr. W. Schmidts ist zu gedenken.

Die systematische Erforschung der Ruinen begann jedoch erst mit der Gründung des Provinzialmuseums 1877. Der Einsicht des damaligen Referenten im Kultusministerium, Richard Schöne, ist es zu danken, daß die Rheinprovinz zwei Provinzialmuseen erhielt.

Der erste Leiter des Trierer Museums wurde Felix Hettner, dessen Forscherarbeit, soweit sie der Stadt Trier selbst galt, fast ausschließlich den großen Bauten gewidmet war, deren Zahl er durch die Entdeckung eines großen, jenseits der Mosel gelegenen Tempels und der Barbarathermen vermehrte. Das Bild der Stadtgrenzen wiederzugewinnen hielt er anfangs für unmöglich. Doch brachte später Hans Lehner, der von 1891—98 Hettner vertrat, als dieser mit der Leitung der Reichsgrabungen am Limes betraut war, unsere Kenntnis gerade in dieser Richtung einen guten Schritt voran, indem er den Verlauf der Stadtmauer verfolgte, ihr Verhältnis zur Porta nigra aufklärte und die späte Entstehung dieses Baus nachwies. Wenige Jahre später begannen dann die Arbeiten an der Kanalisation, die überall im Innern der Stadt Gelegenheit gaben, in die Schichten der römischen Stadt einzudringen, eine Gelegenheit, die Hettner und seine Nachfolger nach Kräften und mit glänzendem Erfolg ausnutzten. Nicht nur wertvolle Fundstücke aller Art wurden gehoben, sondern auch aus den freilich nur stückweise möglich gemachten Beobachtungen gewann man den Straßenplan des römischen Trier in den Hauptzügen, den nach Hettners vorzeitigem Tod sein Nachfolger H. Graeven, dem leider nur eine zweijährige Wirksamkeit beschieden war, veröffentlichen konnte und der seitdem weiten Kreisen vertraut geworden ist.

Auch während der zwei Jahrzehnte, die der Vortragende nun an der Spitze des Museums steht, wurde unsere Kenntnis der Hauptbauten der Stadt, zum Teil durch umfassende Ausgrabungen, erweitert. Erst jetzt lernte man die ausgedehnten Kelleranlagen der Arena des Amphitheaters kennen und gewann von der Geschichte dieses Baus eine Vorstellung. Erst jetzt lernte man den großen Zusammenhang, dem die Ruine des sogenannten „Kaiserpalastes“ angehört, nach umfassenden Grabungen verstehen, und Professor Krencker gab dem Bau den Namen Thermen, den man zugunsten der Deutung als Palast aufgegeben hatte, zurück. Von da noch einmal zu den „Barbarathermen“ sich wendend, gewann man zu Hettners Ermittlungen wichtige Ergänzungen und Berichtigungen. Der von Hettner jenseits der Mosel entdeckte Tempel wurde erfolgreich untersucht und als ein Tempel des Lenus Mars und der Ancamna erkannt. Neben der bekannten Moselbrücke wurden die Reste einer älteren römischen Steinbrücke durch Professor S. Loeschcke ermittelt.

Unscheinbar und entsagungsvoll ist daneben die durch alle Jahre sich hinziehende Arbeit an der Vervollständigung des Stadtplans, zu der jede Ausschachtung im Innern der Stadt, besonders die Anlage von Weinkellern, Gelegenheit bot, die dann immer eiligst ausgenützt werden mußte. Wo einmal, wie in der Umgebung der Basilika eine größere Fläche freigelegt werden konnte, da wurde es deutlich, wie weit die bei der Kanalisation oder bei zufälligen Ausschachtungen gewonnenen Ergebnisse hinter dem, was wir wünschen möchten, zurückbleiben.

Der Einblick in den erstaunlichen Reichtum der unter dem Boden noch zusammenhängend erhaltenen römischen Reste und das Bewußtsein des gesteigerten Könnens der Spatenarbeit und der verfeinerten Methoden der Beobachtung zwingt der Wissenschaft die Verpflichtung auf, sich das Ziel erheblich höher zu stecken, als man vor zwanzig Jahren gewagt hätte. Es muß möglich gemacht werden, in eigenen Unternehmungen der Wissenschaft, in ruhiger systematischer Arbeit, statt in der Hetze jener Gelegenheitsgrabungen, geeignete Punkte des Stadtgebiets vollständig aufzuklären. Dazu bieten Gärten und öffentliche Plätze heute noch ziemlich reichlich Gelegenheit.

Man hat mit der Arbeit zur Lösung dieser wichtigsten aller archäologischen Aufgaben in Deutschland dank dem Entgegenkommen des Deutschen Reiches, Preußens, der Rheinprovinz und der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft beginnen können. —

Professor Dr. Siegfried Loeschcke (Trier) spricht als letzter Redner über: „**Kulte und Kultstätten im römischen Trier**“:

Eine Durchmusterung der in Trier gefundenen Götterbilder und Inschriften hat den Vortragenden zu der Annahme geführt, daß inner-

halb der alten Augustusstadt zunächst nur italisch-römische Götter verehrt wurden, während vor ihren Toren die Kulte der einheimischen Götter blühten.

In der Augustusstadt sind uns drei Tempel der Lage nach bekannt: in der Nähe des Doms der durch die monumentale Inschrift mit dem Namen des L. Caesar, die älteste Inschrift der Rheinlande (C. I. L. XIII, 3671 = Riese 4) bezeugte, in der Nähe der Post das Capitol, in der Nähe der Moselbrücke ein Tempel des Äskulap. Sehr viel zahlreicher waren außerhalb der mutmaßlichen Ungrenzung der Augustusstadt auf allen Seiten der Stadt und auch jenseits der Mosel Fundstücke, die auf den Kult einheimischer Götter hinwiesen. Vornehmlich aber wurde Loeschkes Aufmerksamkeit durch zahlreiche, beim Bahnbau in den siebziger Jahren gemachte Funde auf das Altbachtal gelenkt, und so ward denn hier der Spaten angesetzt, als es galt, die im vorigen Vortrag erwähnte neue großzügige Durchforschung der Stadt zu beginnen.

Über alles Erwarten wurde die Arbeit belohnt. Auf einem Gelände von etwa 200 m Länge und 100 m Breite wurden bis jetzt die Grundrisse von über dreißig Tempeln und Kapellen festgestellt, die freilich nicht alle gleichzeitig bestanden haben können, deren Zahl aber auch vermutlich noch wachsen wird.

Die Form der Heiligtümer ist mannigfaltiger, als es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Vereinzelt steht ein Tempel mit Säulenvorbau und einer mit Vorhalle; dreimal wurden Rundbauten gefunden, einer davon mit Säulenhalle; am häufigsten sind kleine quadratische „Kapellen“ und größere quadratische Bauten mit Säulenumgang, in einem Fall mit halbrunder großer Nische im Innern. Einige der Heiligtümer sind von den übrigen durch besondere Umfassungsmauern geschieden: eine solche Temenosmauer umschloß zwei Rundbauten, bei einer, mit deren Untersuchung man gerade jetzt beschäftigt ist und die etwa 50 m im Quadrat mißt, treten an zwei Ecken große Apriden vor. Auch der ganze Bezirk scheint durch Mauern gegen die Außenwelt abgeschlossen gewesen zu sein — im Norden und im Westen ist ein solcher Abschluß, den ein Säulenumgang begleitet zu haben scheint, schon nachgewiesen.

Trotz weitgehender Zerstörung im allgemeinen wurden in einigen Heiligtümern noch Reste von Götterbildern, vor einigen noch Reste der Altäre *in situ* gefunden, auch manche vorzügliche Museumsstücke geborgen.

Daß in dem ganzen Bezirk vornehmlich einheimische Gottheiten verehrt wurden, ist deutlich, und daß wir auf ein Gemisch von gallischen und germanischen Vorstellungen stoßen, begreiflich, da ja die Treverer sich germanischer Abstammung rühmten.

Es begegnet uns der Himmelsgott der „Juppitergigantensäulen“ der mit Apollo gleichgesetzte Grannus, der Gott heilkräftiger Gewässer, Mercurius peregrinorum, der Esus der Einheimischen, der bisher unbekannte Gott Vertumnus sive Pisintos, schließlich der mächtige stiergestaltige Wasser- und Fruchtbarkeitsgott, dessen Bild noch in seiner Kapelle gefunden wurde. Es begegnen uns weibliche Gottheiten in nicht geringer Zahl, Quellgöttinnen und Göttinnen mütterlicher Natur, von denen sich auch Namen erhalten haben, wie Aveta, Icovelauna, Ritona. Zahlreiche Tonfigürchen zeigen sie, Früchte, junge Hunde und — an anderen Stellen — Wickelkinder auf ihrem mütterlichen Schoße haltend; Gottheiten, deren Kult die Treverer in besonderem Maß gepflegt zu haben scheinen; Muttergöttinnen, denen ein Treverer, der am Niederrhein Kriegsdienst tat, fern von der Heimat einen Altar errichtete mit der Weihung „*Matribus Treveris*“ (C. I. L. XIII 8634 = Riese 1344). Ein Kultbild einer solchen Muttergöttin mit dem fruchtegefüllten Spankorb auf dem Schoße stand noch am Eingang eines der Tempel.

Wohl hat Rom diesen Kultbildern die künstlerische Form geliehen, aber seine Götter haben die einheimischen nicht verdrängt. Mithras drang ein in deren Reihen, ein Mithräum wurde in einen Wohnbau des Tempelbezirks eingebaut; ein vorzüglich erhaltenes, auch künstlerisch hochstehendes Reliefbild der Felsgeburt hat sich gefunden. Aber erst das Christentum hat den einheimischen Kulturen ein Ende gemacht: im zweiten Viertel des 4. Jahrhunderts wurden alle diese Kultstätten zerstört, zu einer Zeit, da in der Eifel und im Hunsrück die heidnischen Kulte noch in Blüte standen. Trier wurde ein Bollwerk des Christentums. Nirgendwo sonst in Deutschland kann reicheres Licht als hier fallen auf die Zeit des welthistorischen Übergangs vom Heidnischen zum Christentum, vom Römischen zum Fränkischen. Aber auch der Übergang von der prähistorischen zur historischen, römischen Zeit kann hier aufgehellert werden; denn unter den Steinbauten der frühen Kaiserzeit sind Reste von älteren Holzbauten gefunden worden, denen man noch nachgehen muß, um festzustellen, ob sie nicht von prähistorischen, primitiven Kultbauten der Treverer herrühren und ob sie nicht der Anlaß sind dessentwegen gerade an dieser Stelle ein solch ausgedehnter Tempelbezirk während der römischen Kaiserzeit errichtet wurde.

2. Abteilung für Semitistik und Ägyptologie.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 4 Uhr.

Nach der Eröffnung hält Geh. Hofrat Prof. Dr. Georg Steindorff (Leipzig) einen Vortrag über: „**Das Grab des Petosiris**. Ein frühhellenistisches Denkmal in Ägypten“ (mit Lichtbildern):

Das 1919/20 im Auftrage der staatlichen ägyptischen Altertümerverwaltung von Lefèvre freigelegte und später mustergültig veröffentlichte Familiengrab des Petosiris liegt auf der Flachwüste des westlichen Nilufers bei dem Dorfe Derwa in der Nähe von Aschmunên, dem alten Hermupolis. Der zierliche, von Schutthalden umgebene Bau enthält nur zwei Räume, eine Vorhalle, die der Erinnerung an Petosiris selbst geweiht war, und eine fast quadratische, von Pfeilern getragene Kapelle, die Petosiris für den Kult seines ihm im Tode vorausgegangenen Vaters und seines älteren Bruders errichtet hat. Die Vorderseite des Tempels zeigt vier Säulen mit reichen Pflanzenkapitellen, die durch hohe, mit Reliefs geschmückte Schranken verbunden sind; auf ihnen erscheint Petosiris, vor den Göttern seines Heimatgaues betend und opfernd. Die Darstellungen der Innenräume zerfallen inhaltlich und stilistisch in zwei Gruppen: religiöse und weltliche. Erstere sind ganz im alten Stile gearbeitet, letztere wesentlich freier, wenn auch noch im Banne der ägyptischen Formenwelt stehend. Weit größere Beachtung als die religiösen Darstellungen (Schilderung des Leichenbegängnisses, bei dem der Sarg auf einem Leichenwagen gefahren wird; Opferszenen; Bilder aus dem Totenbuche) beanspruchen die weltlichen auf den Wänden der Vorhalle (Metallarbeiter, die allerlei Geräte, darunter solche im griechischen Stil, herstellen; Salbenbereitung; Tischler bei ihrer Arbeit, wobei zwei Männer an einer Drehbank, der ersten im Altertum, beschäftigt sind; landwirtschaftliche Szenen, u. a. Flachs- und Getreideernte, wobei das Korn mit Stöcken gedroschen und nicht nach altägyptischer Weise durch die Hufe von Rindern oder Eseln ausgetreten wird). Rein griechisch im Motiv, aber in der Zeichnung gleichfalls ägyptisch ist eine Opferszene vor dem Grabe des Petosiris, das durch ein Tempelchen mit dorischen Pilastern wiedergegeben ist. Fünf Personen sind am Grabe versammelt: zwei Frauen, eine ältere, wohl die Gattin des Petosiris, und eine jüngere, wohl dessen Tochter, sowie ein Mann, in dem man vielleicht

den Gatten der jüngeren zu sehen hat. Dazu treten noch zwei Knaben, wohl die Söhne dieses Paares. Die übrige Darstellung zeigt ein Schlachtopfer, wie es die Griechen den Heroen zu bringen pflegten. — Am Mauersockel der Kapelle sind Opferträger dargestellt, z. T. in griechischem Stile. — Die Zeit des Grabes wird durch kein Datum bestimmt, doch weisen Angaben in den biographischen Texten des Petosiris darauf hin, daß er in einer Zeit großer Wirren gelebt und am Tempel des Hauptgottes seiner Vaterstadt, des Thout (Hermes) von Schmun-Hermupolis, eine hohe priesterliche Würde bekleidet hat. So heißt es einmal, daß „damals ein Fürst der Fremdländer (gebraucht wird für ihn derselbe Ausdruck, der die ‚Hyksos‘ bezeichnet) Schirmer von Ägypten war; nichts war mehr an seiner Stelle, seit der Kampf in Ägypten entstanden war; der Süden war in Wut und der Norden in Aufruhr“. Dieser ungenannte Barbarenfürst ist wohl niemand anders als der Perserkönig Artaxerxes III. Ochos, der 342 v. Chr. Ägypten zurückeroberte, nachdem es über 60 Jahre sich von der Perserherrschaft freigemacht und unter einheimischen Herrschern seine Selbständigkeit zurückgewonnen hatte. In jene Zeit fällt das Priestertum des Petosiris, und der Bau seines Grabes dürfte wohl in den ersten Jahren der Herrschaft Alexanders ausgeführt worden sein. Petosiris selbst gehörte gewiß zu denjenigen Ägyptern, die Alexander als Befreier begrüßten und dem durch ihn vertretenen Griechentum mit voller Seele anhängen. So ließ er denn sein Grab mit ägyptischen religiösen Bildern schmücken, zugleich aber auch Darstellungen anbringen, die von einem ägyptischen, in griechischen Werkstätten gebildeten Künstler ausgeführt wurden. Bei diesem Mischstilzustande stehen griechische und ägyptische Elemente nebeneinander, ohne sich innerlich zu durchdringen. —

Im Anschluß an diesen Vortrag spricht Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Freiherr v. Bissing (Oberaudorf) über: „**Sardinien und die Kultur der Phöniker**“ (mit Lichtbildern)¹⁾:

In den El Amarnatafeln und den ägyptischen Inschriften der 19. und 20. Dynastie erscheint ein Volk der Schirdani als Söldner bald im Dienst der Ägypter, bald auf Seite ihrer Gegner. Bestimmtes über die Herkunft der Schirdani ist den Inschriften nicht zu entnehmen, auch über ihr Schicksal nach der Niederlage unter Ramesses III. erfahren wir nichts. Die einzige, aus der 22. Dynastie stammende spätere Erwähnung des Namens Schirdani hat nur den Wert einer Ortsbezeichnung. Wir besitzen ein einziges inschriftlich gesichertes Bild eines Schirdani in Medine Habu aus Ramesses' III. Zeit. Es zeigt einen bärtigen Mann mit Hörnerhelm. Solche bärtige Träger von Hörnerhelmen kommen sehr selten auf einigen Reliefs des Neuen Reichs vor, wo sie offenbar in Reih und

1) Erschien 1928 in der Wiener Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes.

Glied mit unbärtigen, gleichfalls mit Hörnerhelmen versehenen fechten. Da diese Leute bald als Verbündete oder Söldner, bald als Gegner der Ägypter auftreten, sich durch ihren Rundschild, ihre Schwerter, ihre Panzerung der Brust nicht nur von den Ägyptern, sondern auch von den meisten anderen, auf ägyptischen Denkmälern dargestellten Kriegern auszeichnen, liegt es nahe, in ihnen die Schirdani zu erkennen. Manches verbindet sie in der Bewaffnung mit den Ägäern, in der Tat treffen wir die Schirdani im Bund mit den Philistern in der großen Seeschlacht. Auf Sardinien sind zahlreiche Bronzen gefunden worden, darunter viele, die Krieger darstellen. Etruskische Funde gestatten, eine Reihe dieser Bronzen dem 8. bis 7. Jahrhundert zuzuschreiben; die merkwürdige Bewaffnung zweier Schützenfiguren aus Sardara macht den Einfluß Assyriens wahrscheinlich, wo im 9. Jahrhundert Bogenschützen einen ähnlichen langen Panzerschurz trugen. Danach würde eine zweite Gruppe der Bronzen etwa von 1000—800 anzusetzen sein, eine dritte kleine Gruppe, in der bisher Kriegerfiguren fehlen, dürfte noch älter sein. Die Bronzen zeigen manchen gemeinsamen Zug mit den ägyptischen Bildern, aber die Hauptwaffe ist der Bogen, den die Schirdani nicht kennen, und ein Dolch, dessen Form auch von dem der Schirdani abweicht. Man kann diesen Tatbestand so erklären, daß die ägyptischen Bilder einen um einige hundert Jahre älteren Zustand wiedergeben. Setzt man Schirdani und Sardinier gleich, so wird man zur Annahme gedrängt, daß die Schirdani, die aus sprachlichen Gründen nicht die Leute von Sardes sein können, um 1400 aus Sardinien als Freibeuter fortgezogen, durch die Berührung mit den Ägäern in der Bewaffnung und wohl überhaupt gehoben wurden, in Libyen möglicherweise das lange Schwert kennen lernten, bei der Rückkehr in die Heimat u. a. den Bogen mitbrachten. Aber weder der Wegzug um 1400 noch die Rückkehr nach 1200 haben irgend erkennbaren Einfluß auf die Gesamtentwicklung der sardinischen Kultur gehabt.

Ältere Forschung hat die sardinischen Bronzen vielfach mit der phönikischen oder gar der karthagischen Kultur auf Sardinien in Beziehung gesetzt. In keiner der phöniko-karthagischen Nekropolen ist irgendeine Bronze der einschlägigen Klassen gefunden worden; die sicheren phönikischen Bronzen zeigen einen völlig anderen Stil. Es sind keine Bronzen von irgendwoher bekannt, die den sardinischen wirklich gleich wären. Wohl aber kehrt der den Bronzen und sonstigen Denkmälern aus Phönikien eigne Mischstil bei einer großen Anzahl von Gemmen, Terrakotten, Amuletten wieder, die z. T. für echt ägyptisch gehalten worden sind. Man kann am besten bei den Skarabäen zwei nebeneinander herlaufende Stilrichtungen unterscheiden, eine an asiatische Motive anknüpfende und eine ägyptisierende. Beide werden

schließlich gräzisiert. Neben echt phönikischen und echt griechischen Steinen finden sich überaus zahlreiche örtliche Nachahmungen, anfangs offenbar noch von eingewanderten Phönikern hergestellt, dann von Einheimischen, die in ihrer Manier arbeiteten. Das Lieblingsmaterial dieser Steinschneider, ein bald dunkler, bald heller gefärbter grüner Stein, steht vielfach auf der Insel an.

Schluß der Sitzung um 6 Uhr.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 30. September, 9—1 Uhr.

Prof. Dr. Josef Horovitz (Frankfurt a. M.) spricht über: „**Die ältesten Darstellungen von Mohammeds Leben**“¹⁾:

Der Redner bespricht die Maghazi des Ibn Ishaq, die Einteilung des Werks, die Art der von ihm benutzten Quellen, die Form der Berichte (insbesondere die Verwendung des Isnad und die Einschaltung poetischer Partien). Von den unmittelbaren Vorgängern des Ibn Ishaq behandelt er näher Abdallah ibn Abi Bakr, Asim ibn Omar, Zuhri, von den Autoritäten des Zuhri am ausführlichsten Urwa, den Begründer der Schule von Medina. Er geht dann auf das Heidelberger Fragment der Maghazi des Wahb ein und versucht zum Schluß eine Kennzeichnung der beiden Arten der altarabischen Erzählung, der Qissa und des Samar.

Um 10 Uhr spricht Prof. Dr. Franz H. Weißbach (Leipzig) über das Thema: „**Der babylonische Turm**“ (mit Lichtbildern):

Der Redner geht von der biblischen Sage vom Turmbau zu Babel aus und erwähnt die Zeugnisse der Griechen Herodot, Ktesias und Strabon. Im Orient blieb die Kenntnis der Örtlichkeit Babylons lebendig, im Abendland nur die Erinnerung; die Lage Babylons und seines Turmes geriet in Vergessenheit. Seit dem 16. Jahrhundert beginnen die Versuche, ihre Lage zu ermitteln. Man glaubte, den babylonischen Turm in der Ruine Agargûf, unweit Bagdad, in der Ruine Babil, zwei Stunden nördlich von Hille, oder in der Ruine Birs, zwei Stunden südlich von Hille, wiederzuerkennen. Die französische Expedition nach Mesopotamien (1851—54) hat die Frage noch mehr verwirrt.

Koldeweys deutsche Expedition nach Babylon (1899—1917) war insofern im Vorteil, als sie die Fortschritte der Keilschriftentzifferung und eine Menge neugefundener Inschriften benutzen konnte. Aus Keilschriften war bereits erkannt, daß jede größere Stadt Babyloniens ein turmähnliches Bauwerk, genannt ziggurrat, besaß. Agargûf und Birs waren die Ziggurrate von Dur Kurigalzu und Borsippa. Von der Ziggurrat

1) Erscheint in umgearbeiteter Gestalt in der Zeitschrift: „Islamic Culture“ (Hyderabad. 1927/28).

von Babel kannte man den Namen Etemenanki „Haus des Grundsteins von Himmel und Erde“, besaß Kunde von einer keilschriftlichen Beschreibung mit den Maßen des Bauwerks, wußte aber lange den Platz nicht. Die Assyriologen Meissner 1900 und Weißbach 1901 gelangten unabhängig voneinander zu der Überzeugung, daß die Überreste des babylonischen Turms in der Ruine es-Sachan zu erkennen seien. Eine von Weißbach empfohlene Untersuchung dieser Ruine lehnte Koldewey ab, weil er das Bauwerk, das dort einst gestanden hatte, für ganz niedrig hielt. Die Zigguratt von Babel suchte er noch Jahre lang an ganz anderer Stelle. Erst 1911 erkannte Koldewey die Gleichung es-Sachan-Etemenanki als richtig an. 1913 wurden bei einer kurzen Ausgrabung die untersten Stufen einer monumentalen Freitreppe an der von Weißbach vermuteten Stelle im Süden des Sachan bloßgelegt. Solche Freitreppen sind auch an anderen Ziggurraten, z.B. in Ur, gefunden worden. Der Oberbau des babylonischen Turms ist 1915 von Dombart nach den Angaben der keilschriftlichen Beschreibung rekonstruiert worden, von Koldewey 1918 abweichend, und zwar nach anderen Angaben derselben Beschreibung, die aber wahrscheinlich falsch gedeutet sind. Nach Weißbachs und Dombarts Auffassung, die sich auf unzweifelhafte keilschriftliche Maßangaben stützt, bestand der babylonische Turm aus sechs kolossalen massiven Stufen auf quadratischem Grundriß, die sich nach oben zu stark verjüngten. Die unterste Stufe war über 90 m lang und breit, 33 m hoch, die oberste (sechste) 33 m lang und breit, 6 m hoch. Oben auf der sechsten Stufe stand noch ein Heiligtum 24 m lang, 21 m breit, 15 m hoch. Die Höhe des Ganzen muß 90 m betragen haben.

Koldewey läßt die Stufen, entgegen den klaren Angaben der keilschriftlichen Beschreibung, nur ganz wenig zurücktreten. Der Redner erklärte diese Rekonstruktion für unmöglich. Über Dombarts etwas revidierte Rekonstruktion urteilte er, daß sie in Einzelheiten vielleicht noch ungenau sei, in allen wesentlichen Zügen aber dem Bilde entspreche, das der Turm von Babel vor 21½ Jahrtausend dem Beschauer dargeboten haben müsse. —

Als letzter Redner spricht Prof. Dr. Theodor Dombart (München) über: „Das Sonnentor und die ‚Säge‘ des Schamaseh auf den babylonischen Siegelzylindern“ (mit Lichtbildern)¹⁾:

Der Redner beleuchtete die babylonischen Rollsiegelbilder des Horizont-Sonnentores durch Hinweis auf die ägyptische Analogie und besprach dann das vom Sonnengott gehandhabte Hoheitszeichen, das seit

1) Ausführlich, mit 51 Abbildungen, erscheint die Untersuchung demnächst im JSOR. (Journal of the Society of Oriental Researches). Vol. XII, Nr. 1 (1928). S. 1—24.

1909 gern als „Schlüssel“ zum Sonnentor gelte, als muschêlû, naptêtû, κλεις ἀνάπαιστος für ein Fallriegelschloß. Doch näheres Zusehen lehre technisch, archäologisch und philologisch das Irrige und gebe der ältesten Auffassung des Schamasch-Instruments als „Säge“ recht. Es heiße inschriftlich schaschsharu und das bedeute ja Säge. Seine Gestalt decke sich mit der altorientalischen Bronzesägen völlig. Aber auch der Sinn der Schamasch-Säge sei sichtbar: Wie z. B. auf Siegelbildern den Schultern von Vegetationsgottheiten knospende Zweige entsprossen, während sie solch einen Zweig auch als Zepter hielten (bei andern seien es Ähren usw.), ebenso böten einige Siegelbilder bei Schamasch die volle Gleichheit von Schulterstrahlen und Zepter. Das Säge-Zepter des Schamasch sei also ursprünglich auch nur ein Sonnenstrahl, der wie ein blankes Sägeblatt — nach echt altorientalischer Sägetechnik — von oben bis unten haarscharf durchstreiche durch den vertikalen Spalt zwischen den zwei Flügeln des Sonnentors, wie eine uralte Hymnenstelle wörtlich rühme: „Die Türen des Himmels verrückst Du, den Riegel des Himmels ziehst Du heraus, den Verschuß des Himmels durchschneidest Du!“

3. Abteilung für Indogermanistik und Indologie.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3 Uhr.

Mit Abteilung 6 hören die Mitglieder die Vorträge von Prof. Jaberg (Bern) und Prof. Rohlf's (Tübingen), mit Abteilung 5 den Vortrag von Prof. Horn (Breslau). (Teilnehmerzahl 63.)

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9 Uhr.

Prof. Sieg eröffnet die Versammlung und gedenkt der seit dem letzten Philologentag verstorbenen Sprachforscher und Indologen Herbig, Schuchardt, Hultsch und Garbe. Auf Vorschlag der Versammlung wird Prof. Sieg zum ersten, Studienrat Prof. Dr. Heydenreich (Eisenach) zum zweiten Vorsitzenden gewählt. (Die beiden ursprünglichen Obmänner waren am Erscheinen verhindert.) Unter dem Vorsitz von Prof. Sieg spricht Prof. Dr. Otto Funke (Bern) über: „**Die Funktion unserer Sprachmittel**“¹⁾:

Der Vortrag behandelt im Kern die heute wieder umstrittene Frage nach der Funktion unserer Sprachmittel. Insbesondere werden hierbei die Begriffe ‚Kundgabe‘ und ‚Bedeutung‘ einer eingehenderen Betrachtung unterzogen, und der Redner sucht zu zeigen, daß die sprachliche Auffassung A. Marty's durch neuere Versuche (wie etwa durch Bühler) keine nennenswerte, integrierende Korrektur erfahren habe. Im Gegenteil sei durch eine kleine Gruppe von Sprachforschern wiederum ein gewisser Mystizismus in die Sprachbetrachtung hineingetragen worden, der sich größtenteils an Husserl's ‚idealen Bedeutungen‘ orientiert und im Grunde nichts anderes darstellt als den Glauben an die Existenz der Universalien; der alte Streit zwischen Realismus und Nominalismus flamme hierdurch wieder auf. Wiewohl nach Ansicht des Vortragenden diese ‚neuromantische‘ sprachphilosophische Welle an den Erfahrungstatsachen sich brechen müsse, so sei es doch wünschenswert, auf die wichtigen Konsequenzen hinzuweisen, welche sich für die semasiologische Betrachtung daraus ergäben. Die ‚Neuromantiker‘ wollen jeder psychologi-

1) Der Vortrag erscheint teilweise in der Zeitschrift ‚Englische Studien‘ Herbst 1927. — Ausführlicher behandelt all diese Fragen das Buch: Funke: „Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie“ (Bern, 1928).

schen Interpretation der Sprachmittel den Kampf ansagen; denn die Sprache als großes überindividuelles System stünde über den individuellen Seelen. Das Schlagwort „von der Sprache ausgehen“ wird *dadurch* in die Tat umgesetzt, daß die grammatischen formellen Kategorien (Subjekt, Prädikat, Substantiv usw.) als adäquate Bedeutungskategorien aufgefaßt werden. Der Vortragende verweist darauf, daß hier die Steinhalsche Methode unter anderer Flagge erneuert und die Parallelismushypothese wiederum sanktioniert werde. In der Tat widersprechen sich die „Neuromantiker“ vielfach selbst, da sie selbst auf Schritt und Tritt gezwungen seien, die Sprachmittel psychologisch (wenn auch oft in fehlerhafter Weise) zu interpretieren, insbesondere auch deshalb, weil das in der Sprache zum Ausdruck gebrachte Gemütsleben nicht zu „objektivieren“ sei. Die empirisch-psychologische Sprachbetrachtung habe demgegenüber zum Ziel, die Sprache als Ausfluß der seelischen Tätigkeit des Menschen zu begreifen, und die Welt der Psyche sei so erhaben, daß dieses Ziel geradezu als die Krone der Sprachwissenschaft betrachtet werden müßte. —

Nach einer kurzen Aussprache hält Prof. Dr. Wilhelm Havers (Würzburg) einen Vortrag über: **„Die Unterscheidung von Bedingungen und Triebkräften beim Studium der menschlichen Rede“¹⁾**:

Der Vortragende versucht eine theoretische Begründung der teleologischen Sprachbetrachtung zu geben und zu zeigen, daß die Annahme von Triebkräften des Sprachlebens nicht „dem Dunstkreis einer veralteten Psychologie“ entstammt, wie Fr. Misteli im Jahre 1880 behauptete, daß sie vielmehr im Einklang steht mit der Lehre der ganz modernen Psychologie. Von Bedeutung ist vor allem William Sterns Unterscheidung von Anlage- und Absichtsteleologie sowie von Funktions- und Zustandsteleologie. In der natürlichen Sprachentwicklung haben wir es in der Regel mit Anlage- und Funktionsteleologie zu tun. Delbrücks Forderung einer rein aitiologischen, zweckfreien Sprachbetrachtung ist nicht identisch mit einem Verzicht auf den übergeordneten Begriff der teleologischen Betrachtungsweise. Denn der Begriff „teleologisch“ umfaßt sowohl den bewußten Zweck wie die unbewußte Zielgerichtetheit. Die teleologische Sprachbetrachtung, d. h. das Verstehen der sprachlichen Motive, ist durchführbar auf Grund der von Spranger sogenannten „Gleichgesetzigkeit“ der menschlichen Seele. Es empfiehlt sich aber, die Triebkräfte zunächst an den lebenden Sprachen der Gegenwart, vor allem an der Muttersprache zu studieren und zunächst in das Verständnis der einfacheren Fälle einzudringen. Für die Dynamik des Sprachlebens kommen folgende sechs große Triebkreise in Betracht: 1. Ab-

1) Der Vortrag ist ausführlich in der Germanisch-Romanischen Monatschrift erschienen, Bd. XVI (1928), S. 13 ff.

bildetendenzen, 2. ästhetische Tendenzen, 3. Entspannungstendenzen, 4. sprachökonomische Tendenzen, 5. Ordnungstendenzen, 6. sozialer Triebkreis. Mit dem Verstehen der Triebkräfte muß sich verbinden ein Begreifen oder Erkennen der Bedingungen; diese liegen 1. in der Sprache, 2. im Sprechenden und 3. in der Umwelt. Das Ineinandergreifen von Bedingungen und Triebkräften wird an einem Beispiel erläutert. —

Dann spricht Prof. Dr. Leo Weisgerber (Rostock) über: „**Vorschläge zur Methode und Terminologie der Wortforschung**“¹⁾:

Ein Zweig der Sprachforschung, der, bisher z. T. vernachlässigt, in vielem die Wichtigkeit der sprachwissenschaftlichen Fragestellungen für die Allgemeinheit aufweisen kann, ist die Wortforschung. Der Ausbau einer zweckentsprechenden Wortforschung setzt eine Erkenntnis der verschiedenen Tatbestände voraus, die mit dem ‚Wort‘-problem zusammenhängen. Eine Untersuchung der neuhochdeutschen ‚Wort‘terminologie führt vor allem zu dem Ergebnis, daß die Wortforschung es mit den Wortformen (Namen) und den Wortinhalten (Begriffen) zu tun hat, sowohl an sich wie in ihren gegenseitigen Beziehungen (als Bezeichnung, Bedeutung). Gerade das Erkennen der Begriffe als sprachlicher Tatsachen und damit ihre Einbeziehung in die sprachwissenschaftliche Forschung ist eine aus den neueren Erkenntnissen der Sprachpsychologie und -philosophie sich aufdrängende Forderung. Zu den sich daraus ergebenden vier Zweigen der Wortforschung wurden einzelne Vorschläge gemacht, insbesondere zur Ausbildung der noch nicht in Angriff genommenen sprachwissenschaftlichen Begriffslehre. An einem Beispiel wurde dargetan, wie die Aufdeckung des sprachlichen Begriffsschatzes auf bestimmten Lebensgebieten eine Voraussetzung für viele Arbeiten anderer Wissenschaften ist.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 3 Uhr.

Prof. Heidenreich erteilt das Wort Prof. Dr. Georg Gerullis (Leipzig) zu einem Vortrag über: „**Grundsätzliche Fragen zum griechischen und indogermanischen Silbenakzent**“:

Ζεύς: *Zeũ* mit Hilfe der Morentheorie wissenschaftlich zu erklären, ist unmöglich. Die griechischen Akzente waren nach den Zeugnissen der Grammatiker genau so kompliziert wie die des Litauischen, Lettischen, Serbokroatischen und Slovenischen. Dort ist nach meinem Gehör und meinem Gefühl in den Sprachwerkzeugen der Akzent eine

1) Erscheint vollständig in den „Indogermanischen Forschungen“ 46.

Resultante aus folgenden Komponenten 1. der Druckart, 2. Druckstelle, 3. Quantität, 4. Tonhöhenführung.

Die Akzente der griechischen Grammatiker dürfen nicht den urgriechischen gleichgesetzt werden, ebensowenig wie die Kurschats den urlitauischen.

Entweder die Kurschatschen oder die gewöhnlichen griechischen Akzente mit den urindogermanischen zu identifizieren, ist Spielerei. Bevor man sich ins nebelhafte Urindogermanische verliert, müssen die Einzelsprachen genau untersucht werden. —

Es folgt der Vortrag von Prof. Dr. Walter Porzig (Bern) über:
„Die indogermanischen Stammklassen als Bedeutungsklassen“:

Dem Aufbau des indogermanischen Bedeutungssystems versucht der Vortragende von der morphologischen Seite her nahezukommen. Er untersucht am Beispiel der *s*-Formantien, in welcher Weise die betreffenden Bildungen auch bedeutungsmäßig zu Gruppen zusammengeschlossen sind. Es ergab sich, daß die gleichen Stammbildungen beim Verbum Klassen von Aktionen (*Aktionsarten*), beim Nomen Klassen von Gegenständen (*Gegenstandsarten*) zusammenfaßten. Das Prinzip dieser Zusammenfassung liegt jeweils in Art und Beschaffenheit dieser Aktionen oder Gegenstände, d. h. diese grammatischen Kategorien sind *strukturbedingt*. Außer den genannten sind noch strukturbedingte Kategorien z. B. die Genusunterscheidung beim Nomen und die Diathesen beim Verbum. Daneben gibt es andere Kategorien, deren Unterschiede auf Unterschieden der Auffassung beruhen; sie sind *auffassungsbedingt*. Dahin gehören z. B. Kategorien wie Numeri, Aspekte, und Tempora. In den indogermanischen Einzelsprachen läßt sich beobachten, daß die strukturbedingten Kategorien die Unterlage bilden, auf denen sich die auffassungsbedingten aufbauen. Die Erkenntnis von der ursprünglichen Anlage des indogermanischen Bedeutungssystems ermöglicht es, dem indogermanischen Sprachtypus seinen Platz unter den Sprachtypen der Erde anzuweisen.

In der lebhaften Aussprache äußerten Prof. Leumann (Zürich), Privatdozent Dr. Nehring (Breslau), Prof. Weisgerber (Rostock) und Prof. Debrunner (Jena) Bedenken, namentlich über die Einbeziehung der *s*-Aoriste in die Untersuchung; Prof. Debrunner stimmte dem Versuch der Gruppenbildung bei, hielt aber eine von der Gegenwart rückwärts schreitende Untersuchung für erfolgversprechender.

Darauf spricht Prof. Dr. Felix Hartmann (Berlin) über: **„Das Verbal-system der Schulsprachen“.**

Er hob hervor, daß es die Methode verlange, das System jeder einzelnen Sprache als etwas Abgeschlossenes zu behandeln, und nicht erlaube, die Kategorien des einen auf das andere zu übertragen. Das

griechische Verbalsystem entspricht dem ursprünglichen beinahe genau; es ist besonders charakterisiert durch die Unterscheidung der Aktionsarten, durch das Fehlen der Zeitrelation, durch die enge Verknüpfung des Passivs mit dem Aktiv. Das Lateinische hat vom Ererbten nur wenig bewahrt, aber einen äußerst zweckentsprechenden Neubau errichtet, der absolute und relative Zeit anzugeben gestattet. Die Doppelstellung des Perfekts in diesem System wird in den romanischen Sprachen der Hauptanlaß zu seiner Umgestaltung, diese aber zeigt keine so konsequente und von einer leitenden Idee getragene Durchbildung wie das Original. An das Lateinische und Romanische knüpft der Ausbau des äußerst zusammengeschrumpften altgermanischen Verbums seit der karolingischen Renaissance in den neuen germanischen Sprachen an. Aber nicht am Romanischen und Germanischen, die das neue Perfektum (*cognitum habeo*) besitzen, sondern am syntaktischen Studium des griechischen Aorists und des lateinischen Perfekts ist die Erkenntnis erwachsen, daß der Sinn der Neubildung darin besteht, das Konstatieren, d. h. das Feststellen des tatsächlich stattgefundenen Vorgangs, vom bloßen Erzählen zu unterscheiden. Das neue Perfektum rückt die vergangene Handlung in die Gegenwart, das alte Präteritum versetzt den Hörer (und Sprecher) in die Vergangenheit.

Nach einer kurzen Aussprache hören die Mitglieder zusammen mit der Abteilung 5 im Stadtparksaal einen Vortrag von Prof. Doegen (Berlin) über „**Die Bedeutung der Berliner Lautbibliothek für die Sprachforschung**“, der durch Laut- und Lichtbilderdemonstrationen erläutert wird (s. S. 100).

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9 Uhr.

Nachdem die Mitglieder zusammen mit Abteilung 6 den Vortrag von Prof. Jordan (München) gehört haben, erteilt Prof. Sieg um 10 Uhr dem Privatdozenten Dr. Alfons Nehring (Breslau) das Wort zu seinem Vortrag über: „**Etruskisches in der lateinischen Wortbildung**“¹⁾:

Lat. *bargus*, das durch die Nebenform *barcus* und durch *bargenna* als etruskisch erwiesen wird, ist mit *bardus* auf Grund von etruskisch-lateinischen *EN*-Gleichungen wie *Surtius*: *Sorgius* zu vereinen. Der kürzere, durch *t*- und *k*-Suffix variierte Stamm liegt auch in *baro* vor, das in den etruskischen Lehnwörtern *histrio*, *subulo* seine Parallele hat. Überhaupt steht der Typus der lateinischen Maskulina auf *-o* mit seiner pejorativen Bedeutung unter dem Einfluß der etruskischen *Cognomina* auf *-u*. Hilft hier das Etruskische, das vom lateinischen

1) Der Vortrag wird in den „Indogermanischen Forschungen“ XLVI gedruckt.

Standpunkt aus kaum Vereinbare zu vereinen, so hilft es im folgenden Fall, im echt lateinisch Aussehenden Indogermanisches und Unindogermanisches zu scheiden: Lat. *libertus* ist vom Femininum aus zu verstehen, und zwar als Lehnbildung nach fal. *loferta*, das seinerseits mit Hilfe des etruskischen Femininum-Suffixes *-(i)θa* gebildet ist und unter dem Einfluß von *lautniθa* „Freigelassene“ seine von *liber* abweichende Bedeutung bekam. Das etruskische Suffix, das bisher im Lateinischen nur aus *EN* wie *Julitta* bekannt war, liegt vielleicht auch in einer Reihe von Termini für Priesterinnen und Göttinnen vor, wie *tenitae*, *curritae*(?), *Juno Moneta*, *Sospita* oder *Sispita*, *Praestita* neben *Praestana*. Zwar ist *Sospita* an sich als lateinische Sonderbildung wie *hospita* erklärbar, aber gerade die lateinischen Feminina auf *-a* zu *t*-Stämmen sind etruskischer Beeinflussung verdächtig, und von den beiden ältesten Beispielen könnte *clienta* nach *liberta* und *hospita* nach *clienta* geschaffen sein. Auch die Feminina auf *-ona*, wie *Latona*, *Pomona* scheinen unter dem Einfluß etruskischer, im Lateinischen wie *Verona*, *Cremona* als Feminina umgedeuteter Gentilicia zu stehen (vgl. auch *Juno Populona*). Diese Fälle, in denen die etruskischen Suffixe in den echt indogermanisch-lateinischen aufgehen und sich verbergen, dürften wegweisend dafür sein, wo man etruskische Einflüsse mit guter Aussicht auf Erfolg im Lateinischen zu suchen hat.

In der angeregten Aussprache zeigen sich Prof. Leumann (Zürich), Ernst Fraenkel (Kiel), Schwyzer (Bonn) und Porzig (Bern) von den Ausführungen überzeugt, während Prof. Sittig (Königsberg) den Standpunkt vertritt, man solle möglichst mit den lateinischen Möglichkeiten auskommen und erst die umbrische Unterschicht untersuchen. Im Schlußwort erkennt Privatdozent Dr. Nehring die Berechtigung dieses Standpunktes zwar grundsätzlich an, wendet sich aber gegen eine zu weitgehende Skepsis. —

Zum Schluß leitet Prof. Dr. Albert Debrunner (Jena) eine Aussprache über „**Das Problem einer urindogermanischen Metrik**“ ein. Er führt zunächst aus¹⁾:

Die Frage, ob es im Urindogermanischen metrische Formen gegeben habe, ist berechtigt, weil schon für das Urindogermanische Typen feierlicher, auch poetischer Sprache wahrscheinlich sind und schon die ältesten indogermanischen Sprachen Sänger und Metrik kennen und rhythmische Sprache überhaupt etwas Altes ist. Aus der Metrik der zwei Sprachen, die den indogermanischen quantitativen Rhythmus am besten erhalten haben, ergibt sich, daß das Urindogermanische wahrscheinlich

1) Der Vortrag wird seinem Inhalt nach, wenn möglich, im 13. Band des „Indogermanischen Jahrbuchs“ erscheinen.

einen Achtsilbler mit dem Ausgang $\cup - \cup -$ und einen Elfsilbler mit dem Ausgang $- \cup - -$ gehabt hat (ähnlich A. Meillet). E. Leumanns Versuch, aus späten indischen und iranischen Metren einen urindogermanischen Hexameter zu erschließen, wird abgelehnt.

In der Aussprache macht Prof. Sittig (Königsberg) auf die uralten litauischen Volksmelodien aufmerksam, die zu den altgermanischen Melodien Heuslers stimmen. Prof. Heusler (Basel) weist darauf hin, daß der vorgermanische Versrhythmus dem (nicht silbenzählenden) Urvers von Wilamowitz sehr ähnlich sei. Man dürfe den Urindogermanen nicht zu raffinierte Kunstformen zuschreiben; die starre Silbenzählung sei vielleicht ein urindogermanischer Zug der vorgriechischen und vorindischen Bevölkerung. Prof. Sieg unterstreicht die Ablehnung von E. Leumanns Urvers. Im Schlußwort betont Prof. Debrunner, daß seine rekonstruierten Metra nicht kompliziert wären, auch ließen die Veränderungen des germanischen Sprachsystems nicht so sichere Schlüsse auf den urindogermanischen Vers zu wie das Griechische und Indische.

Mit Worten des Dankes an alle Vortragenden schließt Prof. Sieg die Sitzungen der Abteilung.

4. Abteilung: Deutscher Kulturkreis.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3 Uhr.

Prof. Unger eröffnet die Versammlung (121 Teilnehmer) mit einer Übersicht über die Arbeiten des vorbereitenden Ausschusses, wobei er die Bildung der Abteilung „Deutscher Kulturkreis“ erklärt und begründet. Er verliest dann die Namen der verstorbenen Germanisten und Historiker, unter denen Gustav Roethe eine besonders eingehende Charakteristik zuteil wird. Zu Ehren der Toten erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen. Zum Ehrenvorsitzenden wählt die Versammlung Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Edward Schröder (Göttingen), zu Vorsitzenden Prof. Dr. Friedrich Ranke (Königsberg) und Studienrat Prof. Dr. W. Ranisch (Osnabrück); zu Schriftführern Dr. K. Th. Saul (Göttingen) und cand. phil. W. Kohlschmidt (Göttingen), der nach seiner Erkrankung von cand. phil. W. Anz vertreten wird. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen erteilt Prof. Schröder als Ehrenvorsitzender Prof. Dr. Konrad Zwierzina (Graz) das Wort zu seinem Vortrag: „Über die Typen der fabulösen Märtyrerakten“¹⁾:

Diese Märtyrerakten sind im engsten Zusammenhang mit den apokryphen Apostelakten zu betrachten. Die ältesten Fassungen weisen die stärkste Fabulositas auf. Spätere Vereinfachung ist Angleichung an die „Acta sincera“. Derselbe Verlauf ist von Lipsius und Krumbacher für die apokryphen Apostellegenden und die Georgs-Legende in Anspruch genommen.

Es ist hier nun die Frage, wie weit man gnostischen Einfluß (oder auch gnostische Herkunft) für Motive und Ausgestaltung dieser Literatur annehmen will. Lipsius, zum Teil auch schon Thilo, haben das für die Apostellegenden weitgehend getan. Die Handlung ist dann Symbol für gewisse gnostische Weiterklärungsgedanken.

Wie der Georgstypus auf manichäisch-persischer Grundlage, so ruht der Pelagiatypus der fabulösen Märtyrerlegende auf einer gnostischen Lehre. Dem Motiv des Geschlechtswechsels der Heiligen, die wie ein Mann unter Männern lebt, entspricht die von Clemens Alexandrinus überlieferte gnostische Lehre von der Vermännlichung der Seele durch Gnosis

1) Vollständig unter dem Titel „Der Pelagiatypus der fabulösen Märtyrerlegende“ in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1927, S. 130—156.

und Taufe. Es kann diese Vermutung durch Heranziehung religions- und kirchengeschichtlichen Materials erhärtet und gestützt werden.

So gelangt man zu einer zu vermutenden Urform der Pelagia-Marina-Margarites-Legende, die vielleicht eine mythische Verkleidung der gnostischen Lehre von der Taufwirkung ist. —

Prof. Ranke übernimmt den Vorsitz. Prof. Dr. Franz Zinkernagel (Basel) spricht über: „**Lessing als Stürmer und Dränger**“:

Das Thema ist auffallend. Wir sind gewöhnt, in Lessing den rationalistischen Denker und Dichter zu sehen, und nicht ohne weiteres geneigt, auch abweichende Züge in diesem Bilde als zu Lessing passend und aus seinem inneren Wesen stammend anzuerkennen. Hier soll nun der Versuch gemacht werden, solche Linien andeutungsweise aufzuzeigen und ein neues Bild von Lessings Persönlichkeit darnach zu zeichnen.

„Sturm und Drang“ wird auch von Zinkernagel rein literarisch verstanden. Aber der Kreis der Dichter, die aus ihm heraus zu verstehen sind, ist s. E. zu erweitern. Denn nicht nur, daß außer den eigentlichen „Genies“ Geister wie Herder und selbst Klopstock zu ihm zu rechnen sind, selbst Lessing trägt einige Merkmale, die sich aus dieser Zeitströmung ergeben.

Nach dieser Genielehre ist ein Kunstwerk nicht zu werten als ein Verstandesprodukt, sondern als etwas organisch Gewachsenes. Daher möchte auch Zinkernagel am liebsten die Kunstausdrücke „Organik“, „organizistisches Denken“ eingeführt wissen. Der Sturm und Drang ist ihm das Zeitalter der Organik; es wird abgelöst durch das Zeitalter der Klassik und dieses wieder durch das der Romantik.

Lessing als Organiker ist Lessing als Stürmer und Dränger. Wo Lessing organizistisch denkt, da weicht er von seiner sonstigen rationalistischen Denkweise ab und gerät mit ihr in Widerspruch. Ein solcher findet sich z. B. im 17. Literaturbrief. Hier spricht Lessing von der Vertreibung des Harlekins von der Bühne durch Gottsched als der „größten Harlekinade“. Damit will er sagen, daß Gottsched an das Bestehende hätte anknüpfen sollen, es organisch weiterbilden müssen. Und doch geht er selber diesen Weg ebensowenig. Höchstens könnte man fragen, ob nicht „Just“ und „Werner“ in der „Minna von Barnhelm“ Nachfolger des Harlekins seien. Organizistisch gedacht ist an dieser selben Stelle auch sein Hinweis auf den „Geschmack“ der Engländer. Dieses Kriterium wird hier zum Regulativ erhoben, während Lessing doch späterhin einen solch nationalen Geschmack nie als maßgebend anerkennt.

Eine Spur organizistischen Denkens ist auch in der Tatsache festzustellen, daß Lessing uns das letzte Fazit seiner Dramaturgie schuldig

bleibt. Den Beweis, inwieweit Shakespeare den aristotelischen Forderungen an das Drama gerecht geworden ist, führt er nicht aus. Er kann ihn nicht erbringen, da das organizistische Bild Shakespeares, das ihm vor der Seele stehen mochte, in sein rationalistisches System nicht hineinpaßt.

Auch Lessings Stellungnahme zum Geniebegriff zeigt Widersprüche. Sie ist einer Entwicklung unterworfen. Rationalistisch versteht er zunächst unter Genie nur den „Könner“, wie etwa in den Abhandlungen über die „Fabel.“ Auch noch in dem fast gleichzeitigen 17. Literaturbrief heißt es — freilich fast schon vermittelnd —, daß das Genie „alles bloß der Natur zu danken zu haben scheine.“ In der „Dramaturgie“ dagegen zeigt sich Lessing von der Genielehre fast angekränkt. Das Genie hat das System in sich. Damit scheint er sich zu trösten. Völlig offenbar aber wird der Widerspruch in jenem Epilog zur „Dramaturgie“. Denn während Lessing auf seinen Aristoteles schwört und seine eigene Einsicht über die des „großen“ Corneille zu stellen scheint, fühlt er den Abstand zwischen Corneilles Meisterschaft und dem eigenen Künstlertum nur zu gut.

Nicht weniger aber zeigt Lessings weiteres Verhalten die Wirkung dieses Widerspruchs. Obgleich er mit der Aufstellung seines dramaturgischen Systems „das einzige Mittel getroffen zu haben“ glaubt, die durch die Genielehre verursachte „Gärung des Geschmacks zu hemmen“, zieht er sich nach Abfassung der „Dramaturgie“ von jeder Literaturkritik zurück. Auf den andern Gebieten aber wird sein Denken immer organizistischer. Es ist kein Zufall, daß er sein Schaffen mit der „Erziehung des Menschengeschlechts“ abschließt.

Zinkernagel bestreitet gleichwohl nicht, daß Lessing sein ganzes Leben hindurch Rationalist geblieben ist. Die Widersprüche in seinem Denken wird man vielleicht nur als Polaritätserscheinungen zu werten haben.

An diese Ausführungen schließt sich eine lebhafte Aussprache an. Ranke (Königsberg) möchte das Problem „Sturm und Drang“ enger gefaßt wissen. — Petersen (Berlin) stimmt den Ausführungen Zinkernagels im wesentlichen zu, vermißt nur die Würdigung des Lebensgefühls der Stürmer und Dränger. Auch als Kritiker erkenne Lessing das Gute der neuen Lehren an. Erwägenswert sei Lessings Stellung zu religiösen Problemen gewesen. Seine „Freimaurerbriefe“ seien innerlich erlebt und in dieser Weise stark organizistisch. — Witkowski (Leipzig) erwähnt den starken Einfluß, den Leibniz auf das Denken Lessings ausgeübt habe, besonders durch seine 1765 erschienenen „Nouveaux Essais sur l'entendement humain“. Von hier aus ließen sich manche Widersprüche erklären. Notwendig sei, daß die Bilder, die uns die

Literaturgeschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts von unseren Dichtern gezeichnet, überprüft wurden. Wir sind andere geworden und denken auch anders. — Koch (Wien) hat in einem demnächst erscheinenden Aufsatz dieselben Gedanken nachzuweisen gesucht und die organistische Denkweise Lessings am meisten in seiner Stellungnahme zur Religion bestätigt gefunden. — Berendsohn (Hamburg) weist auf Lichtenberg als eine verwandte Erscheinung hin. Lessing und Lichtenberg seien als Denker Übergangsmenschen. — Brüggemann (Aachen) möchte den Begriff des Organischen anders fassen. Der Stürmer und Dränger bedeutet einen anderen Typ Mensch als der Rationalist. So ergebe sich die Frage, wie stellt sich Lessing zum neuen Typ? Er nähere sich ihm an. Das trete schon dadurch in die Erscheinung, daß Lessing in dieser Weise überhaupt problematisch sei. Er stelle als erster einen rein subjektivistischen Charakter auf die Bühne in Gestalt der Gräfin Orsina. Auch das sei ein Vorgehen, das sich aus seiner Annäherung an die Ideen des Sturmes und Dranges ergeben habe. — Zinkernagel gibt im Schlußwort seiner Freude darüber Ausdruck, daß das Problem eine soch rege Teilnahme gefunden. In der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung gestanden, könne naturgemäß nicht alles mit voller Ausführlichkeit behandelt werden. Selbstverständlich müsse man Lessings Stellung zur Religion zur Würdigung des ganzen Problems mit heranziehen.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9 Uhr.

Geheimrat Prof. Dr. Schröder erteilt das Wort Prof. Dr. Albert von Hofmann (Marburg) zu dem Vortrag über: **„Das deutsche Land und die deutsche Geschichte, dargestellt an der Landschaft an Werra und oberer Leine“**¹⁾:

Eine physikalische Karte kann für bestimmte Zeiten unter gewissen Vorbehalten als Geschichtsquelle dienen. Wenn schriftliche Überlieferungen fehlen, kommt sie oft als einzige Quelle in Frage. Eine Betrachtung des Gebietes zwischen Werra und oberer Leine unter diesen Gesichtspunkten soll die Richtigkeit der Behauptung beweisen.

Vom Nordwestabhang des Thüringer Waldes bis zur Diemelmündung erstreckt sich eine historische Landschaft. Sechs Durchgänge ermöglichen hier ein Eindringen vom Westen nach dem Osten, vom Mittelrhein zur Saale. Jeder dieser Durchgänge hat seine besonderen, historisch wirksam gewordenen Merkmale. So ist z. B. dem Paß von Herleshausen die Wartburg derartig vorgelagert, daß sie ihn völlig beherrschen

1) Der Vortrag erscheint ungekürzt im „Weserjahrbuch“ (Pfungsten 1928).

kann. Die „Eschweger Pforte“ wendet sich mit der Westseite des Ringgaus offensiv nach Westen. Das Gelstertal führt über Witzenhausen auf eine Wasserscheide zwischen Werra und Leine, deren Lage in der Flanke der Eichenberger Senke militärisch bedeutsam war. Die Durchgänge zwischen Kaufunger Wald und Meißner und Kaufunger Wald und Reinhardswald ließen ein ganzes Burgensystem vor sich entstehen (Arnstein-Hanstein-Rusteburg), das wohl zum Teil schon in prähistorischer Zeit bestanden hat, damals vielleicht als sächsische Zufluchtsburgen. Die Weggabel vor dem Habichtswald wirkte auf die Lage von Fritzlar, Maden und Gudensburg zurück. Durch sie wird der erste Kasseler Landgraf zum Ausbau des Zierenberger Aufmarschraumes gezwungen.

Um die Wirkung, die von der Landschaft auf die historischen Ereignisse ausging, recht zu verstehen, muß man sich jeweils ein theoretisches Grundbild von der politischen Situation in jenen Gegenden machen. Die Werra war im frühen Mittelalter keine Stammesgrenze; aber zu beiden Seiten des Flusses herrschten verschiedene Stammesinteressen. Links lag das Aufmarschgebiet der Chatten, rechts das Defensivgebiet der Sachsen. Als sich in späterer Zeit Sachsen und Franken befehdeten, lag den Sachsen daran, ihre Südgrenze weiter vorzuschieben, um die Eschweger Pforte beherrschen zu können.

Die Landgrafen gründen die Wartburg, die durch ihre geographische Lage zum Mittelpunkt einer historischen Landschaft wird. Als dem Reich der Besitz des Wartburgpasses versagt bleibt, richtet es sein Augenmerk auf die Eschweger Pforte und den Besitz der Boyneburg. — Der Landgraf von Hessen muß, als ihm die Wartburg genommen wird, den Fuldadurchgang bei Kassel als Ersatz nehmen. — Auf dem Nichtbesitz der Boyneburg baut sich im 13. Jahrhundert die landgräfliche Stadtgründung Rotenburg i. Hessen auf. Rotenburgs Zeit ist vorüber, als der Landgraf die Boyneburg erwirbt. Die Folge davon ist die Anlage eines ganzen Burgensystems auf dem Eichsfelde durch den Erzbischof von Mainz (Bischofstein, Greifenstein usw.).

So folgt der Gang dieser geschichtlichen Ereignisse mit Notwendigkeit aus den landschaftlichen Grundbedingungen jener Gebiete. —

Den Vorsitz übernimmt Prof. Dr. Ranisch. Prof. Dr. Wilhelm Bruckner (Basel) spricht dann über „**Heliand und Genesis, das Werk eines Dichters**“¹⁾:

Über das Verhältnis der Genesis zum Heliand ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Bei einer Vergleichung der beiden Dichtungen muß man Rücksicht nehmen auf die Verschiedenheit ihrer Vorlagen.

1) Unter demselben Titel soll eine größere Arbeit erscheinen in der neuen Sammlung „Germanisch und Deutsch“, Studien zur Sprache und Kultur, im Verlag Walter De Gruyter & Co.

Aus dem Charakter der biblischen Erzählung erklären sich manche Eigenheiten der Genesisdichtung: so der (gegenüber dem Heliand) einfachere Satzbau und die Seltenheit der Fremdwörter; gewisse dürftige Motive sind verschuldet durch die Nötigung, den knappen Bericht für die Dichtung auszuweiten.

Bisher hat man nur den Heliand als Ganzes mit der Genesis verglichen. Es ist aber notwendig, wenn die Genesis zweites Werk des Heliand-Dichters ist, daß man vor allem die Schlußpartien des Heliand mit dem Genesis-Bruchstück vergleicht (etwa die 700 nur in der Handschrift C überlieferten Schlußverse). Dabei fällt mancherlei Übereinstimmendes auf: in diesen 700 Versen fehlt ähnlich wie in der Genesis ein Beleg für die Präposition *at*. Ferner mehren sich hier die Nominalkomposita, und gewisse neue Bildungen werden gleich öfter wiederholt — vielleicht ein Zeichen von Ermüdung (vgl. z. B. die Bildungen mit *heru-* und *hebanriki*). Inhaltlich dürftig gefüllte oder zu schwere Verse nehmen am Schluß des Heliand zu. Auch eine statistische Untersuchung, die den ganzen Heliand mit der Genesis vergleicht, kann zu irrigen Resultaten führen. Die Verhältnisse in den einzelnen Teilen des Heliand sind stark verschieden. So weist ein Stück wie Fitte 29—33 genau so viel Verse im freien Zeilenstil auf wie die Genesis und zeigt auch dieselben Altertümlichkeiten der Wortstellung. Man darf wohl vermuten, daß diese Altertümlichkeiten gerade so wie die verhältnismäßige Dürftigkeit der Variation in der Genesis bedingt sind durch den spröden Charakter der betreffenden biblischen Erzählung. Auch die verschiedenen Stücke der Genesis weichen in Einzelheiten stark voneinander ab. In der Genesis B ist die Variation so reich wie in den späteren Teilen des Heliand.

Die Art der Stoffgestaltung in beiden Dichtungen ist auffallend ähnlich. Nirgends gibt sich eine mönchisch-asketische Gesinnung des Verfassers der Genesis zu erkennen, so wenig wie im Heliand. Die Beschreibung des Sündenfalles gibt er in freier, durch keine theologischen Bedenken gehemmter Weise wieder. Das läßt sich am ehesten verstehen, wenn wir uns den Dichter nicht von großer Gelehrsamkeit belastet vorstellen.

Man darf somit an den Angaben der Praefatio festhalten und Heliand und Genesis einem Verfasser zuschreiben. —

In der Aussprache erklärt Jellinek (Wien), daß er durch die Argumente des Redners keineswegs überzeugt sei. Ihnen stünden die weit schwerer wiegenden Einwendungen Behaghels u. a. entgegen, die der Redner nicht habe widerlegen können. Neumann (Göttingen) weist darauf hin, daß man beide Werke in ihrer Stileinheit einmal vergleichen müsse. Ein Summieren kleiner Beweismittel sei abzulehnen, oder

jedes Beweismittel müsse an sich schon überzeugend genug sein. Hübner (Göttingen) führt an, daß das *tunc* in der Genesis regelmäßig als *thanna*, im Heliand aber als *than* erscheine. Michels (Jena) gibt zu bedenken, daß auch die intuitiv erfaßbaren Unterschiede zwischen Heliand und Genesis gegen die Ansicht des Redners sprächen. Die Genesis sei pathetischer als der Heliand. Nur sehr starke Gründe könnten das Gefühl für diesen Unterschied erschüttern. —

Prof. Ranke übernimmt jetzt den Vorsitz während des Vortrages von Privatdozent Dr. Friedrich Maurer (Gießen) über: „**Arten der deutschen Wortbildung, insbesondere Wortkreuzungen**“¹⁾:

Der Vortrag soll in seinen Bereich nur einige besonders wichtige formale Bildungsmöglichkeiten einbeziehen. Wenn man Bildungsmöglichkeiten klassifizieren will, so hat man zunächst Urschöpfungen von Neubildungen zu trennen, die schon mit vorhandenem Sprachgut schalten. Diese letzteren können sich ohne lautliche Veränderung ihres Materials oder mit einer solchen vollziehen. Solche verändernden Bildungen werden hier betrachtet.

Die Frage der Reimbildungen seit ihrem Vorhandensein im Griechisch-Lateinischen wird zunächst gestreift, um bald einer eingehenden Betrachtung der „Proportions-Analogien“ und der „prälogischen Bildungen“ Platz zu machen. Die Proportionsanalogie kann schon aus dem bloßen Vorhandensein von Proportionsgruppen entstehen. Die von Christ. Rogge (Arch. f. d. ges. Psychologie 52) behauptete einzige Möglichkeit der Angleichung der Worte auf Grund ähnlichen Sachverhalts wird somit bestritten. Prälogische Bildungen entstehen: 1. durch Wortkreuzung, 2. durch Vor- oder Nachklang, 3. durch Verhören (Volksetymologie). Der erste Fall tritt umso häufiger ein, je näher die Beziehung der Wörter zueinander ist. Das Entstehen der Wortkreuzungen hängt eng zusammen mit den Beziehungen benachbarter Dialekte und der zwischen ihnen befindlichen Mittelgebiete. Die Erforschung dieser Erscheinung ist demnach weitgehend Sache der Dialektgeographie, die auch hier zur Anwendung gelangt. Es wird nunmehr zu folgenden Grundsätzen vorgestoßen: 1. die als Grundlage von Kreuzungen in Betracht kommenden Wörter müssen in ein und derselben Spracheinheit lebendig sein; — 2. sie müssen nahezu synonym, in der Regel sogar Synonyma sein; — 3. sie müssen sich auch in der Lautform berühren. Es wäre die Aufgabe, diese Grundsätze noch zu ergänzen und dann auf die älteren Sprachstufen zu übertragen.

In der lebhaften Aussprache, an der sich Holthausen (Kiel), Wagner (Marburg), Neumann (Göttingen), Hübner (Göttingen),

1) Der Vortrag erscheint als Ganzes gedruckt in der „Zeitschrift für deutsche Philologie.“ 1928. Heft 3.

Maurer (Gießen), Stammler (Greifswald) und Steche (Göttingen) beteiligen, wird die Forderung nach dialekt-geographischer Erforschung dieses Bereichs ebenfalls laut.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 3 Uhr.

Vorsitzender Prof. Dr. Ranke. Prof. Dr. Ferdinand Wrede (Marburg) spricht über das Thema: „Zu den ersten Lieferungen des deutschen Sprachatlas“:

Nach einem Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Sprachatlas, besonders auf die der rheinischen Dialektgeographie von Wenkers Rheinischem Platt 1877 bis zu Aubin-Frings-Müllers Kulturströmungen 1926 bespricht der Redner die jetzt vorliegenden ersten Lieferungen des Atlas. Dieser verzichtet wie Wenkers Original auf alle phonetische Wiedergabe der von mehr als 40 000 Schreibern eingesandten Dialektbeispiele, überläßt deren Interpretation den Lesern und legt Wert auf die Erkenntnis der naiven Psychologie der Schreiber. Durch eine in Mitteldeutschland häufig vorkommende Schreibung „ieh“ für hochdeutsch „ieh“ z. B. will der betreffende Einsender andeuten, daß in seiner Heimat das Wörtchen „ieh“ gedehnt gesprochen wird. Auf eine solche Schreibung ist viel mehr zu geben als auf eine durch die Bezeichnung „ieh“ angedeutete Dehnung. Ebenso ist häufig „regt“ für „recht“ geschrieben worden, auch „magen“ für „machen“ u. a.

Das Hauptergebnis des Atlas, das Hervortreten dialektgeographischer Anschauung als wichtigen linguistischen Faktors, führt zur Würdigung der überall folgenreichen Sprachmischung. Diese ist oft konkret, individuell, räumlich und zeitlich zu erfassen, während Lautgesetz und Analogie zu abstrakten Formeln führen, die an sich nicht falsch sind, in ihrer Idealität aber zumeist durch Sprachmischungen irgendwelcher Art gestört werden. Beispiele für Sprachmischung sind in Hülle und Fülle aus dem Atlas herauszulesen. Kontamination liegt z. B. vor in schlesisch „fund“ für hochdeutsch „pfund“: das „f“ im Anlaut ist ein Kompromiß zwischen niederdeutsch „p“ und hochdeutsch „pf“. Ein Beispiel für eine einfache Addition ist das im Waldecksehen auftretende „heiz“ aus hochdeutsch „heiß“ und niederdeutsch „heir“, oder aus huhn und dialektischem „hinkel“ wird in einem hessischen Teilgebiet „huinkel“: der „hu“-Anlaut tritt in jenem Gebiet nur bei diesem Worte auf.

So liefert der Sprachatlas Beispiele und Erklärungen für Kontaminationen, Additionen, Adoptionen etc., die bisher immer nur als regelstörend empfunden worden sind und mit denen die Grammatiker nichts anzufangen wußten. Die Folge wird sein, daß man jede Grammatik und

jede Sprachbeschreibung zu trennen hat in normative und resultative, d. h. in die lautgesetzliche des Phonetikers und die historische des Dialektgeographen.

In der lebhaften Aussprache über den Vortrag wünscht Teuchert (Rostock) dem in einige niederdeutsche Gebiete eingedrungenen „ich“ statt „ik“ eine Ausnahmestellung zu sichern und es nicht als einen jüngeren hochdeutschen Eindringling anzusehen. Schröder (Göttingen) begrüßt die Ausführungen des Redners, möchte aber die Terminologie geändert und Addition, Kontamination etc. durch bezeichnendere deutsche Ausdrücke ersetzt wissen. Diesen Ausführungen schließt sich Neumann (Göttingen) an: Grammatik muß auf den realen Boden versetzt werden, mitten hinein in den Kulturprozeß. Ausdrücke, wie der Redner sie gebraucht, führen von diesem Bestreben ab. Schröder weist dann noch darauf hin, daß auch aus diesem Vortrag hervorginge, wie alles Historische durch die Karte kontrolliert werden müsse. —

Hierauf spricht Privatdozent Dr. Carl Karstien (Köln) über: **„Das althochdeutsche Wörterbuch und Elias Steinmeyers Nachlaß“:**

Nach einem kurzen Vorbericht über die äußere Geschichte des Wörterbuchplans und die Gestalt des Steinmeyerschen Nachlasses begründet der Redner das Verfahren, das er bei der Ausarbeitung des althochdeutschen Wörterbuches für zweckmäßig hält. Im Steinmeyerschen Nachlaß ist ein vollständiger Index des althochdeutschen Wortschatzes in alphabetischer Anordnung gegeben. Die wesentlichste Vorarbeit besteht in der Verzettelung der gesamten auf die Wortinterpretation bezüglichen Literatur, ferner, falls das Wörterbuch etymologische Angaben oder Angaben über das Fortleben der althochdeutschen Wörter enthalten soll, in der Verzettelung auch dieser Literatur.

Die Artikel zerfallen a) in den Kopf, b) den Hauptteil. Zum Kopf gehören unter Umständen Etymologien, weiter bei abgeleiteten Wörtern ein Hinweis auf die Art ihrer Bildung, Bemerkungen über das Fortleben ahd. Wörter, über ihre Entwicklung und Verbreitung innerhalb der althochdeutschen Literatur, Formales, Lautliches und Orthographisches, unsichere Stellen. Auf Bedeutungsgeschichte ist zu verzichten. Der Hauptteil soll die Bedeutung der Wörter feststellen und die vollständigen Belege bringen, deren Anordnung nach logischem Schema geschieht. Am Ende des jeweiligen Artikels sind Angabe der Antitheta und syntaktische Bemerkungen erwünscht. —

In der Erörterung weist Schröder (Göttingen) bei aller Anerkennung methodischer Besinnung darauf hin, daß diese Ziele für ein althochdeutsches Wörterbuch zu hoch gespannt seien. Wir brauchen nach Steinmeyers Absicht einen neuen althochdeutschen Sprachschatz, der für jeden Wissenschaftler kaufbar ist. Lieber die Grammatik lebendig

machen als das Wörterbuch. Teske (Heidelberg) spricht von gleichen Erfahrungen beim Deutschen Rechtswörterbuch. —

Unter dem Vorsitz von Prof. Ranke spricht Studienrat Dr. Heinrich Schecker (Bremen) über: „**Het Waapen van Bremen**“, **Convoy und Kaper um 1700**¹⁾:

Der Redner entwirft ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben an Bord des bremischen Kriegsschiffes „Het Waapen van Bremen“ um 1700 auf Grund des „Inventarium vant Bremer Convoy genaemt het Waapen van Bremen“ (in den Varia-Bänden der Bremer Staatsbibliothek). Diese tabellarischen Aufzeichnungen geben die Möglichkeit, aus ihnen eine deutliche Anschauung von dem Leben an Bord des betreffenden Schiffes, von den nautischen und kriegstechnischen Kenntnissen der Zeit zu machen.

Die Fregatte diente zur Sicherung des Bremer Warentransportes und zur Bekämpfung des Dünkirchner Seeraubes sowie der barbaresken Staaten. (Vgl. Ulrich von Cranachs „Kriegsdekrete für Orlogschiffe“. Flugblatt, Bremer Staatsbibliothek.) Das Artilleriewesen war noch unvollkommen entwickelt. Laden eines Geschützes dauerte im günstigsten Falle eine Viertelstunde. So war man bei der beschränkten Verwendungsmöglichkeit der Artillerie noch auf den Enterkampf angewiesen, der in seinen Formen dem ritterlichen Einzelkampf des 14. Jahrhunderts ähnelte. Der Versuch, den Gaskampf zur Anwendung zu bringen, ist auch schon unternommen worden. Cranachs Dekret spricht vom „stinkenden Feuer“. Dessen Gebrauch wagt er zwar nicht gerade zu empfehlen, weil ihm religiöse und moralische Zweifel aufsteigen, aber er hält es für sehr wirksam.

Die Gebrauchsgegenstände des Steuermanns, Zimmermanns, Bootsmanns, Kuypers, die das Inventarium aufzählt, geben wichtige nautische Aufschlüsse über die damaligen Ansprüche an Seetüchtigkeit. Die eingehend beschriebene Ausstattung der Kajüte und der Schaluppe erzählt in einer auch nach kunstgewerblicher Seite fesselnden Weise von den Repräsentationspflichten eines damaligen hansischen Convoy-Admirals. Hierbei liefern die Bezeichnungen der einzelnen Gegenstände den Etymologen wertvolles Material (z. B. „leedikant“ aus frz. lit de camp). Ein Vergleich dieses Inventariums mit alten Schiffsmodellen aus jener Zeit beweist, daß die Verfertiger der Modelle die Ausstattung und Inneneinrichtung ihrer Schaluppen stark übertrieben haben. So würde es z. B. ein Unmögliches gewesen sein, die Kanonen eines Kriegsschiffes zu laden und abzufeuern, wenn sie die auf den Modellen angegebenen Maße und Stellungen gehabt hätten.

1) Der Vortrag erscheint in erweiterter Form in den Bremer Jahrbüchern 1927/28.

Das Inventarium bietet sichere Aufschlüsse über die Kriegsmarine des 17. Jahrhunderts, liefert dem Historiker und Sprachwissenschaftler viel interessantes Material, zeigt aber auch die große Zähigkeit, mit der der Seemann bis in unsere Tage hinein an den alten Benennungen und Einrichtungen festgehalten hat.

Wissenschaftlicher Ausflug.

Donnerstag, den 29. September, vormittags von 10 bis 12 Uhr.

Im Zusammenhang mit den Arbeiten des Deutschen Kulturkreises steht auch die Besichtigung einer vorgeschichtlichen Ausgrabung, die sich auf dem Gelände des Dorfes Diemarden bei Göttingen befindet und eine Wohnstelle aus der jüngeren Steinzeit veranschaulicht. Die Leitung lag in der Hand von Museumsdirektor Dr. Bruno Crome (Göttingen). Die Teilnehmerzahl betrug 120 (s. S. 186 Nr. 7).

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9 Uhr.

Der Vorsitzende Prof. Ranisch erteilt Prof. Dr. Wolfgang Liepe (Halle a. S.) das Wort zu seinem Vortrag über „**Kulturproblem und Totalitätsideal**“ (Zur Entwicklung der Problemstellung von Rousseau zu Schiller.)¹⁾:

In Rousseau überkreuzen sich die monistischen und dualistischen Erlebnisströme, die sich seit der Renaissance deutlich voneinander abheben. Das Sehnsuchtsbild der naturhaften Totalität wird als Überwölbung der geschichtsphilosophischen Antithese von Kultur und Natur gezeichnet. Wenn Rousseau im Fortlauf der Entwicklung die absolute Existenz des naturhaften Menschen erschüttert werden läßt und in ihm die virtuelle Gespaltenheit aufweist, die allererst eine moralische Existenz ermöglicht, so steht andererseits daneben das Totalitätsideal, das spannungslose Beisein des naturhaften Menschen unter völligem Verzicht auf kulturelle Fülle und Weiterentwicklung. Demgegenüber bejaht Kant in entgegengesetzter Betonung den Gegensatz von Natur und Kultur um eines geschichtlichen Endzweckes willen. Hier betonen Herder wie Schiller die in ihren Augen gefährdete Totalität des Individuums, indem sie gegen Rousseau die Entwicklung, gegen Kant die Totalität zu erhalten suchen. Während in Herder bei aller Entwicklungsbejahung noch sentimentalische Hemmungen im Geiste der resignativen Kulturauffassung Rousseaus nachwirken — wenn auch mit anderer, durch Shaftesbury bedingter, ästhetisch-sittlicher Begründung

1) Erschienen in der „Zeitschrift für Deutschkunde“. Jahrg. 41. Heft 11.

— findet Schiller, die kantische Idee des dritten Zustandes als einen synthetischen Charakter des Einzelmenschen ausdeutend, eine grundsätzlich neue Lösung der Frage nach Entwicklung der Kultur und Totalität der Persönlichkeit, indem ihm hinter das empirisch-ästhetische Gleichgewicht Rousseaus eine ästhetische Identitätsphilosophie tritt: das ästhetische Erleben gibt dem Menschen den Zugang zum Metaphysischen, ist die absolute Einheitsfunktion unseres Wesens, die sich an der empirischen Trennung der Kulturentwicklung bewährt. So hat sich die Weltauffassung des Einheitserlebnisses, die bei Rousseau wohl die Farben des Totalitätsideals, nicht aber den beherrschenden Gesichtspunkt des Weltbildes hergeben durfte, bei Schiller auch im Kreise bipolarer Erlebnisspannung im Zeichen des Totalitätsideals systematisch durchgesetzt. —

In der Aussprache warnt Meyer-Benfey (Hamburg) davor, Herder und Schiller zu nahe aneinander zu rücken, da Herder als vorkantisch, Schiller aber von Anfang an als auf Kant fußend aufgefaßt werden müsse. Berendsohn (Hamburg) betont die Notwendigkeit, Rousseaus und Schillers Philosophie als wesentlich nicht auf den Einzelmenschen, sondern auf die Menschheit als menschliche Gemeinschaft gerichtet zu verstehen. Gegen beide Einwände, sowie entgegen Ausstellungen, die Hartig (Berlin) gegenüber der von Liebe vertretenen Rousseau-Auffassung macht, verteidigt Böhm (Berlin) die Liepeschen Darlegungen und betont nochmals nachdrücklich, daß Schiller keineswegs von Anfang an unter dem Einfluß Kants gestanden habe. Zum Schluß weist Unger (Göttingen) darauf hin, daß im Problemzusammenhange des Vortrages Herder notwendig einseitig und zu ungünstig betrachtet sei, und warnt vor allem davor, Herder und Schiller auf eine Linie zu stellen und Herder zu einseitig an Kant zu messen.

Im Schlußwort betont der Vortragende, daß Schiller auch in seiner „kantischen Periode“ alte harmonistische Ziele verfolge. Der Weg zur Gemeinschaft geht für ihn durch die Totalität des Einzelnen. Schiller schließt sich im Ziel nachweisbar an Herder an, sucht aber einen eigenen Weg. —

Prof. Ranke übernimmt den Vorsitz. An Stelle des ausfallenden Vortrages von Prof. Sommerfeld findet der Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Stämmler (Greifswald) über **„Die bürgerliche Dichtung des ausgehenden Mittelalters“** statt¹⁾:

Bei dem Namen „bürgerliche Dichtung des ausgehenden Mittelalters“, der bisher unbestimmt gelassen ist, handelt es sich nicht um eine ständische Bewegung, sondern um eine geistige Haltung. Ritter bleiben in

1) Abdruck in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ 53.

hohem Maße Träger der Dichtung bis zum Ende des Mittelalters. Eine „bürgerliche“ Weltanschauung, im Gegensatz zu der früher herrschenden ritterlich-höfischen, entsteht auf dem Boden der Scholastik, besonders des Thomas von Aquino, die ein allgemeinmenschliches Ethos anbahnt, das nicht mehr ständisch gebunden ist und sich zu einem Tugendsystem bürgerlicher Belange entwickelt. Wie die scholastische Ethik das Bürgertum durchdringt und dort neue literarische Wirkungen auslöst, wird an Hand der didaktischen und der Novellen-Literatur nachgewiesen. Nur Werke der gekennzeichneten Haltung gehören zur bürgerlichen Literatur, welche sich in ihrer entscheidenden Bestimmtheit durch die Kirche als gleichzeitig mit den Werken der städtischen Architektur erweist. —

In der Aussprache, an der sich auch Berendsohn (Hamburg) und Ranke (Königsberg) beteiligen, wendet Neumann (Göttingen) ein: wie bei „ritterlicher Dichtung“ nicht einfach an eine soziologische Schicht zu denken, sondern als Ideal zu betrachten ist, losgelöst von der Schicht, die es zunächst trägt, so ist auch die geistige Haltung des späteren Mittelalters keineswegs mit „bürgerlich“ zu identifizieren. Das gleiche Ethos findet sich bei Rittern und Bürgern, und die mittelalterliche Stadt vermochte gerade nicht, wie das Rittertum, ihre Lebensformen zu einer eigentlichen Kulturform zu steigern.

Unter dem Vorsitz von Prof. Ranke folgt endlich der Vortrag von Prof. Dr. Hermann Pongs (Groningen): **„Zum Symbol in der Lyrik“**:

Das Thema wird eingeschränkt auf die Symbolik des Idealismus, die nicht systematisch, sondern in der Interpretation vom Gedicht her aufgezeigt werden soll. An Goethes Frankfurter Brief vom 16. August 1797 wird Goethes Auffassung des Symbols gezeigt. Symbol wird verstanden als Qualität des Gegenstandes, Urphänomen, das sich im Individuellen verwirklicht. Dem entspricht die symbolische Funktion, die Weise, in der der Geist dem symbolkräftigen Motive begegnet. Für symbolische Lyrik wird ein Doppeltes erschlossen: persönliches Anteilhaben am Gegenstand und Absehen vom Ich, wie es sich vorbildlich in Goethes Römischen Elegien darstellt: hier entsteht Symbol, indem Goethe in die individuelle Liebe die antik-römische Kulturwelt mit hineinnimmt, zusammengelesen im Medium des Humors (unter Begrenzung der Symboltiefe). Dagegen geht Schiller im „Spaziergange“ von der Idee aus, an der er so persönlich teil hat wie Goethe am Gegenstand; so faßt er an der Natur die Eigenbewegung der Idee, die sich verdinglicht, ohne ihr Unbedingtes preiszugeben. Bei so gewonnener Einsicht zeigt sich das irrationale Element des Symbols, welches Schiller am stärksten in seinen Tragödien gestaltet, während es Goethe die Offenbarung des Unforschlichen nennt. In reiner Lyrik dienen Goethes Gedichte: „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“ als Beispiele einer in die Breite der

Welterfahrung sich abflachenden Symbolik, wobei allein die im Gegenstand lebendigen Spannungen die symbolische Eignung bestimmen. Dagegen im Divan-Liede „Selige Sehnsucht“ ist eine letzte Tiefe des Offenbarungssinnes erreicht, in der das Disparate als Disparates fühlbar ist und doch zur Einheit verschmolzen wird. Abschließend wird die symbolische Funktion zurückgeführt auf eine symbolische Grundhaltung, und aus den polaren Möglichkeiten der Begegnung mit der Welt die Polarität der „Sinnggebung“ und der „Sinnfindung“ aufgewiesen; die Sinnggebung als die dem Idealismus gemeinsame Form, in ihrer Umspannung konkret-symbolischer und abstrakt-symbolischer Sinnggebung; die Sinnfindung außerhalb der humanistischen Struktur, angedeutet bei Rilke. —

Nach einer Aussprache, in der sich Viëtor (Gießen), Neumann (Göttingen) und Ranke (Königsberg) besonders zur Methodik des Vortrags äußern, betont im Schlußwort Oberstudienrat Baustaedt (Göttingen) die Notwendigkeit des Zusammengehens von Wissenschaft und Schule bei der schwierigen Lage unseres Bildungswesens. —

5. Abteilung: Englisch-Amerikanischer Kulturkreis.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3 Uhr.

Nach kurzer Begrüßung durch den bisherigen Obmann, bei der zweier anwesender Senioren der Anglistik, des Prof. Dr. Lorenz Morsbach und des Prof. Dr. Alois Brandl, herzlichst gedacht wird, wählt die stark besuchte Abteilung zum Vorsitzenden Prof. Dr. Hans Hecht (Göttingen), zu seinem Stellvertreter Oberstudiendirektor Dr. Rudolf Münch (Hannover).

Die Reihe der Vortragenden eröffnet Prof. Dr. Alois Brandl (Berlin) mit seinen Ausführungen über „**Spracheinheit und Sprechereinheit**“¹⁾:

Besonders genaue Aufnahmen englischer Dialektproben, und zwar nicht nach Einzelwörtern, sondern nach Sätzen, ließen sich in den Lagern der Kriegsgefangenen machen. Die Grammophonplatten der einzelnen Sprecher konnte der Vortragende in der Lautabteilung der Berliner Staatsbibliothek mit dem dortigen Assistenten und mit sprachgeschichtlich arbeitenden Schülern besonders genau transkribieren. Satzaufzeichnungen deutscher Dialekte, besonders von Frings und Jutz, boten Vergleichsmaterial. Es ergaben sich ungemein viele und wechselnde Verschiedenheiten der Aussprache, die nichts mit Dialekten zu tun haben, sondern vorwiegend durch Bildungsunterschiede der Sprecher (Lehnwörter), durch Abarten der logischen Verwendung (z. B. demonstr. „that“ gegenüber relat.), endlich durch gefühlsmäßige Faktoren (Affekt) bedingt sind. Solche Individualismen erscheinen am ungehemmtesten bei den Mindergebildeten; Spracheinheit hängt insofern nicht an Dorf oder Familie, nicht einmal an der Einzelperson, sondern an Schulung, an Rücksicht auf Schriftbild und gesellschaftliche Bedürfnisse.

Die Lautgesetze bestehen, aber die geistige Zwischenschicht, die zwischen dem mitzuteilenden Erlebnis und der tatsächlichen Artikulation waltet, veranlaßt Doppelaussprachen, und diese, verdichtet zu Gewohnheiten, kommen bei irgendeiner sozialen Umschichtung leicht zur Herrschaft (in England besonders nach 1066, nach 1349 und durch Cromwell), so daß neue Lautgesetze entstehen (Cockney als mögliches Zukunftsendglish).

1) Volldruck des Vortrags wird in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften erscheinen.

Das Ohr vermag, wie der Vergleich der Grammophonkurven mit menschlicher Transkription zeigt, viele Individualismen nicht aufzunehmen. Namentlich entfallen Gleitelaute und die ununterbrochenen Schwankungen der Tonhöhe. (Ist von deutlichem Steig-oder Fallton angesichts der durch einen Oscillographen vergrößerten Grammophonzeugnisse überhaupt zu reden?) Das Ohr wirkt insofern als Filter im Sinne von Spracheinheit.

Erkannt wird aber auch noch nicht das Zeugnis des Ohrs. Durch „inneres Hören“ gesellen sich besonders rhythmische und versmusikalische Vorstellungen hinzu. Der Weg vom Erlebnis des Sprechers zur Erkenntnis des Hörers geht also nicht bloß durch zwei körperliche Organe, sondern außerdem durch zwei geistige Medien. Darum ist der Ausdruck ein und derselben Sache bei verschiedenen Menschen, ja bei ein und demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten so verschieden geartet, betrifft Wortwahl, Satzform und auch Lautung; in den bisher gemachten Transkriptionen ist das kürzeste Sätzchen so gut wie niemals ohne Veränderung wiederholt; man sagt nicht zweimal das Gleiche in ganz gleicher Weise.

Schlußthesen: 1. Alle Aufzeichnungen aus früheren Jahrhunderten verdienen gesteigertes Mißtrauen. 2. Die Prinzipien der Linguistik sind zunächst da zu studieren, wo man die Sprachen noch hört, also an den lebenden Sprachen und mit steter Rücksicht auch auf ihre Dialekte. 3. Maschinelle Hilfsmittel (experimentelle Phonetik) sind noch mehr heranzuziehen. 4. Der psychologischen Faktoren ist dabei niemals zu vergessen. —

Klar im Aufbau, glücklich in der Formulierung, anregend im Inhalt, schlägt der mit starkem Beifall aufgenommene Vortrag Brandls in erwünschtester Weise den Grundton an, der die Verhandlungen der Abteilung beherrscht: Forschung und Lebensnähe in gegenseitigem Ineinanderarbeiten. Der Vorsitzende verbindet mit dem Ausdruck des Dankes den der Freude über die Frische und unverminderte Anpassungsfähigkeit des Redners auch an die neusten Aufgaben der Anglistik. —

Als zweiter Redner spricht Prof. Dr. Otto Funke (Bern) über: **„J. Harris' ‚Hermes‘ und die semasiologische Forschung der Gegenwart“¹⁾**:

Seit der Renaissance nimmt die Sprachbetrachtung eine zweifache Richtung. Im Zusammenhang mit dem Universalismus der aufstrebenden Naturwissenschaft, in deren Rahmen auch die Wissenschaft vom Menschen fällt, bemüht man sich, auch das Allgemeinmenschliche

1) Der Vortrag findet sich jetzt in erweiterter Form veröffentlicht in 'Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie'. Bern 1928 (Verlag Francke, S. 1—46).

an der Sprache aufzuzeigen. Immer wieder taucht der Gedanke an eine Universalgrammatik, ja Universalprache auf (Descartes, Leibniz; in England J. Wilkins). Demgegenüber betont die ästhetisch-künstlerische Welle der Renaissance auch in der Sprache das Persönliche, Besondere, Individuelle. In der Sprachphilosophie finden sich beide Gesichtspunkte vereinigt bei Bacon, in zentraler Weise aber bei J. Harris, dem Neffen Shaftesburys. Harris († 1780) verfaßte sein sprachphilosophisches Werk „Hermes“ (1751) unter dem Einfluß der „Minerva“ des Humanisten Sanctius; hier fand er die allgemeinen Ausblicke und die philosophische Vertiefung nach der universellen Seite. So sind denn auch die ersten zwei Bücher des Hermes ihrem Wesen nach nichts anderes als die Skizze einer allgemeinen deskriptiven Bedeutungslehre mit oft überraschenden Problemstellungen. Die Gliederung dieses ganzen Teiles beruht auf der antiken Einteilung der Wortklassen in selbst- und mitbedeutende Ausdrücke, und Harris schließt sich hierbei im wesentlichen an Aristoteles und seine Kommentatoren an. Er handelt über die Substanz- und Attributivwörter als Autosemantika, über die Artikel und Bindewörter (Präpositionen, Konjunktionen) als Synsemantika. In Einzelheiten ist vieles auch heute noch durchaus beachtenswert. Das dritte Buch des Werkes ist dem Individuellen der Sprache gewidmet. Die aristotelischen Begriffe *ὅλη* und *εἶδος* werden als matter und form auf die Sprache angewandt, wobei Harris matter als das Lautliche, form als das Geistige an der Sprache faßt. Unter sichtlichem Einflusse von Shaftesbury wird der Ausdruck „Genius der Sprache“ für das Charakteristische der einzelnen Volkssprachen eingeführt, wobei Harris vor allem die Zusammenstellung des Wortschatzes und den künstlerischen Stil im Auge hat. So versucht er schließlich, das Englische, die Sprache der Morgenländer, das Lateinische und Griechische zu charakterisieren, wobei er der letztgenannten Sprache ein begeistertes Lob singt. Das Werk fand großen Beifall, wirkte auf Hamann, Herder und Humboldt. Humboldts Formbegriff ist historisch derjenige von Harris.

Der Vortragende gibt im Anschluß daran einen knappen Überblick über die semasiologische Forschung der Gegenwart und betont, daß die seit der Renaissance im Gange befindliche Sprachbetrachtung nach der universellen und individuellen Seite auch für uns Hand in Hand gehen müsse. —

Es folgt Prof. Dr. Wilhelm Horn (Breslau), der in knappster Form und scharfer Präzisierung — ohne Überschreitung der vorgesehenen Redezeit — „Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung“ behandelt:

Der heute vertretenen Anschauung vom Fortschritt der Sprache liegt die Auffassung zugrunde, daß in der sprachlichen Entwicklung allein

der Zweck maßgebend sei. Die Umschreibungen an Stelle der alten Flexionsformen sind aber häufig nicht aus Zweckmäßigkeitsgründen entstanden, nicht, weil die Flexionsendungen schon zerrüttet gewesen wären; viele Umschreibungen waren schon da, als die Flexionsendungen noch unversehrt waren. Die Sprache erschöpft sich nicht in Zwecktätigkeit, sie ist zugleich Ausdruckstätigkeit. Der Widerstreit der beiden Kräfte wird vom Vortragenden an der Geschichte des englischen Demonstrativpronomens bis in die heutigen Mundarten hinein nachgewiesen. Eine nachdrucksvolle, affektische, umfängliche Form wird in gewöhnliche Rede übernommen, häufig gekürzt und dann oft außer Gebrauch gesetzt; eine neue nachdrucksvolle Form bildet sich und erleidet dasselbe Schicksal. Dieser Rhythmus der Entwicklung zeigt sich auch sonst, z. B.: Pronomina für „jeder“, „irgendwer“, Verneinung, Zusetzung der Personalpronomina zu den Verbalformen, Futurumschreibungen (französisch, neuhochdeutsch, neugriechisch, slavisch, armenisch), Konjunktionen. Die Ausdruckstätigkeit hat überragende Bedeutung in der Sprache des Dichters, aber auch in alltäglicher Rede: Slang, Spieltrieb, persönliches Geschlecht für Namen und Sachen im Neuenglischen, Ausdehnung des sächsischen Genitivs in der neuesten englischen Sprache. Einseitige Betonung der Ausdruckstätigkeit in der Sprachbetrachtung führt zu dem Fehler einer idealistischen Überbeseelung, einseitige Betonung der Zwecktätigkeit zu allzu rationalistischer Sprachbetrachtung. Das Nebeneinander, Gegeneinander und Ineinander der beiden Kräfte geht nicht nur durch die Sprachentwicklung hindurch, sondern gilt auch sonst im Leben. —

Durch Henry George Scheffauer (Berlin), den der Vorsitzende als den überzeugten und unerschrockenen Vorkämpfer deutschen Geistes in den Vereinigten Staaten unter dem Beifall der Versammlung willkommen heißt, kommt die Amerika-Kunde zu Wort. Sein Thema ist: **„Der Naturalismus in der amerikanischen Literatur“:**

Während der Naturalismus in der europäischen Literatur bereits eine überholte, teilweise sogar abgetane Bewegung ist, wirkt er in Amerika revolutionär und neu. Denn diese Richtung, die eine ehrliche, offene Darstellung und eine scharfe Selbstkritik voraussetzt, kann sich nur in einem reifen, erwachsenen Volke einbürgern; Amerika aber, das durch seine puritanische Kultur durch die Jahrhunderte eine ethisch-romantische Erziehung genossen hatte, war nicht stark genug, eine Kritik geschweige denn eine Selbstkritik, zu vertragen. Das Volk schonte sich, es fühlte sich nicht stark genug, die Zertrümmerung seiner Illusionen zu überdauern. Daher hatten seine Romane von Anbeginn einen stark sentimental, das Leben verschönernden Einschlag, der teilweise auch auf den Einfluß des angelsächsischen Elements zurückzuführen

ist, das sich jederzeit stark in der amerikanischen Literatur bemerkbar machte.

Als Amerika noch eine Kolonie Großbritanniens war, wurde der Bedarf an Literatur einfach aus dem Mutterlande gedeckt. In den Städten las man, was in London Mode war — im Urwald hatte man die Bibel. Auch die wenigen amerikanischen Dichter hielten sich streng an englische Vorbilder und schrieben von Sentimentalität triefende Gesellschaftsromane, die belehrend und zugleich bessernd wirken sollten.

Der erste Schriftsteller von Rang, der sich in historischem Sinne an den einheimischen Stoff heranwagte, tief in das epische Drama der Vereinigten Staaten eingriff und den Kampf zwischen zwei Rassen, zwei Zivilisationen, zwei Weltteilen schilderte, war J. Fenimore Cooper. Auch er beschönigt die Welt, steigert das Heroische des Indianertums und verfällt oft in die naive Schwärmerei seiner Vorgänger — aber ihm gehört der Ruhm, den Bann des verachtungsvollen Spruches von Sidney Smith „Who reads an American book?“ gebrochen zu haben, und so ist er als der erste bodenständige, nationalamerikanische Schriftsteller anzusehen.

Der erste, der sich bewußt gegen den Puritanismus gestellt hat und der deshalb als erster naturalistischer Dichter Amerikas betrachtet werden muß, war Whitman. Aber das Volk, das diesen herrlichen, wilden Barden hervorgebracht hatte, war noch nicht reif, noch nicht erwachsen genug, um seine Gesänge von der Wahrheit des Lebens, der Urkraft der Natur zu verstehen und zu würdigen. Er wirkte wie ein Fremdkörper in der amerikanischen Literatur und wurde vom Publikum abgelehnt und in Bann getan. Auch die späteren naturalistischen Dichter, die im Verlaufe der Jahre immer häufiger, immer entschiedener auftraten, fanden keinen Widerhall in der amerikanischen Leserschaft.

Der Naturalismus, der in Amerika mit dem Ausdruck „Realismus“ bezeichnet wurde, war beinahe gleichbedeutend mit Unanständigkeit — mit sexueller Kraßheit, mit dem Begriff von „Schund und Schmutz“. Hinter diesem Wort sah man in der Literatur nur die Gestalt Zolas, und Zola bedeutete einfach Pornographie. Und wirklich schrieben die ersten naturalistischen Schriftsteller Amerikas ihre Werke unter dem Einfluß von Zola. So sah der sehr begabte Romandichter Frank Norris ein neues Ideal im leidenschaftlichen Wahrheitsidealismus Zolas und ergab sich diesem vollkommen. Auch der jetzt zu großem Ruhm gekommene Verfasser der „American Tragedy“ — Theodore Dreiser wurde wegen seiner wahrheitsgetreuen Schilderungen des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Seele sofort zum „amerikanischen Zola“ gestempelt.

Das Volk aber fuhr fort, die süßen, sentimentalischen Gesellschaftsromane zu lesen, die das Leben in dieser herrlichsten aller Welten so

angenehm und glücklich schilderten. Bis die große Ernüchterung kam — bis der Weltkrieg mit seinem furchtbaren Realismus, seiner grausamen Wahrheit alle Illusionen zerstörte. Das bedeutete den Bankrott der Ritterlichkeit, des großen moralischen Kreuzzuges und des Wilsonschen Idealismus. Die Zeit für den Naturalismus oder einfach für eine ehrliche, einheimische selbstkritische nationale Literatur war gekommen. Es erstanden jetzt Schriftsteller, die aus eigenem Antriebe und aus dem eigenen Boden heraus den amerikanischen Menschen, das amerikanische Leben und das amerikanische Milieu in echte Literatur umwandelten.

Die bedeutendsten Romandichter dieser neuen Gruppe heißen: Sinclair Lewis, Sherwood Anderson, Edgar Lee Masters, Floyd Dell, Joseph Hergesheimer, Eugene O'Neill und Willa Cather. Besonders stark leuchtet unter diesen der Name Sinclair Lewis hervor.

Von ihm erschien kurz nach dem Kriege ein Buch, das ganz Amerika aufwühlte und zugleich unterhielt: „Main Street“ (Die Hauptstraße). Es stellte den Mikrokosmos des amerikanischen Kleinstadtlebens vor. In ihm schildert Sinclair Lewis mit leiser, gutmütiger Satire die Spießbürger der amerikanischen Provinz und läßt sie lebenswarm und naturgetreu vor ihr eigenes Spiegelbild treten. Auch in seinen späteren Romanen „Babbit“ und „Arrowsmith“ befaßt sich Sinclair Lewis mit dem Durchschnittsbürger des heutigen Amerika und prägt ihm durch seinen lebenswürdigen, versöhnenden Humor den Spitznamen „Babbit“ auf. Der freie, der beneidete, der königliche amerikanische Bürger wird plötzlich mit Lächerlichkeit überzogen, sein Milieu, sein Wirken bespöttelt, er steht auf einmal da als ein neuer Typ und — was das Merkwürdigste ist — er läßt es sich gefallen, denn er ist jetzt reif geworden, dieses getreue Spiegelbild zu verstehen und die feinen, meisterhaften Striche, mit denen es gezeichnet ist, zu würdigen.

Die Welle des europäischen Naturalismus brauchte etwa 40 Jahre, um sich über den atlantischen Ozean zu wälzen. Jetzt hat sie die neue Welt erfaßt. Die Tat ist getan — der Samen ist in guten Boden gepflanzt, und alles Gute und alles Schlechte, was mit dem Begriff Naturalismus zusammenhängt, ist jetzt auch ein Bestandteil der amerikanischen Literatur geworden. Und dadurch wird die heutige amerikanische Literatur ein lebender Bestandteil der Weltliteratur. —

Trotz vorgerückter Stunde fesselte der Vortrag und fand starken Beifall. Niemand ahnte, daß er Scheffauers letzte Botschaft enthalten sollte. Am 7. Oktober ist er freiwillig aus dem Leben geschieden und hat seine Privatsekretärin A. v. Mayer, aus deren Feder der oben abgedruckte Bericht stammt, mit ins Dunkel gerissen. Dichter, Übersetzer, Prophet hat der am 3. Februar 1878 in San Franzisko geborene Kämpfer für

Wahrheit und Völkerehre dem Deutschtum unerschrocken, unter Gefahren und Entbehrungen, nur um seines hohen Glaubens willen, gedient. Möge die Zukunft ihn rechtfertigen! Ein kurzer Lebensabriß, von ihm selbst mit Bleistift hingeworfen, wird bei den Akten der Abteilung aufbewahrt werden.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9 Uhr.

Prof. Dr. Hermann M. Flasdieck (Jena) behandelt das Thema: „**Der Gedanke einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart**“¹⁾:

Der Vortrag skizziert im ersten Teile in gedrängter Kürze die Geschichte der Vorschläge und Ansätze zur Gründung einer englischen Sprachakademie und der damit zusammenhängenden Bestrebungen seit den Tagen Shakespeares bis auf die Junikonferenz 1927 (International Council of English). Restauration und Klassizismus sind dem Gedanken vor allem günstig. Der zweite Teil erörtert die Gründe für und wider. Wesentlichste Anregung ist ausländisches, besonders französisches, Vorbild. Verschiedenerlei äußere und innere Gründe haben die Verwirklichung verhindert, und heute herrscht Ablehnung auf der ganzen Linie. Rationales Bewußtwerden liegt außerhalb der Bedürfnisse englischen Wesens. Dem Engländer fehlen *openness of mind* and *flexibility of intelligence*; englische Energie verlangt größte persönliche Freiheit (M. Arnold). Englischer Individualismus ist tiefster Grund für die Ablehnung. —

An zweiter Stelle charakterisierte Prof. Dr. Heinrich Mutschmann (Dorpat), der seinen Vortrag auf englisch hielt, „**Die amerikanische Sprache**“:

Die Sprachverhältnisse in den Vereinigten Staaten werden am besten durch folgenden Ausspruch gekennzeichnet: „Der Amerikaner spricht amerikanisch — eine klare, kraftvolle, farbenreiche Sprache; und er schreibt englisch, was er nicht versteht.“ Die Heimat dieses gesprochenen Amerikanisch ist nicht die Europa zugewendete atlantische Küste (Boston-New York), sondern der mittlere Westen (Chicago), wo auf den weiten Flächen der ehemaligen Prärie eine neue Nation in der Bildung begriffen ist. Die aus Bestandteilen fast aller Nationen der Erde zusammengesetzte Bevölkerung des mittleren Westens lehnt sich gegen den bisher in den Vereinigten Staaten vorherrschenden angelsächsischen Einfluß auf. Es ist zu erwarten, daß mit dem Entstehen einer eigenen amerikanischen Zivilisation auch das bisher nur als „Slang“ behandelte

1) Der Vortrag erscheint in ausführlicher Form mit vollständigem Material als selbständige Schrift im Verlag von W. Biedermann, Jena.

Amerikanisch mehr zu seinem Rechte kommen und die Literatursprache mehr als bisher beeinflussen wird. Man braucht jedoch nicht an die Entstehung eines vom Englischen grundsätzlich verschiedenen Amerikanisch zu denken; liegt es doch durchaus im Bereiche des Möglichen, daß die Führung in sprachlichen Dingen von dem zur Zeit noch herrschenden britischen Englisch auf das amerikanische Englisch übergeht, indem infolge veränderter Machtverhältnisse das Zentrum von England nach Amerika sich verschiebt. Das gesprochene Amerikanisch hat schon das britische Canada erobert und macht seinen Einfluß in Australien stark geltend. Auch das britische Englisch unterliegt immer mehr dem Einfluß amerikanischer Neuerungen, die, dem mittleren Westen als dem Brennpunkt einer neuen und wesentlich modernen Zivilisation entsprungen, besser den Anforderungen der Zeit entsprechen als das konservative, von historischen Schranken eingeeengte Englisch Großbritanniens. Es ist dringend notwendig, daß sowohl Universität wie Schule sich mit dem Problem beschäftigen, inwieweit die amerikanische Sprache als Zugang zum Verständnis der amerikanischen Zivilisation in ihren Lehrgängen zu berücksichtigen sei.

In der sich diesmal anschließenden Aussprache äußert sich zuerst Prof. Dr. Dibelius (Berlin): Die Hauptfrage ist: Handelt es sich um eine amerikanische Sprache oder um einen englischen Dialekt? Die Unterschiede überschreiten bisher nicht die des Nord- und Süddeutschen. Amerikanismen gibt es nicht nur in der amerikanischen, sondern auch in der englischen Literatur. Ist nun ein Riß in der Literatursprache im Entstehen oder handelt es sich um eine neue Lagerung von Mundart und Schriftsprache? — Prof. Walter Fischer (Gießen) fragt: Ist der Einfluß der europäischen Siedler in Amerika auf die Aussprache als gering anzusetzen? Liegt in der amerikanischen Aussprache von *girl* ein Einfluß des Jiddischen vor? Bis zu welchem Grade ist die Diphthongierung beibehalten? — Prof. Dr. Mutschmann erklärt: Es ist keine Spaltung der Sprachen zu erwarten. Eine amerikanische Schriftsprache besteht nicht. Ein verstärkter Nationalismus kann zu einer selbständigen Sprache führen. Ein Angleich des britischen Englisch an das amerikanische ist wahrscheinlich. Die Diphthongierung von *ē* und *ō* scheint hauptsächlich vor stimmhaften Konsonanten und im Auslaut aufzutreten. Der Einfluß des Jiddischen ist wahrscheinlich, da ein Drittel New Yorks jüdischer Herkunft sein soll. — Studienrat Dr. Oczipka (Breslau): Im Mittelwesten arbeitet man an einer Scheidung des Englischen und Amerikanischen, und hier scheint sich eine Trennung vorzubereiten. — Studienrat Dr. Kirchner (Jena): Eine reine Scheidung der amerikanischen Elemente im britischen Englisch ist notwendig für Schule und Universität. Die syntaktischen Erscheinungen müssen untersucht wer-

den, die Ausbreitung des angelsächsischen Genitivs im modernen Englisch, auf die Prof. Horn aufmerksam gemacht hat, dürfte amerikanisch beeinflußt sein. —

Prof. Dr. Levin L. Schücking (Leipzig) spricht über: „**Die Wurzeln des puritanischen Persönlichkeitsideals**“¹⁾:

Er geht aus vom Begriff des Volkscharakters als eines repräsentativen Typs, dessen Ursprünge historisch zu ermitteln seien. Als einer der führenden Züge erscheint der Begriff der selfcontrol. Er wird in der moralischen Literatur des 18. Jahrhunderts nachgewiesen und auf den Puritanismus zurückgeführt. Seine Stellung im puritanischen Persönlichkeitsideal, dessen Eigenart durch Auseinandersetzung mit Tröltzchs Begriffsbestimmung gefunden wird, ergibt sich als zentral. Die Haltung des Puritaners zur Welt, die mit dem Worte „asketisch“ nicht ausreichend bestimmt wird, findet in ihm (als „sobriety“) die entscheidende Richtungsangabe. Eine Spiegelung davon läßt die Problemstellung in Miltons „Verlorenem Paradies“ erkennen, das die neuere Forschung zu sehr als unter Renaissanceeinflüssen stehend ansieht. Die Frage ist, ob sich die durch „selfcontrol“ gekennzeichnete Mentalität als Produkt des kalvinistischen Denkens ergibt. Der Redner hat Bedenken, sie zu bejahen, verweist auf den eigentümlich „puritanischen“ Charakter von Shakespeares Heinrich V. und glaubt eine ähnliche seelische Struktur schon früher nachweisen zu können, die letzten Endes im sobrietas-Typ des Mittelalters wurzelt.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags von 2—7 Uhr.

Aussprache über das Thema: „**Die Anglistik in Schule und Universität**“:

1. Rahmenbericht von Oberstudiendirektor Dr. Rudolf Münch (Hannover)²⁾:

Das Problem „Schule und Universität“ hat sich durch den Dualismus Wissenschaft und Welt verschärft. Der neusprachliche Schulmeister leidet mehr als andere unter diesem Dualismus. Innerer Zwiespalt ist die Folge, innere Entfremdung von der Stätte seiner Studien die Gefahr. Denn gegen seine Universität erhebt er nun den Vorwurf einseitiger oder unzureichender Ausbildung. Die neuen gesteigerten Aufgaben (Richtlinien von 1925) vermehren noch die Forderungen, die er an diese Aus-

1) Der Vortrag erscheint in den „Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung“, Jahrg. 1928, Heft 2.

2) Der Vortrag erscheint als Ganzes in den „Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung“, Jahrg. 1928, Heft 2.

bildung stellen muß. Die Möglichkeit, sich (in aller Freiheit und nach wissenschaftlicher Neigung) auf seine begrenzten späteren Berufsaufgaben vorzubereiten, sollte ihm auf der Universität durch weitgehende stoffliche Berücksichtigung der Schulwissenschaften nach ihren wesentlichen und eigenartigen Seiten hin geboten werden. Auch die formale Befähigung, seine Wissenschaft in schulmäßiger Form den neuen Anforderungen gemäß zu lehren, muß ihm wenigstens nach der Seite des praktischen Gebrauchs der Fremdsprache hin vermittelt werden.

Die wichtigsten Grundforderungen der Richtlinien (Kulturkunde, Konzentration, Arbeitsunterricht) sowie die fachlich-didaktischen Einzelforderungen müssen in den Gesamtstudienplan des künftigen Lehrers eingearbeitet werden können. Für wissenschaftliche Lieblingsbeschäftigung auf Seitengebieten soll er dabei volle Freiheit behalten.

Diese Notwendigkeiten in gemeinsamer, harmonischer Beratung zu besprechen, ist der Zweck des Erörterungsnachmittags. Der Berichterstat-ter gibt ihm durch eine Übersicht der Einzelprobleme Richtung und Rahmen, indem er zunächst die Möglichkeit der Verwirklichung der Wünsche der Schulvertreter, insbesondere in bezug auf die Lehrform, vom arbeitsunterrichtlichen Standpunkt aus in Betracht zieht. Den weiteren Berichterstat-tern fällt die Behandlung der stofflichen Seite der Grund- und Einzelforderungen zu.

2. Bericht von Oberstudiendirektor Dr. Adolf Krüper (Hagen):

„Voraussetzungen des kulturkundlichen Unterrichts im Englischen.“
— Nach einleitender Ausführung über die Notwendigkeit der Ergänzung nur geschichtlicher Fragestellung durch die Herausarbeitung fortwirkender Ideenwerte führt der Redner aus: Wichtigste Voraussetzung ist naturgemäß, daß die Schüler die Sprache des Volkes, in dessen Wesensart sie tiefer eindringen wollen, beherrschen. Die unzureichende sprachliche Ausbildung der Abiturienten wird sich nach Überwindung der unruhigen Reformjahre wieder heben. Vom kulturkundlichen Unterricht der Schule aus sind folgende Forderungen geltend zu machen: Der Anglist muß auf der Universität in Kulturkunde ausgebildet werden. Eine ausreichende sprachliche Ausbildung ist unbedingte Voraussetzung. Die Bemühung um psychologische Deutung der sprachlichen Erscheinungen ist gegenüber der einseitigen Betonung der historischen Grammatik als ein erfreulicher Fortschritt zu betrachten. Auch die Stilistik muß in den Kulturkundeunterricht einbezogen werden. Auch hier muß die Universität vorarbeiten. Der zukünftige Lehrer ist ferner in die englische Lebens- und Geisteswelt einzuführen: Landeskunde, Rassenkunde, Staatenkunde haben die Deutung des englischen Wesens

aus den Literaturwerken zu unterstützen. Professoren dieser Fächer sind zu entsprechenden Vorlesungen im Rahmen des englischen Kulturkreises heranzuziehen. Mit einem Wort: Der Student muß auf der Universität die Möglichkeit haben, zur Klarheit über die wesentlichen Kräfte im Fremdvolke zu gelangen. Damit ist auch zugleich ein Weg zum Begriff des deutschen Menschen gegeben.

3. Bericht von Studienrat Walter Schwabe (Lübeck):

„Konzentration und Querverbindungen.“

Der Gedanke der Querverbindungen der Unterrichtsfächer hebt auch den Studierenden aus der Vereinzelung des einseitig Sprachlichen heraus und stellt ihn in einen weiteren, umfassenderen Zusammenhang von Wissensgebieten. Diese Neueinstellung darf aber nicht durch feste Studienvorschriften zwangsweise geschehen, sondern muß auf dem Boden des Persönlich-Eigenen frei und natürlich erwachsen.

In einem Rahmen des für die Schule unbedingt Notwendigen (Neuenglisch und Überblick über die politische, wirtschaftlich-soziale und geistig-kulturelle Entwicklung Englands und Amerikas bis an die Gegenwart heran) muß die persönliche Vorliebe und Eignung des einzelnen geachtet und in der Prüfung voll gewertet werden. Von diesen persönlichen Neigungen aus findet der Berichtersteller eine natürlich-organische Verbindung der zu wählenden Lehrfächer. Aus pädagogischen und schultechnischen Gründen empfiehlt er die Verbindung zweier Fakultäten für die Oberstufe, im besonderen die Verbindung mit Deutsch, Geschichte oder Erdkunde. Für zwei Fremdsprachen nebeneinander werden die persönlichen Vorbedingungen angesichts der heutigen Forderungen selten gegeben sein. Drei Hauptfakultäten erachtet der Redner als zu weitgehend, nur eine als für die praktische Erziehtätigkeit zu wenig.

4. Bericht von Studienrat Dr. Emil Bode (Lübeck):

„Forderungen der Schule an die Lehrpraxis der Universität.“

Zu den alten Anforderungen der Sprach- und Literaturbeherrschung treten einerseits vertiefte Beherrschung der modernen Lehrmethode, andererseits und besonders die Vertrautheit mit den wichtigsten Kulturproblemen.

Eine statistische Erhebung über die Vorlesungen und Übungen der deutschen Universitäten im Jahrgang 1901/02 und 1927/28 zeigt, daß die Ausbildung der jetzt im Amt befindlichen älteren Lehrer bei weitem nicht ausreicht, daß aber auch die heutigen Vorlesungen noch viel mehr Rücksicht nehmen müssen auf die neuzeitlichen Anforderungen an den Lehrer. Die rein philologischen Vorlesungen und Übungen weisen im allgemeinen einen leichten Rückgang, die kulturkundlichen Fächer einen Zuwachs von 6 auf 13% in den Wochenstundenzahlen auf, allerdings auch nur mit Einschluß aller Kollegs in den Nebendisziplinen und

den übrigen Fakultäten. Die Amerikakunde liegt noch vielfach im argen, an zehn Universitäten waren für das laufende Jahr überhaupt keine Vorlesungen angekündigt. Der Gebrauch der Fremdsprache hat zugenommen. Die Lektorenübungen sind annähernd um das Doppelte gestiegen, doch sind immer noch manche Universitäten ohne einen zweiten Lektor.

Zu vermehren sind die Übungen in der Phonetik und in der Intonation. Zu empfehlen sind die bisher nur vereinzelt auftauchenden Diskussionskurse und Debattierklassen. In den Staatsprüfungen sollte allgemein weniger Wert auf historisch-philologische Kenntnisse als auf wissenschaftliche und praktische Beherrschung der modernen Sprache gelegt werden. Die kulturkundlichen Fächer sind wegen der Zersplitterungsgefahr nicht zu prüfen, wohl aber sind die Studierenden in alle einschlägigen Probleme einzuführen, damit sie sich später weiterbilden können. —

Professor Dr. Deutschbein (Marburg) eröffnete die Reihe der Ausspracheredner. Die Darlegungen der Berichterstatter, so führte er aus, beziehen sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart. Die Universität hat bei aller Bereitwilligkeit, die an sie gestellten Forderungen zu erfüllen, mit einer Reihe von Schwierigkeiten zu kämpfen, bei der die Schule wiederum helfen kann. Die Anstellung von Lektoren und Assistenten ist deswegen so schwierig, weil wir als neue Disziplin jede Stelle neu erkämpfen müssen. Der Redner erkennt keinen Gegensatz zwischen Forschung und Ausbildung an; bei wissenschaftlicher Arbeit im Neuenglischen ist jeglicher Dualismus aufgehoben. Ebenso ist jeder wissenschaftliche Unterricht nichts anderes als Arbeitsunterricht. Die Begriffe decken sich.

Die wissenschaftliche Umstellung kommt an sich der Schule entgegen, das kategoriale Anschauen stellt die Verbindung her.

Zur Frage: Kulturkunde oder Literatur: Wir wehren uns gegen Vielwisserei und kämpfen ebenso gegen das Vielwissen nach rückwärts (historisch) wie gegen die neue Forderung des Vielwissens in der Breite. Sprache und Literatur sind die Zentren, von denen aus an die Peripherie vorzustoßen ist. Es darf vor allem kein Bild vom Volkscharakter als fertig angeboten werden, dieses muß vielmehr aus der Lektüre gewonnen werden. Schule und Universität sind ein Organismus, allein können sie nicht bestehen

Der Ausspracheleiter, Professor Hecht, faßt die bereits geklärten Punkte zusammen: 1. Vieles Geforderte ist erfüllt oder wird erfüllt. 2. Eine Reihe von Forderungen scheitert an den zur Verfügung stehenden Mitteln. 3. Die Universität erkennt die Notwendigkeiten an, und

wenn die Schule vertraut, daß die Universität entsprechend handeln wird, sind wir schon ein gut Stück weitergekommen.

Oberschulrat Dr. Jungbluth (Koblenz): Als Schulmann kann ich das entworfene Bild von der Universität nicht anerkennen. Die Nachkriegsschwierigkeiten sind auch bei Beurteilung der Leistungen für die Universität in Rechnung zu stellen. Die Schaffung des wissenschaftlichen Menschen ist die Hauptaufgabe der Universität. Die Sprache muß geschichtlich betrachtet werden.

Prof. Dr. Dibelius (Berlin): Es bestehen doch starke Spannungen zwischen der Aufgabe der Schule und der Universität. Die Universität kann nicht darauf verzichten, das Ephemere einer Generation mit den Kulturgesetzen in Verbindung zu setzen. Unter diesen Gesichtspunkt kommt auch die ältere Literatur und Sprachgeschichte. — Dem Drang in die Weite kann nicht voll entsprochen werden. Es muß eine Mittellinie gefunden werden. Wir sehen die Gegenwart nicht ohne das Korrelat der Zukunft, das ist vielleicht eine Umstellung, die aus Vorlesungsverzeichnissen nicht zu erweisen ist. Kulturkunde steckt in den Literaturgeschichten, die keine Dichterbiographien mehr sind. — Die Universität überreicht einen Wunschzettel an die Schule: Es fehlt den Abiturienten das nötige positive Wissen. Es liegt keine Schuld vor, sondern eine überspitzte Kulturwandlung. Früher hatten wir auf dem Gymnasium die Elite der Nation. Heute wird fast für jeden Lehrling Abiturientenreife verlangt. Der verstärkte Besuch der Universität ist eine bedenkliche Auswirkung dieser Lage. Es scheint fast, als ob vom früheren Niveau aus gesehen die Universität heute an die Stelle des Gymnasiums treten müsse. In diesem Falle müßte vielleicht eine Spaltung der Universität in der Weise eintreten, daß eine Forschungsabteilung sich über dem allgemeinen Rahmen aufbaut. Die höhere Schule muß uns vor Volksschülern bewahren, denen man das wissenschaftliche Interesse nicht beibringen kann. Schrauben Sie die Anforderungen hoch!

Studienrat Schade (Berlin): Es wird heute vom Lehrer ein Zuviel im Sinne des Multa verlangt. Der Ausweg ist vielleicht doch dahin zu suchen, daß wie in Frankreich und England auch der Lehrer der höheren Schule sich nur einem Fache widmet.

Der Vorsitzende weist darauf hin, daß in der Tat die Belastung der Studierenden, die mitunter mehreren Seminaren zugleich angehören, noch schwerer ist, als Studienrat Schade es darstellt.

Prof. Dr. Fischer (Gießen): Die Amerikanistik ist eine noch zu junge Wissenschaft, als daß die verantwortungsbewußte Universität schon in früheren Jahren sie hätte vertreten können. Der Besuch der neuerdings angesetzten Vorlesungen zeigt, daß die überlasteten Studenten das neue Gebiet als etwas Fremdes empfinden. Es erscheint nicht wünschens-

wert, daß der Student auch mit Kenntnissen über Amerika vollgepfropft werde. — Um den Auslandsaufenthalt fruchtbar zu gestalten, hat die sächsische Regierung ein akademisches Büro in London eröffnet. Das Reich ist diesem Vorgehen gefolgt und der Redner bittet, in Berlin zu beantragen, daß beide Büros vereinigt werden.

Prof. Schirmer (Bonn) gibt bekannt, daß ein einheitliches Arbeiten beider Büros schon jetzt festzustellen sei.

Oberschulrat Jantzen (Breslau): Bedauerlicherweise besteht in Preußen keine Einheitlichkeit darüber, wann mit dem Lehren einer modernen Fremdsprache zu beginnen ist. In Schlesien ist für alle Schulen das Englische als 1. Fremdsprache angesetzt worden. Es ist der Universität Breslau gelungen, zwei Schulmänner als Assistenten bewilligt zu erhalten. Anträge, die mit der nötigen Tatkraft gestellt werden, dürften nicht erfolglos sein.

Eine ständige Arbeitsgemeinschaft zwischen Schule und Universität, wie sie in Niederschlesien geschaffen ist, könnte viel zur Lösung des Problems beitragen. Praktische Arbeit ist besser als Theorie. Gegenüber den Ausführungen des Ausspracheredners Oberschulrats Jungbluth, ist festzustellen, daß die Berichterstatter die von Dr. Jungbluth bekämpften radikalen Forderungen nicht gestellt haben.

Dr. Ott (Karlsruhe) stellt in eindringenden Ausführungen den Zusammenhang her mit der Kulturkrise und den aus ihr sich ergebenden Problemen.

Dr. Becker (Duisburg) behandelt Einzelforderungen der neusprachlichen Fächer für das Realgymnasium und die Oberrealschule und erhofft die Unterstützung der Vertreter der Anglistik.

Oberstudiendirektor Dr. Münch stellt in einem Schlußwort den Unterschied der von den Berichterstattern vertretenen Anschauungen von den in der Aussprache vor allem von Dr. Jungbluth bekämpften fest und betont, daß die Schule sich als Bundesgenossin der Universität fühle und in ein gemeinsames Arbeiten volles Vertrauen setze.

Von Studienrat Prof. Dr. Hartenstein (Hann.-Münden) geht folgender Antrag ein: „Die auf der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner versammelten Anglisten richten an die Leitung des nächsten Neuphilologentages in Hamburg die Bitte, für eine umfassende Zusammenstellung Sorge tragen zu wollen, die zeigt, wo und welche Mittel zur Zeit von Staat, Städten und sonstigen Stellen bereitgestellt werden zur Ermöglichung eines Auslandsaufenthalts von Neuphilologen und Studierenden der neueren Sprachen.“ Der Antrag wird einstimmig angenommen. —

In Verbindung mit den Sitzungen des englisch-amerikanischen Kulturkreises spricht 6 $\frac{1}{2}$ Uhr im Stadtparksaal Prof. Dr. Wilhelm Doegen

(Berlin) über: „**Die Bedeutung der Lautbibliothek für die Sprachforschung**“ (mit Lichtbildern):

Die Lautabteilung der Berliner Staatsbibliothek ist ein wissenschaftliches Institut, das sich die Aufgabe gestellt hat, sich mit allem Lautmaterial, das irgendwie für wissenschaftliche Zwecke in Frage kommt, zu befassen. In ihr sind die Sprachen, die Musik und die Laute von etwa 250 Erdenvölkern vertreten. Zu seiner Förderung arbeiten etwa 74 Sprachgelehrte in allen Teilen der Welt.

Der Redner veranschaulicht an der Hand von Lichtbildern und Vorführungen des Lautapparats, wie die Aufnahme der lebendigen Rede erfolgt. Dann zeigt er zum ersten Mal eine Lautkurve des englischen mundartlichen Wortes „man“, die aus der Lautplatte auf elektrooszillographischem Wege gewonnen worden ist.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9 Uhr.

Als erster Redner spricht Dr. Walther Linden (Dölau bei Halle): „**Zum Aufbau des Shakespeareschen Erlebnisses**“¹⁾:

Die Shakespeare-Forschung unserer Tage ist nicht besonders rege. Sie krankt an der Allgewalt einer Anschauung, welche Shakespeares künstlerische Kraft mit den allgemein-lebensschaffenden Mächten gleichzusetzen strebt (Goethe, Romantik) oder ihm die universalste Beobachtungs- und Nachahmungsgabe zuschreibt (Dilthey). Aufgabe ist es, die wesenhafte Individualität Shakespeares zu erfassen.

Es gibt Ideale Shakespeares, lebendige Werte, aus denen heraus er das Leben erfaßt. Im Erlebnis der ersten Stufe (Historien- und Lustspielzeit) waltet die ideale Voraussetzung einer sinnlich-geistigen Natureinheit, in der Äußeres und Inneres sich entspricht. Ein dreifaches Ideal ist erkennbar: Ideal der männlichen Persönlichkeit (der frische, weltkräftige, lebensheitere Mensch, der das Schicksal hinzunehmen, aber auch mit ihm sich auseinanderzusetzen weiß — Typus Heinrich V.), Ideal der Frauennatur (harmonische Vereinigung von Schönheit, Herzensgüte und frischer Wehrhaftigkeit des Geistes), Ideal des Staates (einheitlich geschlossener Naturorganismus, aristokratische Spitze, aber „edle Rücksicht“ gegen das Volk), das sich ausweitete zum Ordnungsgedanken in der gesamten Welt. Diese Ideale herrschen in gewissen Werken der ersten Periode, in andern, zwischengelagerten, streben die Elemente des Seelenhaften und Gedanklichen aus der sinnlich-geistigen Natureinheit heraus und drohen sie zu sprengen. Regelmäßige Aufeinanderfolge sinnhaft-einheitlicher und seelenhaft-dissonierender Werke.

1) Der Vortrag wird im „Shakespeare-Jahrbuch“, Bd. 64 veröffentlicht.

Erlebnis der zweiten Stufe (Tragödienzeit): die sinnlich-geistige Natureinheit bricht auseinander. Im männlichen Ideal wird die Instinktsicherheit gebrochen (Hamlet, Macbeth), in den weiblichen Gestalten weicht Herzensgüte einerseits, Wehrhaftigkeit andererseits auseinander (Ophelia, Desdemona, Cordelia—Regan, Goneril, Kleopatra), die Gemeinschaft zerspaltet sich im Widerstreit von Individuum und Volk (Coriolan) oder im Zwiespalt aller (Troilus und Cressida). Zwiespalt von Äußerem und Innerem, von Wirklichkeit und Seele, von Sinnen und Geist — Doppeltum der Welt zwischen äußerem Schein und innerer Wahrheit. Zweifel am Sinn der Welt.

Dritte Stufe (romantische Schauspiele): Neue Natureinheit in Traum und Ahnung erschaut, Hoffnung auf ein frisches Geschlecht und kommende Versöhnung. —

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seinen tiefdurchdachten und formal ausgezeichneten Vortrag: es sei äußerst begrüßenswert, daß der Vortragende die Bedeutung der geisteswissenschaftlichen Methode so deutlich habe zeigen können.

Als zweiter Redner spricht Studienrat Richard Schade (Berlin) über: „**Das Verhältnis des Engländers zum viktorianischen Zeitalter**“:

Obwohl die Königin Viktoria keinen unmittelbaren Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt hat, wird sie doch als deren Repräsentantin empfunden. Das eigentliche viktorianische Zeitalter war schon etwa 10 Jahre vor ihrem Tode zu Ende: 1890 kann als Geburtsjahr einer neuen Epoche betrachtet werden. Die neue Zeit stand zu der alten in scharfem Gegensatz. Man empfand ihre Unkompliziertheit als kindlich, ihren optimistischen Idealismus als verlogen, die Belastung der Kunst mit Spekulation als unkünstlerisch. In Reaktion dagegen entsteht die Kunst Oscar Wildes (ihr Prinzip: *L'art pour l'art*). Ähnliche Tendenzen werden von dem Kreise um das Yellow Book verfolgt; hier wirkt französischer Einfluß stark im Gegensatz zum germanischen Charakter des verflommenen Zeitalters: realistische Anschauung wird herrschend. Zur gleichen Zeit dringt der Sozialismus vor in Opposition zum christlich-gefärbten Liberalismus. Unter seinem Einfluß wird das Denken international. Ebenso wird der Blick des Imperialisten auf ferne Weltteile gerichtet. So erscheint das viktorianische Zeitalter kleinbürgerlich und national beschränkt. Dies war die Stimmung im Anfang des neuen Jahrhunderts. Der Krieg verschärft den Gegensatz: Die viktorianische Zeit erscheint typisch deutsch und unenglisch. — Der Krieg führt eine neue Zeit herauf. Man gewinnt historischen Abstand zur Vergangenheit; man lernt die viktorianische Zeit gerecht beurteilen; die ironische Haltung schlägt in Sympathie um, die in bedeutenden kritischen Werken zum Ausdruck kommt. —

Als nächster Redner spricht Dr. Karl Arns (Bochum) über das Thema: „**Katholischer Geist im neuen englischen Schrifttum**“:

Die Bedeutung des Katholizismus im neuen England wird von festländischen katholischen Kreisen gern überschätzt. Gewiß entfaltet der Katholizismus in den letzten Jahren in England eine energische und erfolgreiche Werbetätigkeit, aber überwältigende, zahlenmäßige Erfolge und Massenbekehrungen werden auch in Zukunft durch die verschiedensten Umstände verhindert. Ebenso müssen wir uns hüten, von einer neuen, bodenständigen, schöpferischen, in sich geschlossenen katholischen Literatur zu reden, die als Ausschnitt aus der englischen Literatur etwa der keltischen Renaissance an die Seite zu stellen wäre. Schon aus dem Grunde, weil die Hauptwerber zum größeren Teil ja nicht Katholiken von Haus aus sind, sondern Konvertiten und besonders konvertierte Kleriker, welchen die Apologetik wichtiger ist als die Literatur. Und was die beiden lautesten Rufer im Streite, Chesterton und Belloc, angeht, so ist auch Chesterton Konvertit und Belloc Franzose seiner Herkunft nach. Ihr Einfluß hat in den letzten Jahren erheblich nachgelassen, seit Jahren haben sie keine neuen Gedanken geäußert. Neben ihnen finden wir aber eine ganze Reihe origineller Köpfe, besonders unter den durch die Werbung für den katholischen Gedanken bedeutenden „miscellaneous writers“, wie Father Martindale und Father Ronald Knox. In der Lyrik wirkt sich das katholische Erleben am reinsten und unmittelbarsten aus. Das Feld der Dramatik ist dagegen dürr und unfruchtbar. Im Roman entspricht die Quantität nicht der Qualität. Von den drei Romantypen 1. dem tendenzlosen Roman, 2. dem Roman mit bewußt katholischer Moral, 3. dem absichtslosen, sich nur in katholischer Sphäre bewegendem Roman, ist der dritte der erfreulichste. Seine Vertreter sind Lucas Malet, die Tochter des Romhassers Kingsley, und Maurice Baring. Der große katholische englische Epiker ist bis jetzt noch nicht erschienen, er ist aber vielleicht noch eher zu erwarten als ein zweiter Francis Thompson oder gar als ein englischer Calderon.

Dr. Kirchner (Jena) weist auf Mackenzies Roman „Sinister Street“ hin, worauf Dr. Arns erwidert, daß er sich darauf beschränkt habe, neue Ausblicke zu entbieten und das von Fehr bereits Festgestellte nicht wiederholen wolle. —

Prof. Dr. Wilhelm Dibelius (Berlin) beschließt die Reihe der Redner mit einer Charakterisierung des „**Kolonisationstypus von Neuseeland**“:

Neuseeland, das kleinste der englischen Dominions, ist besonders geeignet, die typische Entwicklung weißer englischer Kolonien zu veranschaulichen.

England strebt nicht in erster Linie nach Flaggenhissung. Neuseeland war englisches Einflußgebiet eigentlich seit der Besiedlung Australiens

(1787). Die englische Flagge dagegen wurde erst gehißt, als die Wahrscheinlichkeit bestand, daß Frankreich den Engländern zuvorkommen würde.

Die ganze Siedlungsgeschichte Neuseelands ist erfüllt von heftigen Konflikten zwischen den Ansiedlern und der Heimatregierung. Letztere vertritt dabei eine durchaus verständige Politik. Sie geht darauf hinaus, die Rechte der Eingeborenen gegenüber dem gierig zugreifenden Landhunger der neuen Kolonisten zu schonen und den Grund und Boden, d. h. alle Zukunftswerte der Kolonie möglichst für die Zukunft aufzusparen, nicht sofort an die Ansiedler zu verschleudern. Die Einführung der verantwortlichen Selbstverwaltung in Neuseeland (1853) bedeutet hier wie in Australien die Auslieferung aller Gegenwartswerte an einen landhungrigen, alle Rechte der Eingeborenen mit Füßen tretenden Kapitalismus. Folgen sind die schweren Maorikriege (1860—71).

Es ist in Neuseeland nicht zur Gründung einer anglikanischen Kirche nach englischem Muster gekommen, obgleich die Kirche bei der Kolonisation stark beteiligt war. Die anglikanische Kirche ist vielmehr nur eine von den verschiedenen religiösen Körperschaften. Sie hat nicht dieselbe Stellung wie in England erwerben können, weil die Ansiedler zum großen Teil aus der nonkonformistischen englischen Mittelklasse stammten. Der schottische und der irische Einfluß ist daher sehr bedeutend, auch der Katholizismus spielt eine Rolle. Auf Schulbildung wird von Anfang an sehr viel größerer Wert gelegt, als dies in England der Fall war.

Gegenwärtig vollzieht sich in Neuseeland ebenso wie in Australien seit etwa 1890 die Rückeroberung von Grund und Boden durch die Allgemeinheit, die mit Hilfe von Steuer- und Landgesetzen aller Art den Großgrundbesitzern den Grund und Boden wieder abnimmt. Diese Politik hat schon sehr große Erfolge erzielt. Hand in Hand geht damit ein starkes Vordringen des politischen Einflusses der industriellen Arbeiterschaft (ebenso wie in Australien).

Die Ereignisse in den Kolonien finden eine völlige Parallele in der gegenwärtigen Umbildung des englischen Staates, in England selbst. Die mittleren Schichten sind auch in England in kirchlicher Hinsicht vertreten durch die Dissenters. Die Arbeiterschaft ist auch hier sozial im Fortschreiten begriffen. Die Erfahrungen, die man mit der Auswirkung sozialer Gesetze in Australien und Neuseeland macht, wirken auch auf das Mutterland (Preisfestsetzung, Schiedsgerichte, Monopol der Gewerkschaften, Achtstundentag). —

In der anschließenden Aussprache erläutert der Vortragende auf eine Anfrage von Oberstudiendirektor Dr. Münch (Hannover) den Zusammenhang des neuseeländischen Bildungswesens mit den englischen Univer-

sitäten. Die vier Colleges, verwaltungsmäßig untereinander verbunden, unterstehen den englischen Universitäten und bekommen die zu bearbeitenden Prüfungsaufgaben von diesen gestellt.

Prof. Dr. Schöffler (Köln) verweist auf das Nichtwissen des englischen Mittelstandes hinsichtlich der englischen Kolonien.

Der Vorsitzende, Prof. Hecht, dankt dem Vortragenden für den lehrreichen Blick in die englische Kolonialgeschichte und gibt dem Wunsche Ausdruck, daß der Vortragende der deutschen Forschung ein Werk über die englischen Kolonien schenken möge. Er faßt dann die Ergebnisse der Abteilungssitzungen zusammen: Der Rückblick auf die Tagung wird den von vornherein bestehenden Plan deutlich gemacht haben: die Aussprache der Abteilung einzustellen auf das Leben. Er hofft, daß die gestellte Aufgabe gelöst worden ist, und dankt allen, die ihre Kräfte in den Dienst dieser Aufgabe gestellt haben. Der Aussprachenachmittag hat bewiesen, daß ein unüberbrückbarer Zwiespalt zwischen Universität und Schule nicht besteht. Diese Überzeugung sei ein Gewinn unserer Tagung, und er hoffe, daß aus dem gegenseitigen Vertrauen sich gemeinsame fruchtbare Arbeit für die Zukunft ergeben werde. Möge jeder, wo immer er auch im entferntesten Teil deutschen Landes an verantwortungsvoller Stelle stehe, das Gefühl heimtragen, daß in unseren deutschen Universitäten lebendigstes Wort gepflegt wird, daß wir uns nicht verkriechen hinter Dingen, deren Wert nicht bestritten werden soll, die uns in unserer Zeit aber keine ausschließliche Förderung mehr sein können. „Es ist gewiß der größte Gewinn dieser Tagung, wenn Sie mit heimtragen das Vertrauen auf das Wirken der deutschen Universitäten, so wie wir trotz aller Kritik durchdrungen sind von dem Vertrauen auf das Wirken der deutschen Schule!“

Mit Dankesworten von Prof. Dibelius für die Leitung und die geleistete Vorarbeit wird die Arbeit der Abteilung beendet.

6. Abteilung: Romanischer Kulturkreis.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3¹/₂ Uhr.

Nach der Eröffnung durch Prof. Dr. Hilka werden die bisherigen Obmänner wiedergewählt. Ehrenvorsitzender wird Geheimrat Prof. Dr. Appel (Breslau). Als erster Redner spricht Prof. Dr. Karl Jaberg (Bern) über: „**Sprachliche Landschaftstypen**“:

Als Grundlage für seine Darlegungen benutzt der Redner hauptsächlich die Materialien des im Druck befindlichen „Sprach- und Sachatlases Italiens und der Südschweiz“. Er sucht neue Gesichtspunkte zu gewinnen für die Beurteilung der sprachlichen Gliederung im allgemeinen, für die sprachliche Gliederung Italiens und der Südschweiz im besonderen. Dabei beschränkt er sich im wesentlichen auf die lexikologischen Erscheinungen. Der Vortrag wird von der Projektion einer Anzahl von Kartenbildern begleitet, ohne deren Wiedergabe eine ausreichende Zusammenfassung des Inhaltes kaum möglich ist.

Es werden sprachliche Zellenlandschaften, Provinziallandschaften, Kolonisationslandschaften, Expansionslandschaften, periphere und zentrale Reliktlandschaften und Zwischenlandschaften unterschieden und ihr allgemeiner Habitus sowie ihre Entstehung untersucht. Die Zellenlandschaft charakterisiert sich durch den sprachlichen Kleinbetrieb, der sich wie im Wallis um kleinste regionale Zentren gruppiert. Der Provinziallandschaft ist die relativ scharfe Umgrenzung und sprachliche Geschlossenheit eigen (Bündner-Oberland und Engadin). Die Kolonisationslandschaft entsteht da, wo eine ältere Mundart- oder Sprachstufe einer importierten jüngern Entwicklungsstufe weicht, was der Redner am Beispiel Südkalabriens, Siziliens, Nordsardiniens und Korsikas darstellt. Es wird auf die Gleichartigkeit der Erscheinungen in diesen Gebieten hingewiesen und das Problem der Entstehung und Entwicklung der italienischen Schriftsprache in neuer Beleuchtung gezeigt. Eine typische Expansionslandschaft ist die Lombardei mit dem Irradiationszentrum Mailand. Als Beispiel für die periphere Reliktlandschaft dienen das norditalienische und rätomanische Alpen-Randgebiet, für die zentrale Reliktlandschaft die nördlichen Abruzzen, welche letztere als bessere Bewahrer lateinischen Sprachgutes erscheinen als Rom selbst. Die Zwischenlandschaft tritt besonders da auf, wo eine jüngere sich über eine

ältere Mundart schiebt. Sie ist durch die sprachliche Unsicherheit charakterisiert, die zu allerhand sprachlichen Verballhornungen, semasiologischen Abirrungen, anormalen Bedeutungsdifferenzierungen, lautlichen Entgleisungen, Kontaminationen u. dgl. führt. —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Gerhard Rohlf (Tübingen) über „**Sprache und Kultur**“¹⁾:

Der Redner sucht zu zeigen, wieweit im Sinne der Richtlinien eine kulturgeschichtliche Vertiefung der Sprachwissenschaft mit Erfolg betrieben und der Schule für die Praxis empfohlen werden kann. Zu einer kulturellen Durchdringung der Sprachwissenschaft eignet sich nicht jedes Gebiet in gleicher Weise. Wie gefährlich und unsicher es ist, sprachkulturellen Zusammenhängen auf dem Gebiet der Syntax und der Lautlehre nachzuspüren, zeigen uns die sprachphilosophischen Arbeiten von Karl Vossler. Sehr viel günstiger (weil klarer erkennbar) liegen für den Forscher die Verhältnisse auf dem Gebiet der Wortgeschichte.

Die Bedeutung des Lehnwortes für die Erkennung kultureller Zusammenhänge kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Reliktwörter und mundartliche Elemente in der Schriftsprache ergänzen das Bild. Die Ortsnamenforschung ist dazu berufen, uns Aufklärung über die Siedlungsgeschichte und ehemalige Verkehrsverhältnisse zu geben. Die Bedeutungslehre enthüllt uns die Entwicklung der Kultur in ihren einzelnen Stadien und gibt uns höchst wertvolle Einblicke (Metapher!) in die Phantasiekraft des sprechenden Volkes. Durch eine nähere Beschäftigung mit den „Sachen“ tritt der Sprachforscher in engste Berührung mit dem Ethnographen und dem Archäologen. Aus dem Sprachlichen gewinnen wir Rückschlüsse auf das Sachliche, und das Sachliche hilft uns, sprachliche Rätsel zu lösen. Besonders eingehend behandelt wird die Frage, wieweit eine Förderung sprachwissenschaftlicher Erkenntnis durch Heranziehung der Volkskunde möglich ist. Dabei zeigt sich, daß viele bisher dunkle Probleme erst durch eine Befragung der Volksseele eine endgültige Aufklärung erfahren. Wer die Namen des Wiesels, des Alpdruckes, des Regenbogens, des Schmetterlings usw. verstehen will, muß sich tief in die Anschauung des abergläubischen Volkes hineinarbeiten. — Der Vortragende schließt mit der Mahnung, daß auch in den Universitätsvorlesungen hinter Syntax und Lautlehre die Wortgeschichte nicht mehr zu kurz kommen dürfe. —

Den dritten Vortrag hält Studienrat Dr. Willy Grabert (Berlin) über: „**Wege und Ziele der Kulturkunde im französischen Unterricht**“:

Die kulturkundliche Betrachtung im französischen Unterricht will den lebendigen Menschen als Ausdruck der in der fremden Kultur wir-

1) Der ganze Vortrag (mit Anmerkungen) ist inzwischen erschienen bei G. Westermann, Braunschweig, 1928.

kenden Grundhaltungen und Grundkräfte durch Sprache, Literatur und Kunst und im Spiegelbilde politischer, ethischer und religiöser Fragen erkennen. Im Lehrenden selber muß die Wertgesinnung der fremden Kultur ruhen, wenn diese im Unterricht in den Schüler übergehen soll. Die kulturkundliche Betrachtung unterscheidet sich von der Literaturgeschichte dadurch, daß sie nicht nur die historische Entwicklung aufzeigen, sondern auch von der Gegenwart aus die bedeutsamen Züge des fremden Volkscharakters im Kunstwerk deuten will. Zugleich wird ein Bild von den Grundlagen französischer Kultur gegeben. Alles Konstruktive ist zu vermeiden. Das Bild von der fremden Volkheit ist allmählich in der Kritik an den Texten herauszuarbeiten. Dabei ist auf das große römische und griechische, das politische und künstlerische Erlebnis des französischen Volkes hinzuweisen. Auch die nordischen Einflüsse haben manche Schattierungen geschaffen. Vier Grundhaltungen sind zu unterscheiden, denen ebenso vier große deutsche Lebenshaltungen gegenüberstehen. Wir sprechen im Französischen von einer pathetisch-rhetorischen, von einer satirisch-ironischen, von einer gesellschaftlich-lehrhaften Lebenshaltung und schließlich von einem anmutig gefälligen Lebensstil. Diesen Geisteshaltungen stehen im Deutschen gegenüber: der Sinn für bescheidene Zurückhaltung und Ehrfurcht, für Humor, eine Vorliebe „immer für sich zu sein“ und der Sinn für Schlichtheit und Natürlichkeit. Im Lichte solcher Geisteshaltungen werden die Gestalten und Ausdrucksformen französischer Art unmittelbar lebendig zum Schüler sprechen. Die Schattierungen innerhalb dieser Grundkräfte werden Besonderheiten ergeben und gerade in diesen Differenzierungen französisches Wesen am eindringlichsten erschließen. So wird es möglich sein, die großen literarischen Geistesströmungen wie Klassik, Aufklärung und Romantik von innen her zu beleben, ihre Übergänge und Überschneidungen zu erklären, dabei aber immer die großen Linien im Auge zu behalten.

In der anschließenden Erörterung weist Prof. Ebeling (Kiel) darauf hin, daß die Kulturkunde in der Schule wegen der zu geringen Stundenzahl und noch aus anderen Gründen leider nicht in dem Maße betrieben werden könne, wie der Redner es wünsche.

Schluß der Sitzung 6 $\frac{1}{4}$ Uhr.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Als erster Redner spricht Studienrat Dr. Otto Schumann (Frankfurt a. M.) über das Thema: „Zur Beurteilung der Carmina Burana“:

Die Handschrift der Carmina Burana (Clm. 4660) ist von Schmeller 1847 sehr unzulänglich herausgegeben worden. Völlig verkehrt ist bei Schmeller

insbesondere die Reihenfolge der Texte. Darüber hat W. Meyer gehandelt in den „Fragmenta Burana“ (1901); Ergänzungen und Berichtigungen dazu von Schumann, GRM 14 (1926), S. 418ff. Die Handschrift ist im wesentlichen nach dem Inhalt ganz planmäßig angeordnet. Vier große Abteilungen sind zu unterscheiden: moralisch-satirische Dichtungen, Liebesgedichte, Trink-, Spieler- und Vagantenlieder und geistliche Dramen. Daß die Handschrift in Bayern geschrieben ist, erweist der Dialekt der deutschen Texte; eine nähere Lokalisierung war bisher noch nicht möglich. Aus den deutschen Texten ergab sich ferner, daß die Handschrift nicht um 1230, sondern erst gegen 1300 geschrieben ist. Die Annahme, daß „Vaganten“ die Niederschrift besorgt hätten, ist ebenso abzuweisen wie die, daß in der Hauptsache „Vaganten“ die Verfasser seien; man sollte überhaupt die Begriffe „Vagant“, „Scholar“ und „Kleriker“ nicht ohne weiteres gleichsetzen und die Bezeichnung „Vagantendichtung“ einschränken auf die Trink-, Spieler- und Bohémepoesie. Mannigfaltig wie Inhalt und Form ist auch der Wert der Gedichte, wobei wir freilich nicht ohne weiteres den Maßstab unseres Geschmackes anlegen dürfen, da das Mittelalter auf die Form ein viel größeres Gewicht legte als wir. Literaturgeschichtlich von besonderer Bedeutung sind einige der deutschen Texte, fast die einzigen Reste einer vor-, neben- und unterhöfischen Dichtung, die aber nicht „primitive Gemeinschaftspoese“, sondern „gesunkenes Kulturgut“ ist. Bei den lateinischen Texten läßt sich durch genaue Analyse des Inhalts, der dichterischen Form und des Stils, wie sie die von A. Hilka und O. Schumann vorbereitete Neuausgabe bringen wird, wenigstens für einige Gruppen Identität des Verfassers wahrscheinlich machen. Diese Ausgabe wird unter Heranziehung der umfangreichen Parallelüberlieferung alle Stücke kritisch herstellen und kommentieren. Erst wenn die mittelalterliche weltliche Lyrik in der Hauptsache zuverlässig ediert ist, wird man an die weiteren Probleme herantreten können, vor allem an die Frage, ob der lateinischen oder der vulgärsprachlichen Dichtung die Priorität zuzuschreiben ist. —

Es folgt dann der Vortrag von Prof. Dr. Adalbert Hämel (Würzburg) über: „**Französische und spanische Heldendichtung**“¹⁾:

Die bisherige Forschung läßt die kulturellen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien erst mit dem Ende des 11. Jahrhunderts beginnen. Da aber nach Menéndez Pidal eingehenden Untersuchungen bereits zu Beginn des 11. Jahrhunderts spanische Heldenlieder bestanden haben, könnten sie nur aus der Tradition erwachsen sein. Die Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich sind aber viel älter als

1) Der Vortrag ist in den „Neuen Jahrbüchern“ (Teubner, Leipzig) Band IV (1928) S. 37—48 erschienen.

man bisher annahm, und die militärischen Züge Frankreichs nach Spanien sind seit Karl dem Großen nicht mehr nennenswert unterbrochen worden. Ebenso gehen die kirchlichen Beziehungen bestimmt bis ins 9. Jahrhundert zurück, ja sogar eine Anteilnahme französischer Mönche an der Gründung und Ausgestaltung der Wallfahrt nach Santiago ist sehr wahrscheinlich. Im Gefolge der Ritter und Mönche sind aber schon damals Sänger mit über die Pyrenäen gezogen. Der Pilgerweg nach Santiago ist daher schon sehr früh zum kulturellen Bindeglied zwischen Frankreich und Spanien geworden. Spanien kann also schon sehr früh von Frankreich her beeinflußt worden sein, aber auch Frankreich kann von Spanien her Anregungen erhalten haben. Für die letztere Annahme spricht vor allem die Tatsache, daß in Frankreich gar nichts an ursprünglicher Poesie erhalten ist, während in Spanien die primitiven Formen romanischer Epik, „das kurze, ametrische Epos“, erschlossen werden können. Auch der starke eigenartige Geist der altspanischen Epik stützt die Annahme der selbständigen Entwicklung der spanischen Poesie. Dieser Geist wird charakterisiert in einer Gegenüberstellung des Poema del Cid mit der Chanson de Roland. Ein Punkt wird besonders betont: das Verhalten des Helden und damit des Dichters gegenüber dem nichtchristlichen Gegner. Es ergibt sich, daß die spanische Poesie ursprünglich viel toleranter war als die französische.

Wie sich der Einfluß Frankreichs auf die spanische Heldendichtung auswirkt, wird dann für die Zeit vom Beginn des 12. Jahrhunderts ab in den einzelnen Phasen klargelegt. Besonders deutlich zeigt sich die geistige Einstellung beider Länder gegen Ende des Mittelalters: Frankreich ist fortschrittlicher als Spanien. Spanien pflegt deshalb viel länger als Frankreich die alte Poesie und hat sie im Grunde bis heute nicht vergessen (Romancero). Aber wenn auch die französische und spanische Dichtung im Mittelalter aus ein und derselben Quelle gespeist werden, so macht sich doch schon damals die verschiedenartige geistige Einstellung geltend.

Auch die Verhältnisse in der germanischen Poesie werden zum Vergleich herangezogen. Zum Schluß wird besonders betont, wie wichtig es sei, bei den Problemen der Heldendichtung die Verhältnisse in der Gesamtromania vor Augen zu haben. —

Im Anschluß an diesen Vortrag spricht Prof. Dr. Karl Strecker (Berlin) über: „**Mittellatein und die höhere Schule**“¹⁾:

Der Redner will Ratschläge geben, wie die Schwierigkeit überwunden werden kann, daß an den höheren Schulen mittellateinische Texte von Herren behandelt werden sollen, die diesem Gebiet fernstehen.

1) Der Vortrag erscheint in überarbeiteter Form unter dem Titel „Einführung in das Mittellatein“, Berlin, Weidmann, 1928.

Von den bisher erschienenen mittellateinischen Lesebüchern genügen die meisten wissenschaftlichen Ansprüchen nicht. Die Verfasser müssen tiefer in die durchaus nicht leicht verständliche mittellateinische Literatur eindringen. Ein den Bedürfnissen genügendes mittellateinisches Wörterbuch gibt es nicht, und der begonnene Thesaurus linguae latinae medii aevi wird auch nur für die Zeit bis 1000 Hilfe bringen, für die spätere Zeit wird man sich wie bisher behelfen müssen. Um sich in der mittellateinischen Grammatik zurechtzufinden, muß man eine Vorstellung von dem Wesen und der Entstehung des Mittellateinischen zu gewinnen suchen, wofür L. Traube, Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters (1911) empfohlen wird. Knapp und am befriedigendsten sind die wichtigsten grammatischen Regeln zusammengefaßt von Ch. Beeson in der Vorrede seines Primer of Medieval Latin (1925). Wichtig ist es, sich in die mannigfachen Formen einzuleben, die das Mittellatein für Vers und Prosa entwickelt hat, wofür auf die Arbeiten von W. Meyer verwiesen wird. Einen Überblick über die Literatur der älteren Zeit erhält man aus der Literaturgeschichte von M. Manitius, von der hoffentlich bald der dritte Band erscheinen wird; für die jüngere Zeit sind noch immer G. Gröbers Zusammenstellungen im Grundriß der romanischen Philologie und der alte Polykarp Leyser unentbehrliche Hilfsmittel; eine Neubearbeitung des letzteren ist nicht empfehlenswert, wohl aber wäre eine knappe, jedoch wissenschaftliche Übersicht über das 12. bis 14. Jahrhundert sehr wünschenswert; sie könnte natürlich nur vorläufig sein, da ein großer Teil des zu verarbeitenden Materials noch in den Handschriften steckt. Über die mittellateinische Dichtung ist in Deutschland eine stofflich geordnete Übersicht (von K. Strecker) im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte erschienen (Berlin, W. de Gruyter & Co.). Daneben muß durch erklärende, aber wissenschaftliche Ausgaben ein tieferes Verständnis dieser Literatur ermöglicht werden. —

In der Aussprache wies Prof. Appel (Breslau) auf die Notwendigkeit hin, daß den Studierenden schon die Möglichkeit geboten werde, sich Kenntnisse im Mittellateinischen zu erwerben und diese auch bei Doktor- und Staatsprüfung in einem besonderen Prüfungsfach nachzuweisen.

Als letzter Redner spricht Studienrat Dr. Karl Steinweg (Halle) über: **„Held und Handlung im griechischen und im klassizistisch-französischen und deutschen Drama“**:

Ausgehend von der Unsicherheit, die über die Begriffe Held und Handlung, besonders im griechischen Drama, herrscht, zeigt der Vortragende, daß die verschiedenen Arten dramatischer Kunst auch verschieden geartete Handlung haben müssen. Erst die Erkenntnis der Idee eines Kunstwerkes, besonders aber einer Tragödie, als der höchsten Form der

Kunst überhaupt, und der Art, wie sie verwirklicht worden ist, führt zum rechten Begriff von Held und Handlung. — Nicht der Titelheld, auch nicht die gefühlsmäßig voranstehende Person, wie z. B. bei Sophokles Antigone oder Philoktet, bei Euripides Andromache, ist der Held des Stückes, sondern die am stärksten mit Leid verfolgte Person. Sie erfüllt den griechischen Begriff der Tragik und damit auch ihre Aufgabe als Held der Handlung. Die griechische Tragödie ist ein Qualdrama, und seine Technik besteht in gesuchter Steigerung der Qual. Diese Technik nahmen die Dichter des französischen Klassizismus wieder auf und wandten sie auf das liebende Weib an, das so bei den Griechen keine Rolle spielte. Bei Racine haben im „Bajazet“ und „Mithridates“ nicht diese Titelhelden, sondern Roxane bzw. Monime die Hauptrolle inne. Goethe folgte wiederum Racine der Idee nach und auch technisch, nur mit größtmöglicher Steigerung der Idee und Verfeinerung der Technik. Seine Iphigenie und sein Tasso sind Qual- und Seelendramen, und im Tasso ist nicht der Dichter, sondern die Prinzessin der Held. Das zeigt Wagner im Tannhäuser, wo er das Tassoproblem, erhöht durch seine Musik, weiterführt und abschließt. So wird die Gestaltung von Held und Handlung von der Antike her immer weiter vervollkommenet, und die Tragödie findet im Seelendrama mit seiner eigenartigen Handlung ihre höchste Steigerung und damit auch der Begriff von Held und Handlung seine Entwicklung zur Höhe in deutscher Kunst und zwar aus griechischer Wurzel heraus.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September um 3¹/₄ Uhr.

Als erster Redner spricht Prof. Dr. Alfred Pillet (Königsberg i. Pr.) über: „Anatole France“:

Er versucht die äußeren Schicksale und die ziemlich schwer erkennbare geistige Entwicklung von France darzustellen. In diesem Zusammenhang beleuchtet er die einzelnen Werke und würdigt sie kritisch. Er scheidet zwischen vergänglichen Leistungen und solchen, die voraussichtlich bleiben werden. Schon jetzt ist zu sehen, daß France die bedeutendste Erscheinung in der französischen Literatur zwischen Naturalismus und moderner Richtung ist, und daß er mit Flaubert und Zola zu den Hauptvertretern dieser Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört. Sodann wird ein Gesamtbild von seiner Persönlichkeit gegeben, wie sie aus mancherlei sehr verschiedenartigen Veröffentlichungen der letzten Jahre sich herauskristallisiert, von seinem Bildungsumfang, seinen Anschauungen und Bestrebungen; dabei wird besonders auf sein Verhältnis zur Religion, zum Staat und zum Sozialis-

mus eingegangen. Zum Schluß wird erörtert, warum der Dichterphilosoph nicht mehr der heutigen Zeit genügt, aber auch anerkannt, daß seine vielberufene Kälte übertrieben wird, und daß seine skeptische Haltung ideengeschichtlich bedeutsam ist. —

Im Anschluß an diesen Vortrag spricht Prof. Dr. Heinrich Gelzer (Jena) über: „**Den jungkatholischen Gedanken im geistigen Leben des heutigen Frankreich**“¹⁾:

Mit der Trennung von Kirche und Staat 1905 schien das rote Frankreich gesiegt zu haben. Aber noch vor dem Kriege, dann verstärkt in und nach dem Kriege zeigt sich die katholische Reaktion. Durch die Teilnahme der Geistlichen am Kriege mit der Waffe gewann der Klerus Einfluß auf die Jugend und die breiten Schichten des Volkes (32700 mobilisierte Geistliche, 4618 gefallen). Eine neue Geistlichkeit, z. T. aus dem Volk stammend, zeigt einen neuen Eifer und neue Begeisterung für ihre Mission. Die Regierung zeigt ein gewisses Entgegenkommen dem Katholizismus gegenüber z. B. in der Wiederaufnahme der Beziehungen zum Vatikan, was aber politisch Frankreich sehr zugute kommt. Eine Schwierigkeit im Verhältnis der Regierung zur katholischen Kirche ist entfernt, indem die Kirche von der Action française abrückte wie früher von Marc Sangnier. Die jungkatholische Bewegung will eine rein katholische Aktion sein, die nicht in die Parteien verflochten ist. Sie ist gestützt durch einen gewaltigen Aufmarsch der katholischen Kräfte: der Geistlichkeit, der katholischen großen Führer, der katholischen Laien, die in vielen Verbänden organisiert sind, vor allem in der Fédération nationale catholique unter General Castelnau. Dazu die katholische Presse und die katholische Dichtung. Sie knüpft an Peguy Ernest Psichari, Emile Clermont (beide im Kriege gefallen) und vor allem an Emile Baumann, mit seinem stärksten Werke „L'immolé“, an. Von jüngern ist Georges Bernanos zu nennen. Sie stellen dar: „la vie catholique elle-même, vécue de l'intérieur, sentie dans ses exigences et ses profondeurs“.

Es geht hierbei nicht nur um einen Kampf der Weltanschauung, sondern um das weltpolitische Existenzproblem Frankreichs, um die Bevölkerungsfrage Frankreichs. Tatsache ist die Entvölkerung des flachen Landes, so daß weite Strecken brach liegen. Das ungeheure Anwachsen der Fremdenziffer ist keine Hilfe. Neben den Geburtenunterschußgebieten gibt es Geburtenüberschußgebiete. Das wichtigste Überschußgebiet ist die Bretagne. Daher erfolgt die Binnenkolonisation von Bretonen im Périgord. Das Geburtenrückgangproblem ist ein moralisches Problem, nicht etwa ein wirtschaftliches oder rassisches Problem. Und die Geburtenüberschußgebiete sind katholische Gebiete.

1) Wird in der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht“ erscheinen.

So sehen die französischen Katholiken im katholischen Gedanken den entscheidenden Faktor für eine Wiedergeburt Frankreichs. —

Als letzter Redner spricht Privatdozent Dr. Hellmuth Petriconi (Frankfurt a. M.) über: „**Den spanischen Roman im 20. Jahrhundert**“:

Wie im 19. nimmt auch im 20. Jahrhundert die spanische Literatur an der gemeineuropäischen Geistesentwicklung teil. Der Roman wandelt sich im Anschluß an die lyrische Bewegung des Symbolismus und Expressionismus und entfernt sich seit 1900 immer weiter von den realistischen Vorbildern der vorigen Periode. In der „Generation von 1898“ bricht Baroja zunächst mit der bisherigen „dramatischen“ Kompositionsart, indem er in „Silvestre Paradox“ das freie Nebeneinander des alten Schelmenromans erneuert. Entsprechend tritt bei ihm die Darstellung bewußter Willenshandlungen hinter einer assoziierenden Psychologie des Unbewußten zurück. Unamuno behält zwar das alte Schema bei, begründet aber die geschilderten Konflikte zugleich metaphysisch. Azorín löst den Roman in eine Folge persönlicher Stimmungen und Betrachtungen auf. Auch der um ein Jahrzehnt jüngere Pérez de Ayala kann auf eine eigentliche Handlung verzichten, er stellt Vertreter verschiedener Anschauungen in nicht länger wirklichen, nur mehr poetisch wahren Gestalten einander gegenüber. Gómez de la Serna begründet einen rein expressionistischen Roman, der nicht nur im Ausdruck und in der Wiedergabe des Seelenlebens die logische Folge verschmährt, sondern in der Erzählung selber freien und phantastischen Assoziationen folgt.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9¹/₄ Uhr.

Als erster Redner spricht Prof. Dr. Leo Jordan (München) über: „**Lautgesetz oder Lautgewohnheit?**“:

Die Laute der menschlichen Sprachen pflegen sich in merkwürdig gleichmäßiger Weise zu verschieben. Man erinnert sich an Beispiele aus der deutschen Lautverschiebung von der Schule her. Oder man denkt an die Verschiebung im Englischen, welche Schrift und Aussprache so weit auseinanderbrachte: Die Lautung ist im Englischen so zwingend, daß Berlin in einem angelsächsischen Munde etwa Böhlin, Amalfi Emeffai, Remagen Remedschen lauten. Es klingt uns witzig, ist aber nicht nur Witz.

Als man diese innerhalb einer Sprachgemeinschaft gleichmäßige, also irgendwie zwingende Entwicklung entdeckte, nannte man die jeweiligen Phasen der Entwicklung Lautgesetze. Unter Gesetzen versteht man nun eigentlich das Ausnahmslose: Es gibt aber auch Engländer, welche

ganz richtig Berlin aussprechen. Die Lautgesetze wirken also nicht ausnahmslos, ebensowenig wie die Gesetze der Juristen: Wären diese in der Tat ausnahmslos wie Naturgesetze, so könnten wir ja das Strafgesetz abschaffen.

Nun denn: An der Ausnahme erkennt man die Regel. Die Gesetze der Juristen sind in der Tat Regeln. Und auch die Gleichmäßigkeiten der Lautung sind keine Gesetze, sondern Regeln, Moden, Gewohnheiten. Sie werden unbewußter angenommen als die Moden der Kleidung oder die Gewohnheiten des Benehmens oder die Sitten der Geselligkeit, darum wirken sie gleichmäßiger als diese Verwandten und lassen dem Einzelnen geringeren Spielraum. Darum sind sie aber auch für den Soziologen wie für jedes Erkenntnisfach grundlegend. Denn die Lautung der Sprachgemeinschaft, die Lautgewohnheit, zeigt auf Schritt und Tritt die Wechselwirkung von diktierender Gesellschaft und sich dem Diktat entziehenden Einzelnen, welche hinwiederum der Gesellschaft neue Lautung diktieren. An keinem Beispiel ist diese Wechselwirkung so deutlich zu erkennen als an der Lautentwicklung. —

Es folgt dann der Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Schürr (Graz) über das Thema: „**Literarischer Stil als Ausdruck einer Kultur**“. (Von Rabelais zum Rokoko.)¹⁾:

In welchem gegenseitigen Verhältnisse sollen die verschiedenen stilgeschichtlichen Betrachtungsweisen der Literatur, namentlich aber die jüngst in den Vordergrund getretenen, die geistesgeschichtliche und die kulturkundliche stehen? Wie verträgt sich die Herausarbeitung eines zeitlichen mit einem überzeitlichen nationalen Stiltypus? Die Stilentwicklung Frankreichs vom 17. bis zum 18. Jahrhundert zeigt, daß neben der offiziellen Kunst des Klassizismus allenthalben Barock-Strömungen bestehen, ja daß letztere um 1680 sogar wieder das Übergewicht erlangen, daß dann in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts aus der gegenseitigen Durchdringung der beiden Stile, aus der verstandesklaren Durchleuchtung des neuen (und ewig alten) Phantasiestiles das Rokoko entsteht. So taucht in Frankreich neben dem rationalen immer wieder ein irrationaler Menschen- und Gestaltungstypus auf, in der eigenartigen Durchdringung der beiden aber liegt vielleicht das stärkste Charakteristikum der französischen Geistigkeit. Kulturkunde, die Erfassung des nationalen Stiles, ist daher nur möglich unter der Führung und Kontrolle der Geistesgeschichte, die das Werden und Wandeln des Zeitstiles verfolgt. —

1) In erweiterter Form erschienen unter dem Titel „Barock, Klassizismus und Rokoko in der französischen Literatur. Eine prinzipielle Stilbetrachtung.“ (Leipzig. B. G. Teubner. 1928.)

Den Schluß der Sitzung bildet der Vortrag von Prof. Dr. Victor Klemperer (Dresden) über „**Charakterzüge der französischen Lyrik**“¹⁾:

Der Redner untersucht den lyrischen Inhalt der französischen Literatur in den verschiedenen Epochen vom Anfang bis zur Gegenwart. Von den Provençalen, deren Dichtung weniger einem äußeren politischen Unglück als dem inneren Formalismus erlag, übernahmen die Franzosen nicht wie die Deutschen und Italiener Bereicherungen ihrer Lyrik und Epik, sondern fast ausschließlich ihrer Epik allein. Aber in dieser altfranzösischen Epik steckt ein großes Maß von lyrischer Kraft, so in den Romanen Crestiens, den Lais der Marie de France, dem didaktischen Rosenroman. Und auch im altfranzösischen Drama, im Adamsspiel, sind wesentliche lyrische Stellen. Dies alles nennt er die „indirekte Lyrik“ der Franzosen. Große reine Lyrik bringt ihre Literatur zuerst bei Villon hervor. An dieser reinen Lyrik zeigt Klemperer wieder ein „indirektes“ Moment, ihre Neigung zum Generalisieren. In der Epoche der Renaissance sieht Klemperer die größten lyrischen Leistungen nicht in der mehr spielerischen, rokokartigen Lyrik der Plejade, sondern vielmehr in Rabelais' Epos, das stellenweise formal auch ein Poème en prose sei, und in den lyrischen Dramen der Jodelle, Garnier, Montcrestien. Im klassischen Zeitalter verweist er auf die indirekte Lyrik der großen Dramatiker, Lafontaines und des Kanzelredners Bossuet. Im 18. Jahrhundert deutet der Redner auf die lyrische Wucht der Aufklärungsschriften und Tendenzdramen. Sie seien lyrischer als die *poésie fugitive* des Rokoko. Im 19. und 20. Jahrhundert sieht er das französische Grundwesen einer mächtigen Belastung durch andringende Fremd-Elemente ausgesetzt. Es entwickelt sich jetzt romantische Lyrik. Aber auch in ihr machen sich die alten Neigungen zum Rationalen, zur indirekten Lyrik deutlich geltend, ganz besonders auch in der jüngsten sogenannten „pythischen“ Lyrik, die durchaus keine Abkehrung von der Vernunft sei, vielmehr ein Versuch, ihrer Herrschaft weitere Gebiete zu gewinnen. Die allerneuesten Bemühungen der französischen Dichtung seien ganz entschieden auf einen neuen klaren Rationalismus gerichtet. Klemperer warnt aber dringend davor, die französische *raison* als etwas Flaches, Unschöpferisches und Kaltes aufzufassen; sie sei gefühlsdurchglühte Vernunft, er nennt sie *raison ardente*. —

Nach diesem Vortrage widmet der Vorsitzende Prof. Dr. Hilka den verstorbenen Romanisten, zumal den Prof. Urtel und Schädel, einen Nachruf und schließt die Sitzung.

1) Der Vortrag erschien im Wortlaut in Teubners Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung. 1927, 6.

7. Abteilung für Philosophie und Pädagogik.

Erste Gesamtsitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3 Uhr.

Der bisherige Obmann, Prof. Dr. Herman Nohl begrüßt die Anwesenden. Zum Vorsitzenden wird Prof. Dr. Kroh (Tübingen), zu seinem Stellvertreter Privatdozent Dr. Erich Weniger (Göttingen) gewählt. Als erster Redner spricht Direktor Dr. Edmund Neuendorff (Spandau) über: „**Bedeutung und Stellung des Turnens im Lehrplan der höheren Schulen und seine neuzeitliche Gestaltung**“:

Noch heute wird in weiten Kreisen das Turnen, die Leibesübung überhaupt, in der Schule nur als technisches Fach gewertet, obwohl doch bei der nach dem Kriege notwendig gewordenen Erziehung des neuen Menschen von einer Schicksalsgemeinschaft aller Fächer gesprochen werden müßte, denn die neue Schule ist nicht nur Unterrichtsanstalt, sondern wir fordern von ihr eine Charakterschulung der Jugend, und dabei können wir die Leibesübungen nicht mehr entbehren.

Wie konnte jene Auffassung vom Turnen als „technischem Fach“ aufkommen? Ein kurzer geschichtlicher Rückblick gibt uns Aufschluß. Wir wissen, daß im 18. Jahrhundert der Rationalismus und die Sentimentalität herrschten; durch Jahn wurde dann der „freie Mensch“ als neues Erziehungsideal verkündet und gefordert. Jahns Gedanken kamen nicht zur Durchführung, die bekannten politischen Vorgänge nach dem Freiheitskrieg führten zur Einrichtung der Autoritätsschule mit dem Vorwiegen des geistigen Unterrichtes; der „demütige Mensch“ sollte geschaffen werden, und als Spieß dem Turnen Eingang in den Schulen verschaffte, folgte er durch die Ausgestaltung des Turnunterrichtes mit seinen Massen- und Ordnungsübungen auf jenem Wege. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts lehnten sich die Menschen dagegen auf; aus der Not der Großstadtkultur erwachsen Spiel-, Sport- und Wandervogelbewegung, und ein neues Turnziel wurde geschaffen.

Die Forderungen der Führer auf vollständige Eingliederung des Turnens in den Lehrplan der höheren Schulen sind noch keineswegs erfüllt, es ist sogar in der Frage der täglichen Turnstunde durch die Herabsetzung von 3 auf 2 Wochenstunden ein Rückschritt zu verzeichnen, der durch die begrüßenswerte Einrichtung der Wandertage und Spielnachmittage keineswegs ausgeglichen wird. Der Betrieb des Turnens allerdings ist von Grund auf umgestaltet worden oder sollte es doch wenig-

stens sein. Am Anfang jeder Stunde steht die „Körperschule“, zunächst der Lauf in irgendeiner Form zur geistigen und körperlichen Entspannung. Es folgen die Freiübungen und zwar in moderner Ausführung; die alten Stellungs- und Gedächtnisübungen in 16 und mehr Zeiten haben zu schwinden; großer Nachdruck ist auf die Ausbildung der Rumpfmuskulatur zu legen. Weiter Raum ist der Leichtathletik und den Spielen zu lassen, doch ist im allgemeinen nur ein Sommer- und ein Winterspiel zu pflegen, also etwa Schlagball und Handball; bemerkt sei, daß die Einwände gegen das Fußballspiel durchaus ungerechtfertigt sind, da wir im Gegenteil es hier mit einem wertvollen Kampfspiel auch für die Jugend zu tun haben. Unentbehrlich bleibt auch weiterhin das Geräteturnen. Die weitverbreitete Ansicht — besonders in der Jugend —, daß es veraltet und durch Gymnastik oder Ähnliches vollwertig zu ersetzen sei, ist energisch zu bekämpfen. Das Geräteturnen bedeutet eine wertvolle Schulung des Mutes, und gerade in der heutigen Zeit, in der wir mehr von den Rechten der Jugend als von ihren Pflichten hören, müssen wir der sich breitmachenden Weichheit und Schlaffheit in der heranwachsenden Generation entgegentreten. Das Geräteturnen aber erfordert Kraft und Härte, selbst wenn, oder gerade weil wir die Geräte in ihrem ursprünglichen Sinne — wie auch Jahn — als Hindernisse zu Widerstandsübungen und Ähnlichem benutzen.

Die Lebenskraft des deutschen Volkes ist im Schwinden begriffen. Wollen wir sie heben, so haben wir uns in der Schule mit den Forderungen, die eine neue Zeit nun einmal stellt, vertraut zu machen und Umschau zu halten nach Idealen und Werten, die einer Jugend geboten werden müssen. Rechnen wir die Leibesübungen in erster Linie mit dazu, so müssen wir uns freilich darüber klar sein, daß Rekordwahn, Maschinensport und Stadionrummel nicht darunter verstanden werden dürfen, daß unsere Jugend hinaus ins Freie gehört, wenn sie turnen soll, und daß unser Klima dies doch in 75% aller Turnstunden auch erlaubt. Aber die Jugend soll auch ihr Vaterland in allen seinen Teilen kennen und lieben lernen; wir müssen sie mit dem Guten, was die Wandervogelbewegung hatte, vertraut machen. Sammeln wir also all die Kräfte, die uns von Sport und Wandern her so zuströmen, wie dies die Deutsche Turnerschaft tut in der Schulung ihrer Jugendführer, so werden wir das Urteil der Geschichte über die deutschen Schulen und Erzieher der Nachkriegszeit nicht zu scheuen haben. —

Als zweiter Redner spricht Prof. Dr. Hans Loewe (München) über: **„Friedrich Thierschs Kampf um Lebensfragen des deutschen Schulwesens“⁽¹⁾**:

1) Der Vortrag erscheint unwesentlich gekürzt in der Zeitschrift: „Bayesisches Bildungswesen“, Aprilnummer 1928.

Ausgehend von einer Äußerung Goethes über die Aufgaben einer Biographie erörtert der Vortragende zunächst die Probleme einer „Thiersch-Biographie“: Die Darstellung der geistigen Umwelt, in der der Reifende lebte, die Förderung, die seine eigene Begabung dadurch erhielt, und die besondere Schwierigkeit, die darin liegt, daß Thiersch Humanist im tiefsten Sinne des Wortes war. Friedrich Thierschs Lebenswerk war die feste Begründung des neuhumanistischen Studiums in Bayern, der kraftvolle Kampf für die Lehrfreiheit und Lernfreiheit der deutschen Hochschulen und die Erhaltung ihrer Eigenart, für die Wissenschaft im Sinne des deutschen Idealismus, ferner die erbittertste Abwehr jeder Art des Materialismus, der Kampf für die Einheit und Größe der deutschen Kultur, für eine besonnene Verbindung konservativer und liberaler Politik, für die Befreiung und Stärkung der hellenischen Nation. Thiersch ist der energische Vertreter des protestantischen Neuhumanismus. Sein Lebenswerk ist fest verankert im deutschen Idealismus. Es folgt eine Entwicklung seiner Weltanschauung, deren Grundcharakter ein künstlerischer ist, des Wissenschaftsbegriffes, der daraus erwächst, und der pädagogischen Grundanschauungen, des Wesens der Universität und des Gymnasiums, sowie eine Darstellung der Beteiligung von Thiersch an der Reform der Münchner Universität. Daran schließt sich eine Schilderung, wie Thiersch die Angriffe auf die Hochschule abwehrt: den Versuch, in Tübingen die Korporation in eine Staatsanstalt umzuwandeln, die Absicht Diesterwegs, die universitas zu einer Art Lehrerseminar herabzudrücken, den Vorschlag (in den Wiener Jahrbüchern), die Hochschule zu konfessionalisieren, und endlich den Vorstoß eines Kultusministeriums, der nichts Geringeres bezweckt als die Zerstörung der universitas, die Organisierung der philosophischen Fakultät in einer besonderen Schule, sowie eine Darstellung des Kampfes um den Lehrplan von 1829. Kurze Hinweise auf Thierschs Referate in den Philologenversammlungen leiteten zum zweiten Teil des Vortrages über, zu Thierschs Stellung zum Realismus; nach einer Entwicklung der grundsätzlichen Ansichten wurde gezeigt, wie Thiersch die höhere Bürgerschule als selbständige Anstalt ablehnte, eine Vermittlung zwischen gelehrter Schule und Realschule durch die gemeinsame Grundlage der lateinischen Schule anstrebte, die Lehrlingsbildung zu fördern suchte und mit allem Nachdruck für eine technische Hochschule auf naturhistorisch-mathematischer Basis in engster Verbindung mit der Universität eintrat, zu der eine drei Jahre umfassende mathematische Anstalt vorbereiten sollte. Der letzte Teil des Vortrages charakterisierte Thierschs Stellung zur Volksschule, seinen Kampf gegen die Überspannung des Volksschulbildungswesens durch Diesterweg, seine Vorschläge für Volksschullehrerbildung und seine entschiedene Ablehnung der

Schülerselbstverwaltung, wie sie Stephani auf Grund seiner rationalistischen Psychologie forderte. —

Den dritten Vortrag hält Dr. Ernst Reisinger (Schondorf i. Oberbayern) über: „**Deutsches Landerziehungsheim und Gymnasium der Griechen**“:

Mehr als das heutige Gymnasium ähnelt ein im Sinne von Hermann Lietz aufgebautes Landerziehungsheim dem Gymnasium der Griechen in Zielsetzung wie in Praxis. Platon vergleicht ein Staatswesen mit guter Erziehung einem Kreis, dessen Peripherie sich stetig erweitert, da die gut Erzogenen immer Bessere erziehen. Wie Platon streben die Erzieher in den Landerziehungsheimen nach Erfassung des ganzen jugendlichen Menschen, nach Schulung von Intellekt, Gemüt und Charakter, harmonischer Bildung von Leib und Seele (vgl. Timaios 88B). Die Knaben sollen Rhythmus und Harmonie annehmen und brauchbar werden zu Rede und Tat (s. Protagoras 326B).

In der Praxis muß an den Landerziehungsheimen der eigentliche Unterricht wegen der Notwendigkeit gründlicher sprachlicher, historischer und naturwissenschaftlicher Studien weit mehr im Mittelpunkt stehen als in der Antike. Der wissenschaftliche Unterricht wird aber auch hier ergänzt durch musische Ausbildung, durch charakterbildende, intensive Pflege der Musik möglichst durch die ganze Schulgemeinde, durch Pflege des Tanzes und durch tätige Mitarbeit der Jugend bei der Gestaltung ernster und heiterer Feste.

In der Pflege der Gymnastik berühren sich die Landerziehungsheime eng mit dem griechischen Gymnasium. Ein Blick auf die Darstellungen der Vasenmaler und auf verwandte Sportaufnahmen aus dem Landerziehungsheim Schondorf in Oberbayern zeigt dies. Dabei ist der Sportsgeist dem antiken guter Zeiten verwandt. Erstrebt wird vielseitige harmonische Durchbildung, Unterordnung der Gymnastik unter höhere Ziele, Erziehung zu Entschlossenheit und zu sozialen Tugenden. Wir ehren den Sieger des Jahres in 10 leichtathletischen Übungen durch Eintragung in den Ehrenschild, der Griechen ehrte den Sieger im Fünfkampf, nicht den einzelnen Rekord. Der Schönheitssinn wird durch die viele Bewegung der Körper im Freien entwickelt. Im einzelnen geht die Berührung bis zur Veranstaltung von Fackelläufen und Nautmachieen.

In der mächtig aufstrebenden Sportsbewegung unserer Tage soll sich die gesunde, antike Sportsauffassung der Landerziehungsheime möglichst geltend machen. Der Sport soll die körperliche und geistige Spannkraft des Einzelnen fördern, aber nicht der Schaulust der Masse und dem Sportgötzentum dienen. Er darf nicht wuchern und die jungen Seelen stumpf (*κωφός*) machen, sondern muß in seiner letzten Absicht dem

Geistigen dienen. Die Jugend soll „Speere werfen“ und die „Götter ehren“. —

In der Aussprache über den Vortrag Dr. Reisingers bemerkt Prof. Dr. Willibald Klatt (Berlin):

Im Landschulheim ist es leichter, die Rekordsucht zu überwinden, weil Lehrer und Schüler zusammenleben und diese auch auf das Haus wirken können. Kann gesagt werden, wie man an den Großstadtschulen Möglichkeiten zu schaffen vermag, um die Überwucherung des Sportwesens einzudämmen? — Oberstudienrat Dr. Wecker: In den Ausführungen des Redners scheint das Hauptgewicht auf äußere Ähnlichkeiten gelegt zu sein, während die geistige Seite zu kurz kommt. Das Wesentliche liegt aber darin: inwieweit hängen all diese Dinge, hier wie dort, mit einer Bildungsidee zusammen und ordnen sich in eine Bildungsaufgabe ein? Unter diesem Blickpunkt erklärt sich dann auch Widersprechendes wie die Hochschätzung der Werkstättenarbeit im Land-erziehungsheim gegenüber der griechischen Auffassung und Wertung „banausischer“ Tätigkeit. — Direktor Andreesen (Lietz-Heime): Die von Dr. Wecker angeschnittene Frage scheint die zentrale zu sein: Der Sport entwickelt den Willen. Dieser ist jedoch sittlich neutral. Er kann auch ausarten. Also kann die Sporterziehung manchmal verfehlt sein. Gymnastik ist nur wertvoll, wenn sie in ein Gemeinschaftsleben eingegliedert ist, für das sie nur Mittel zum Zweck ist: als Erziehung zu verantwortungsbewußtem Gemeinschaftsleben. Die Gymnastik hat also nur dann Sinn, wenn aus der Unterrichtsschule Gemeinschaftsschule wird. Diese bedarf einer Idee: sie kann nur die Humanität sein. Der Mensch muß in den Mittelpunkt gestellt werden, nicht nur der gelehrte, sondern ein allseitig entwickelter Mensch. Wir kommen dazu nur, wenn wir uns vom gelehrten und bloßgymnastischen Betrieb befreien zu einer Gemeinschaftsbildung. Davon hängt die erzieherische Qualität der Schule ab. Sonst bleibt es doch bei der Rekordsucht.

Im Schlußwort betont Dr. Reisinger: Die zweite Anfrage, die im Vortrag nur gestreift wurde, ist durch Dr. Andreesen im wesentlichen erledigt. Die erste ist nicht leicht zu beantworten: Man kann vielleicht ein Zwischending zwischen Landschulheim und Stadtschule aufbauen und so den üblen Einflüssen der Stadt begegnen. —

Als letzter Redner spricht Studienrat Oskar Hoesch (Düsseldorf) über: **„Zeitbedingtes und Überzeitliches in der Bildungsreform von 1925“¹⁾**:

Das Thema vermißt sich nicht, Relatives und Absolutes zu scheiden; es faßt vielmehr „Zeitbedingtes“ als Aufzeigen der Entwicklungs-

1) Der Vortrag erscheint erweitert in der Monatsschrift für höhere Schulen.

zusammenhänge, der kulturellen Lage, aus der die Reform erwachsen ist; sie wird psychologisch und geisteswissenschaftlich untersucht. „Überzeitliches“ wird als Entwicklungsbedeutung verstanden. Jede Reform ist zeitbedingt, Bildungsreform ist sie in Wahrheit nur, wenn sie überzeitliche Werte enthält.

Die psychologische Vorbetrachtung zeigt die Reform als Aufstiegs willen des preußisch-deutschen Volkes nach dem Zusammenbruch und nach der bloßen Fühlungnahme untereinander in der Reichsschulkonferenz von 1920. Aus dem Gefühl der Unfruchtbarkeit des Nur-Wissens, aus der politischen Enttäuschung eines Volkes, das sich in sich und im Feind getäuscht hat, folgen die leitenden Ideen der Reform: Bedeutung des Könnens (Arbeitsunterricht) und philosophische Vertiefung, Kulturkunde und staatsbürgerliche Erziehung. Die geisteswissenschaftliche Vorbetrachtung läßt die Wendung gegen das Spezialistentum als ein wesentliches Kennzeichen der Zeit erkennen. Dilthey wird als Typus ausführlicher vom Vortragenden gewürdigt. Als Gesamtstimmung dieser Zeit ergibt sich (negativ): ihre anti-intellektualistische, anti-enzyklopädische und anti-historische Haltung, (positiv): ihr kulturphilosophischer Drang (der aber eine gefährliche Nähe zur eben verworfenen „allgemeinen Bildung“ zeigt), endlich ein metaphysischer und irrationaler Zug.

Es werden nunmehr Einzelfragen der pädagogischen Anwendung behandelt, in denen sich das Zeitbedingte ins Überzeitliche erhebt. Hatte das 15./16. Jahrhundert ein althumanistisches, das 17./18. ein höfisches, das 19. ein neuhumanistisches Bildungsideal erstrebt, so macht das 20. Jahrhundert jetzt den Versuch, ein eigenes Bildungsideal zu schaffen, aber mit Anlehnung an die Klassik. Fünf leitende Ideen lassen sich erkennen: Voran nationale Bildungseinheit, Arbeitsunterricht, Konzentration, philosophische Vertiefung, staatsbürgerliche Erziehung. Als Probleme, die ins Überzeitliche weisen, werden herausgegriffen:

1. Methodik: Auf methodischem Gebiet liegt der Schwerpunkt der Reform; die Richtlinien bedeuten ein Wecken des Interesses für methodische Fragen beim deutschen Oberlehrer. Freilich scheiden sich hier die Fächer (grollende Altphilologen — neuerungsdurstige Germanisten und Neusprachler), die Generationen (die Alten [s. Krumms „Poscimus“, Hansens Verlag, Glückstadt] — die Jungen), endlich auch die Länder (es wird so etwas wie eine pädagogische Mainlinie sichtbar; Denkschrift der Universität Tübingen). Das Geschrei von der Schule als Erlebnis verstummt langsam; der Kulturkunde wies Litt vernünftige Grenzen; der Arbeitsunterricht entwickelt sich mehr in Kerschensteiners als in Gaudigs Sinn. Die Praxis zeigt eine zunehmende Beruhigung.

2. Mädchenbildung: Der Stolz der Reform, die Geschlossenheit ihres Baus, der Knaben- und Mädchenbildung zum ersten Mal umfaßt,

wird dadurch erkaufte, daß das Mädchenschulwesen ein Abklatsch des Knabenschulwesens wurde, ein Anhang gleichsam in den Richtlinien. Nach oben hin ist der Bau heute schon zu eng (Frauenoberschule und Verwandtes). Gesteht man das Bildungsziel auch zu, wird nicht eine Psychologie der Frau (wir haben sie noch nicht trotz Heymanns und Liepmann) den schematischen Parallelismus zur männlichen Jugendbildung ins Wanken bringen? Die Frauen zögern, denn sie haben ja erst die Befreiung von einer ästhetisch-gefühlsseligen Pseudo-Erziehung erlebt; sie wollen nicht dahin zurück, mit höchstem Recht. Sie werden sich einen neuen Weg suchen. Heute ist hier nur das Zeitbedingte sichtbar.

3. Anti-Intellektualismus: Die Lage kann kurz so formuliert werden: Aus der anti-intellektualistischen Haltung der Richtlinien, die anzuerkennen ist, machen bilderstürmerische Nachläufer eine anti-intellektuelle Haltung, die zu verwerfen ist. Die vielberufene „Überschau“ läßt sich nur nach intensivster Kleinarbeit gewinnen. (Die Ausbildung der Referendare zeigt, daß diese Fähigkeit zur Überschau heute seltener geworden ist.)

Wir müssen von mechanisierender Erfüllung der Richtlinien frei werden, dann nähern wir uns erst ihrem überzeitlichen Sinn. Es liegt in ihnen ein Soll der Freiheit, das zu erfüllen würdiger und befriedigender ist als das alte Muß des Zwanges. —

In der Aussprache wünscht Prof. Dihle (Berlin) eine Klärung des Begriffes „Arbeitsunterricht“, und Studienrat Bauer (Bielefeld) meint, der Begriff müsse so weit wie möglich als Unterricht gefaßt werden, bei dem das Kind sich nicht vorwiegend passiv verhalte.

Zweite Gesamtsitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 3 Uhr.

Als erster Redner spricht Dr. Martin Luserke, Leiter der Schule am Meer (Juist), über: „**Shakespeare als Erzieher für die Schul- und Laienbühne**“:

Sobald man das Theater rein als konkrete Bühnenaufführung und nicht literarisch betrachtet, läßt sich bei ihm zweierlei Stil unterscheiden, nämlich Drama (Handlung — Leben — der Architektur verwandt) und Schauspiel (Sensation — Traum — musikalisch). Charakteristische Erscheinungen sind das antike Drama und Ibsen, bzw. die Shakespeari-schen Lust-, besser Traumschpiele. Die klassische Dichtung hat angesichts der Bedürfnisse des berufsständigen, verbürgerlichten Theaters beide Stile zum Nachteil beider gekreuzt.

Ein volkstümliches Jugend- und Laienspiel, das der Sprachbildung an den höheren Schulen als ein Mittel ersten Ranges dringend zu wün-

schen wäre, muß 1. gegenwartsnahe sein (Ablehnung des aufgewärmten Mittelalters — Erziehung zum Schreiben eigener Stücke); 2. die Möglichkeiten bei einem innerhalb der Schulwelt bleibenden Spiel positiv ausnützen (Ablehnung jeder Nachahmung des Berufstheaters — Bewegungsspiel); 3. ohne allzu großen Zeit- und Kraftverbrauch möglich sein (ständiges, Überlieferung bildendes Spiel — Aufbau der Bühnenvorgänge aus typisierten Elementen — gepflegte Improvisation).

Der Redner betont, daß er nicht vom kindlichen Spiel der Unterstufe spricht, sondern vom ausgesprochen jugendlichen Spiel auf der Oberstufe. Das Schauspiel shakespeareischer Herkunft erscheint ihm heute als der einzige Stil, welcher dem Jugendspiel ehrlicherweise möglich ist und bei dem sich die obigen drei Forderungen erreichen lassen (ausgeführt und auf den Hintergrund lebendiger Praxis gestellt sind diese Gedanken in M. Luserke, *Jugend- und Laienbühne*, Angelsachsen-Verlag, Bremen). Für die praktische Einführung des Jugendspiels an den höheren Schulen schlägt der Redner die Schaffung einiger Lehrbühnen an Internatsschulen vor. —

An zweiter Stelle sprechen Prof. Dr. Franz Saran (Erlangen) und Dr. Gerhard Bunte (Berlin) über: „**Die Verskunst der deutschen Stanze**“ (Sprechvorträge mit Erläuterungen):

Zwei Arten, deutsche Verse vorzutragen, stehen sich seit mehr als 100 Jahren gegenüber, eine streng versmäßige und eine prosaisierende. Mischung beider Arten gibt es in mannigfacher Form. Richtig kann nur ein wirklich metrischer Vortrag sein: warum hätten die Dichter sonst Verse geschrieben?

Der Grund der Unsicherheit dem Vers gegenüber ist teils die literarische Strömung (Realismus, Naturalismus tasten den Vers an; der Klassizismus bewahrt ihn), teils Unkenntnis.

Der Vortragende erörtert drei Dinge, die er als unerläßlich für einen richtigen Versvortrag bezeichnet, — Dr. Bunte spricht die zugehörigen Beispiele —. Es sind: 1. die richtige Erfassung der „Überhebungen“, wo solche vorhanden sind. Drei Grade gibt es: voll-, halb-, kaum-überschwer. Goethes Zueignung zu den Gedichten hat keine, die zum Faust in jeder Zeile eine (halbüberschwer), Schillers Strophen: „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte,“ in jeder Zeile zwei (kaum- und halbüberschwer), Tieck im Octavianus (Sultan) auch je zwei, davon in den graden Zeilen eine vollüberschwere;

2. die metrische Drückung, der scheinbare Widerspruch zwischen Vers- und Wortakzent. Derselbe verschwindet und erweist sich als feines Ausdrucksmittel, wenn man die richtige Sprechart mit persönlichem Akzent anwendet. Dann kann man das Metrum völlig festhalten;

3. das Enjambement (metrische Brechung). Es erweist sich bei richtiger Sprechart unter Berücksichtigung des persönlichen Akzents ebenfalls als künstlerisches Ausdrucksmittel. Der Sinn läuft dann nicht über die metrischen Einschnitte weg, sondern staut sich vor ihnen. Statt metrischer Brechung sollte man lieber metrische Stauung sagen. —

In der Aussprache weist Oberstudiendirektor Bunte darauf hin, daß der persönliche Akzent vor allem auf dem Musikalischen der Sprache beruhe; man solle bei Versbeobachtung einen Musiker zum Notieren der Intervalle heranziehen. Der Vortragende teilt als seine Erfahrung mit, daß ein Hineinziehen der Musik die Verslehre nur störe. Diese müsse für sich behandelt werden. —

Nach diesem Vortrag spricht Prof. Dr. Ewald Geißler (Erlangen) über: „**Deutsche Aussprache und Sprechkunde in der Schule**“:

Das Verlangen nach neuer Leiblichkeit hat als allgemeine Erziehung noch am wenigsten die geistnähste Körperlichkeit ergriffen: die Lautformung des Worts. Sie ist weder bloße Zweck- noch Eigenbewegung, sondern Ausdrucksgebärde, gleich den Gebärden des übrigen Körpers. Als solche von neuer Phonetik und Stimmkunde gewürdigt, soll sie geschulter Besitz jedes durchgebildeten Menschen sein, der erst durch ihre Ausschöpfung seine Körperlichkeit, sein Sinnenleben und seine Sinnbildlichkeit vollendet. Die das Organ auf breitester Grundlage bewegende Lautung heißt Hochlautung; sie geht also nicht nur auf die Richtigkeit, sondern vor allem auf die gepflegte Ergiebigkeit des Lautens. Die Aufgabe der Volksschule ist im wesentlichen Pflege der Sprachsinlichkeit sowie der Verständlichkeit auch für den Gaufremden. Die höhere Schule darf sich mit Einheit als bloßer Reibungslosigkeit nicht begnügen, sie muß für bestimmte Sprechlagen die Fähigkeit mitgeben, auch leise Mundartnachklänge, denen stets einseitige Stimmungswerte eignen, abzulegen. Die Sorgfalt des fremdsprachlichen Lautunterrichts muß auch dem Deutschen zugewendet werden, um die ganze Fülle des deutschen Lautschatzes, besonders gegen manche oberdeutsche Armut, zu übermitteln: die Konsonanten als Gebärdenkraft, die Vokale als reinen Klang. Gerade für die Oberstufen, die auch nach Wortschatz und Stil die Hochsprache erst ganz zu erobern vermögen, ist bindende Gepflegtheit auch der Lautseite zu fordern — auch wenn gewisse landschaftliche Untereinheiten zunächst als Vorstufen gelten können. Und wenn ein Überblick über die Geschichte der deutschen Sprache heute zur Bildung gehört, so sollte auch die Geschichte der Hochsprache, auch der mündlichen, in ihren besonderen deutschen Schwierigkeiten dem allgemeinen Bewußtsein übermittelt werden, um noch immer gängige Vorurteile zu beseitigen, und um auch dies Erbe der Väter jedem zur Verpflichtung zu machen, ferner um die romantische Überschätzung des

nur triebhaft Wachsenden durch bewußte Zucht des Geistes zu ergänzen. Wirkt doch Haltung im Lautlichen auf die Haltung auch in innerer Sprachform, in Stil und Wortwahl, zurück. Erst in ihr ist einzelgeprägter Personlichkeitsausdruck möglich, und in ihr findet auch die nationale Wesenheit im Ganzen ihre gültige Form. —

An vierter Stelle spricht Oberstudiendirektor Dr. Klaudius Bojunga (Frankfurt a. M.) über das Thema: „**Die Erziehung zur deutschen Sprache durchs Ohr**“¹⁾:

Neben dem Wege, geistige Werte durch Lesen und Schreiben zu vermitteln, hat die höhere Schule den andern Weg, den des Hörens und Sprechens, gangbar zu machen. Wie das geschehen könne, zeigen Beispiele aus der Lautlehre (Ablaut, Vernersehes Gesetz) und Mundartenkunde (Lautbeschreibung, Tonfall). Wichtig ist auch die Anknüpfung der Stilkunde an Gehörtes (Schnelle, Lautheit, Pausen, Betonungsglieder). Gedichte sind vorzulesen und mit Hilfe ihrer Klangmittel einzuprägen, wie Beispiele aus Rilke und Dehmel dartun. Auch größere Gedichte sind zu behandeln, ohne daß die Schüler den Wortlaut vor sich haben. Dichtungen, die ein vorheriges Lesen erfordern, sind zu Hause so vorzubereiten, daß jede gewünschte Stelle gut vorgelesen werden kann. Unvorbereitetes Vorlesen ist anfangs ganz zu meiden, erst allmählich einzuführen. Empfehlenswert ist vorbereitetes Lesen mit verteilten Rollen und Aufführen. Bei der Durchnahme der Dichtungsgeschichte sind die Belege nur vorzulesen, da sie beim eignen stillen Lesen überhaupt nicht wirken. Auch wissenschaftliches Schrifttum guten Stils eignet sich zum Vorlesen, wie an Witkops Kleistbuch gezeigt wird. Vorbedingung ist selbstverständlich die Fähigkeit des Lehrers, gut vorzulesen. —

In der Aussprache betont Dr. Karl Roedemeyer (Frankfurt a. M.) die Richtigkeit der Forderung Geißlers und bedauert die geringe Beachtung der Sprecherziehung im Ganzen des Erziehungswesens. — Studiendirektor Karl Decker (Bottrop) bezweifelt, daß das Verstehen und Erlernen von Gedichten ohne Buch, auf rein akustischem Wege, in dem Ausmaße, wie behauptet wird, mit der geringen Stundenzahl in Einklang zu bringen sei. — Oberstudiendirektor Dr. Grußendorf (Brandenburg) hält es für wichtig, daß die Sprechmethode mehr betont werde. Besonders in Sexta und Quinta sei der durch die Lese-methode noch nicht verbildete Schüler in der Lage, vieles durch das Ohr aufzunehmen.

Oberstudienrat Dr. Wecker meint, bei der Zeitfrage dürfe man nicht an den deutschen Unterricht allein denken; jeder Unterricht, vor allem jeder Sprachunterricht, könne und solle mitarbeiten am Ziel der

1) Der Vortrag erscheint in vollem Umfang in der Zeitschrift für Deutschkunde.

Erziehung durch Sprechen und zum Sprechen. Jede Nachlässigkeit der Aussprache müsse unerbittlich bekämpft werden.

Im Schlußwort betont der Vorsitzende, Prof. Kroh, daß die heutige Sitzung den Beweis erbracht habe, daß Sprachpflege und Sprechkunst große, bisher zu sehr vernachlässigte erzieherische Bedeutung hätten.

Gruppe 7a: Unterabteilung für Propädeutik.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9 Uhr.

Als erster Redner spricht Oberstudiendirektor Dr. Artur Buchenau (Berlin) über: **„Bedeutung und Behandlung der kantischen Ethik im Prima-Unterricht“:**

Die Aufgabe des philosophischen Unterrichtes in der Prima kann nur bestehen in der Behandlung einer Reihe von Problemen aus Logik und Erkenntnistheorie, Ethik und Ästhetik. Nichts wäre verfehlter als eine vorzeitige dogmatische Festlegung oder eine bloße, mehr enzyklopädische Aufreihung philosophischer Begriffe. Für eine solche erste Einführung aber eignet sich unter den kantischen Schriften besonders die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, da Kant hier von der „gemeinen“ zur philosophischen Vernunft Erkenntnis aufsteigt. Grundfragen wie die der transszendentalen Methode, des a priori, der Bedeutung des Gesetzes in Natur- und Geisteswissenschaften, des kategorischen Imperativs, des Verhältnisses von Vernunft und Erfahrung, Moralität und Legalität u. a. können im Anschluß an die Lektüre der „Grundlegung“ gestellt und in gemeinsamer Erörterung geklärt werden, wobei weniger auf zusammenfassende Inhaltsangaben des Gelesenen als auf das genaue Verständnis des Gelesenen Wert zu legen ist. Zum eigenen Denken und Nachdenken anzuregen, das und nur das muß Zweck und Ziel dieses Unterrichtes sein. —

Den zweiten Vortrag hält Studienrat Dr. Walther Kranz (Berlin-Grunewald) über: **„Die platonische Ideenlehre im Primaunterricht des Gymnasiums“¹⁾:**

Ausgehend von der Frage, welche Bedeutung ein philosophischer Unterricht innerhalb des Ganzen der Jugendbildung haben könne, legt der Vortrag dar, daß echte Jugend Philosophie nicht als Ausdruck eines Zeitalters, sondern als Weg zur Wahrheit kennen lernen will. Diesem Drange nach Wahrheit kann am Gymnasium kein Unterricht so zu Hilfe kommen wie der Platonunterricht. Die Lehre von der Idee führt

1) Der Vortrag ist ganz in den Jahrbüchern für Wissenschaft und Bildung 1928 erschienen.

den jungen Menschen in einfachster Sprache und schlichtester Weise in die Grundprobleme des menschlichen Geistes ein.

Bei weiser Auswahl der Lektüre, die sich vor allem auf Phaidon und Symposium stützen muß, tauchen die großen erkenntnistheoretischen Fragen, die ethischen Probleme der Menschheit, die Frage nach Sinn und Wesen der Welt von selbst empor, und die Ideenlehre gibt — nach ihrem Ursprung und ihrem Ziele richtig gedeutet — immer eine letzte Antwort. Über alle Erkenntnis hinaus ist ihr erzieherischer Wert unabschätzbar, denn sie vermag die pessimistisch-skeptischen Regungen des Jugendlichen siegreich zu bekämpfen und echten Tatendrang zu wecken. — Die kraftvolle Nachwirkung der platonischen Gedanken im Zeitalter des deutschen Idealismus kann schon dem Schüler in Leben und Werk der Größten der Nation gezeigt werden, und diese Verbindung des griechischen und des deutschen Unterrichts wird die Bedeutung der Ideenlehre umso klarer erkennen lassen.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9 Uhr.

Als erster Redner spricht Prof. Dr. Helmuth Pleßner (Köln) über das Thema: **„Die Lehre vom Menschen (philosophische Anthropologie) als Leitfaden der Propädeutik“**:

Die philosophische Propädeutik als Kunst der Einführung in die Philosophie hat die systematische Besinnung auf Ziel und Möglichkeiten des Philosophierens zur Voraussetzung. Sie findet daher ihren natürlichen Mittelpunkt in der Theorie des philosophierenden Subjekts. Die Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes läßt eine Entwicklung dieser Theorie erkennen, die mit der abstrakt-rationalistischen Interpretation des philosophierenden Subjekts beginnt und sich über verschiedene Konkretionsstufen auf eine Erfassung des Subjekts in der Fülle seiner naturhaften und geschichtlichen Existenz hinbewegt. Am Ende dieses Entwicklungsprozesses der propädeutischen Theorie steht daher der Mensch. Die hieraus sich ergebenden Probleme einer einzelwissenschaftlich nicht gebundenen Erfassung des Menschen behandelt die philosophische Anthropologie, welche schließlich den natürlichen Leitfaden für die Ansatzmöglichkeiten des philosophischen Fragens entwickelt. —

Als nächster Redner spricht Studienrat Dr. Johannes Erich Heyde (Greifswald) über: **„Die philosophischen Arbeitsgemeinschaften. Erfahrungen und Vorschläge“**:

Bekanntnis, Kenntnis, Erkenntnis sind die Stichworte für die drei grundsätzlich verschiedenen Möglichkeiten philosophischer Unter-

weisung in den philosophischen Arbeitsgemeinschaften. — Das erste Verfahren verwertet die philosophische Lektüre¹⁾ als Ausdruck persönlich anschaulichen, mehr an Stimmung als Bestimmung gehaltreichen Welt-, „bildes“ und persönlich erlebbarer Lebens-, „anschauung“. Diese mehr ästhetisierende, im Selbstbekenntnis wurzelnde Unterrichtsweise ist zu verwerfen: sie verleitet nicht nur zu klangvoller, aber hohler Redensart, sondern befriedigt vor allem nicht, infolge ihrer subjektiv-relativen Grundhaltung, das entschiedene Verlangen des Schülers nach Sachlichkeit und Unbedingtheit. — Im Gegensatz hierzu sucht das zweite Verfahren durch philosophische Lektüre rein sachlich die Ansichten der einzelnen Philosophen zu verstehen, d. h. in ihrer Beziehung zu den Hauptgedanken der verschiedenen Zeitabschnitte der Geistesgeschichte darzubieten. Aber diese mehr literarhistorische Unterrichtsform liefert im Grunde doch nur eine gedächtnismäßige Übersicht, d. h. Kenntnisse subjektiv besonderer Ansichten über die Sache, nicht jedoch unmittelbar Erkenntnis, d. i. Einsicht in die Sache selbst, so daß trotz allem das berechtigste Streben des Schülers nach sachgegründeter Klarheit zu kurz kommt. — So bleibt nur das dritte, auf Erkenntnis abzielende Verfahren, das nicht, wie die beiden ersten, die philosophische Lektüre vorzugsweise als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zwecke ontologisch-logisch gerichteter Klärung der Tatsachen betrachtet. Ziel solcher Unterweisung ist nicht Philosophie als geschlossenes System (der der noch unverbildete jugendliche Geist ohnehin widerstrebt), sondern Philosophieren als Fähigkeit zur Klarheit über das, „was sich von selbst versteht“ (Schopenhauer), d. h. über die Grundbegriffe aller Fachwissenschaft: vorbereitet durch das Verständnis für die Bedeutung alles Fragens, insbesondere der immer bereit zu haltenden Frage „Was heißt das?“ und damit durch peinliche Vorsicht gegen die sprachlichen Ausdrucksmittel, namentlich gegen alles schillernde Bild- und Fremdwort, geschult durch diese Erziehung in unerbittlicher Genauigkeit und Schärfe des Ausdrucks zu steter, die Selbständigkeit eigenen Urteils vorbedingender Selbstkritik gegen eigene, vorschnelle Behauptung, erprobt und bewährt in unnachgiebiger Gründlichkeit (wenn möglich in Form von Rede und Gegenrede) unter kundiger²⁾ Anleitung an den einzelnen Sachproblemen (z. B. Bewegung, Wille, Abbildtheorie), vor deren Behand-

1) Unter den Neuerscheinungen seien nur genannt (von der bereits vielfach bewährten „Philosophischen Bibliothek“, Meiner-Leipzig, abgesehen): die „Philosophischen Quellenhefte“ Teubner-Leipzig und „Bergmann-Leisegang, Weltanschauung. I. II.“ Hirt-Breslau.

2) Eine Umfrage hat freilich die bedenkliche Tatsache ergeben, daß eine große Zahl derer, die in der Staatsprüfung die Lehrbefähigung für Philosophie zugesprochen erhalten haben, gleichwohl sich genötigt sieht, die Leitung der philosophischen Arbeitsgemeinschaft abzulehnen.

lung natürlicherweise ein Vorkursus als Einführung in die Hauptaufgabe aller Philosophie und die Besonderheit des zugrundezulegenden Textes vorhergehen muß. — Durch dieses Unterrichtsverfahren kommen nicht nur die Philosophie als selbständige Wissenschaft und der nach objektiver, philosophischer Einsicht verlangende Schüler zu ihrem Recht, sondern wird überhaupt erst der „philosophischen Durchdringung aller Unterrichtsfächer“ vorgearbeitet. —

Gruppe 7b: Unterabteilung für Erziehungslehre.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags von 9—12⁵⁰ Uhr.

In der Aula des Staatlichen Gymnasiums.

Der Vorsitzende, Oberstudienrat Dr. Wecker, begrüßt die Erschienenen und gedenkt Rudolf Lehmanns, dessen unerwarteter Tod für die Abteilung besonders schmerzlich ist, da er den Vortrag über die Ausbildung der Lehrer an höheren Schulen auf der Universität zugesagt hatte. An seiner Stelle wurde Prof. Dr. Aloys Fischer (München) gewonnen, der leider in letzter Stunde verhindert worden ist. Der Vorsitzende dankt Prof. Dr. Herman Nohl (Göttingen), der in lebenswürdiger Weise eingesprungen ist. Der Vorschlag, Prof. Dr. Willy Moog (Braunschweig) den Vorsitz in den Abteilungssitzungen zu übertragen, wird angenommen; zum 2. Vorsitzenden wird Prof. Dr. Kroh (Tübingen) gewählt. Das Amt des Schriftführers übernimmt Studienreferendar Dr. von Drygalski (Göttingen).

Oberstudiendirektor Dr. Julius Schöнемann (Bad Homburg v. d. H.) spricht über: **„Problematisches in der Berufsarbeit an höheren Schulen in Hinsicht auf die gegenwärtige geistige Einstellung der Schule und des Publikums“⁽¹⁾**:

1. Für die Schule ist der gute Einfluß des Elternhauses wertvoller als der oft zweifelhafte der Jugendvereine. 2. Die wissenschaftliche Weiterbildung des Lehrers (durch Kurse, Stipendien, Urlaub) ist unerläßlich. 3. Reformen, überstürzte Neueinführung von Lehrbüchern u. a. m. haben eine gewisse Unruhe hervorgerufen, unter der die wissenschaftliche Gründlichkeit der Lehrer und die Leistungen der Schüler leiden; berechtigte Kritik darf nicht überhört werden, so wenig wie die Kritik an den Leistungen der heutigen Volksschule abgelehnt werden kann und darf. 4. Übertriebene Pflege des „Schöpferischen“ im Kinde gefährdet die Sicherheit in elementaren Kenntnissen und Fertigkeiten. Das trügerische Ziel einer „abgeschlossenen Bildung“ verführt oft zu Verfrühung

1) Druck in der „Monatsschrift für höhere Schulen“, April 1928.

und bewirkt blasierte Frühreife. 5. Die stark verkürzte Zeit wird durch viele Störungen und Unterbrechungen (Lehrfilm, Studienfahrten, Besichtigungen) noch mehr beschränkt. 6. Die Pflege des Gedächtnisses wird vernachlässigt, der Wert strenger Verstandesbildung (Urteilsvermögen) wird unterschätzt. 7. Keine übertriebene Sportbetätigung! Gesunder Ehrgeiz muß auch im wissenschaftlichen Streben geweckt werden. Bewegungsfreiheit darf nicht zur Disziplinlosigkeit werden. —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Herman Nohl (Göttingen) über:
„Die Ausbildung der Lehrer an höheren Schulen auf der Universität“¹⁾:

Die Neuordnung des höheren Schulwesens durch die Richtlinien hat der alten Klage über die unzureichende Ausbildung der höheren Lehrer auf der Universität eine neue Wendung gegeben, der Lehrer fühlt sich heute nicht bloß pädagogisch nicht genügend eingestellt, sondern auch vom Inhalt her, den er unterrichten soll, von ihr im Stich gelassen. Die Schlagworte von der fehlenden Lebensnähe und die Forderung der Pädagogisierung der Wissenschaft greifen diesen Mangel an der falschen Stelle an. Es handelt sich darum, den vollen Lebenssinn der Wissenschaft selbst zu entwickeln. Die stärkste bildende Kraft der Wissenschaft liegt dann immer in der unbedingten sachlichen Energie, mit der sie ihrem eigenen Gesetz gehorcht. Die Pädagogik kann hier nur fordern, daß die Fakultäten mit einem klaren Bewußtsein der Bildungsnotwendigkeiten daran arbeiten, den Lebenssinn ihrer Wissenschaft sichtbar zu machen, dann wird auch der Lehrer aus einem klareren Bewußtsein von dem Wesen der Haltung, die er vermittelt, unterrichten und so auch erziehen. Technisch ausgedrückt heißt das eine stärkere Betonung der Einführungs- und Schlußvorlesungen. Bisher wird wenigstens in den Geisteswissenschaften der klare Unterschied zwischen Anfängern und fertig Ausgebildeten und dementsprechend zwischen diesen beiden Vorlesungen nicht gemacht. Die Einführung würde vom Studiengang aus aufbauen, die Schlußvorlesung eine Enzyklopädie der jeweiligen Wissenschaft geben.

Neben dieser vertieften wissenschaftlichen Ausbildung ist aber auch ein spezielles Studium der Pädagogik schon auf der Universität nötig, die die Aufgabe, dem künftigen Lehrer die Idee seines Berufes zu vermitteln, keinesfalls der Praxis überlassen darf. Zu dieser pädagogischen Ausbildung gehört auch die Einführung in die Didaktik der Fächer, nicht in die Fragen der Schulpraxis, sondern in die allgemeinen Fragen der pädagogischen Form der jeweiligen Wissenschaft (Grundhaltung, Stoffauswahl, Aufbau des Lehrplanes usw.), wodurch für den künftigen

1) Erschienen im „Pädagog. Zentralblatt“, herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, 1928.

Lehrer erst die Brücke zwischen Fachwissenschaft und Pädagogik geschlagen wird. Was angesichts der Kompliziertheit der Fragen hier nötig ist, kann während der praktischen Ausbildungszeit nicht geleistet werden, sondern ist Sache der Universität, und der junge Mensch muß in dieser Zeit seines lebendigsten Wachstums mit ihnen in geistige Berührung kommen. Technisch bedeutet das die Forderung von Ordinarien der Pädagogik für jede Universität, die jetzt von den Lehrern der höheren Schulen erhoben werden muß, nachdem sie bisher von den Volksschullehrern vertreten wurde. Die Übungsschule ist abzulehnen, hier genügt das von dem Ministerium empfohlene Hospitieren in den Schulen während der Universitätsferien. Der notwendige Abschluß solcher Ausbildung ist aber die Abschlußprüfung in der Pädagogik neben der allgemeinen Prüfung in der Philosophie.

Als Gegenberichterstatte spricht dann Prof. Dr. Max Siebourg, Vizepräsident des Provinzialschulkollegiums (Koblenz), über: „**Die praktische Ausbildung der zukünftigen Lehrer an höheren Schulen**“:

Seinen Ausführungen liegen folgende Ausführungen und Leitsätze zu Grunde:

1. Die praktische Ausbildung des philologischen Nachwuchses hat nicht auf der Universität, sondern an der Schule zu erfolgen. Der Universität fällt die wissenschaftliche Bildung für den Beruf des Lehrers und Erziehers zu; dabei sind die Bedürfnisse der Schule mehr als bisher zu berücksichtigen. — 2. Über die Forderungen, die die preußische Ordnung der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen betrifft der Philosophie und Pädagogik enthält, ist nicht hinauszugehen; der Nachweis eines erfolgreichen pädagogischen Studiums ist im philologischen Staatsexamen nicht zu erbringen. — 3. Die praktische Ausbildung dauert 2 Jahre; in Fällen besonderer Befähigung und Bewährung kann sie um 1 oder 2 Semester verkürzt werden. — 4. Auf Grund der in der Rheinprovinz seit 2 $\frac{1}{2}$ Jahren gemachten Versuche empfiehlt es sich, zum mindesten im 2. Jahre die Referendare zur Ausbildung in Bezirks- oder Provinzseminaren zusammenzufassen. — 5. Für diese Zwecke sind erheblich größere Mittel als bisher bereitzustellen.

In der Aussprache führt als erster Redner Gymnasialdirektor Dr. Fritz Bucherer (Heidelberg) aus: Zur wissenschaftlichen Ausbildung des Lehrers an höheren Schulen auf der Universität gehört m. E. neben der fachwissenschaftlichen Ausbildung eine philosophische Orientierung und eine Einführung in die wissenschaftliche Pädagogik. Die fachwissenschaftliche Ausbildung wird den Bedürfnissen der zukünftigen Lehrer dadurch am besten gerecht, daß sie die zentralen Gebiete der Fachwissenschaft, für Philologen vor allem also die repräsentativen Literaturwerke in den Vordergrund stellt, die philosophische Orientierung soll

auch auf die Grundlage der Fachwissenschaft und ihre Stellung im Gesamtgebiet der Wissenschaft Bezug nehmen, die Einführung in die Pädagogik theoretische Pädagogik, Geschichte der Erziehungsideale und Jugendkunde umfassen. Die wissenschaftliche pädagogische Ausbildung darf hinter der der künftigen Volksschullehrer nicht zurückbleiben, und es sind deshalb an allen Universitäten Lehrstühle für wissenschaftliche Pädagogik zu errichten. Die didaktische Ausbildung dagegen kann nur von Schulmännern geleistet werden und gehört daher zum Aufgabenkreis der auf das Universitätsstudium folgenden praktischen Vorbereitungszeit.

An zweiter Stelle führt Oberstudiendirektor Dr. Buchenau (Berlin) aus: Es erscheint zweifelhaft, ob es sich empfiehlt, schon auf der Universität eine Einführung in die Didaktik zu geben. Sollte es nicht richtiger sein, zunächst einmal die ganze Kraft der Arbeit auf die Wissenschaft zu sammeln? Die utilitaristische Rücksicht auf den künftigen Beruf kommt immer noch früh genug, zumal bei der durch die Not der Lage erzwungenen Einschränkung des Studiums. Es wäre gut, wenn — nach dem Beispiele Amerikas — dem „Studienrat“, nachdem er sich als Kandidat und angestellter Lehrer, — sagen wir 5—6 Jahre — bewährt hat, mit Unterstützung der Staats- und städtischen Behörden Gelegenheit geboten würde, mindestens für ein Semester zu der alten Hochschule zurückzukehren, um sich dann hier, unter der Leitung der Universitätsdozenten, mit Problemen der Pädagogik und Didaktik zu beschäftigen. — Was aber die Professoren für Pädagogik betrifft, so sind dabei zwei Forderungen zu stellen: 1. Philosophie und Pädagogik sind nicht zu trennen, sondern es muß alle Pädagogik als konkrete Philosophie angesehen werden. Eine losgelöste „Pädagogik“ als Wissenschaft ist stets in Gefahr, in der Art des früheren Herbartianismus zu verflachen und schematisch zu werden, 2. bei der Besetzung der Professuren frage man nicht nach der Vorbildung, sondern allein nach dem Können.

Prof. Toeplitz erklärt: Ob ein stufenweiser Aufbau der Fächer, wie Nohl ihn fordert, möglich ist, hängt von den Traditionen der betreffenden Universitäten und Fakultäten ab. Der Universitätsbetrieb muß methodisch durchgearbeitet werden, der Universitätslehrer muß auch in pädagogischer Beziehung Vorbild sein. — Hofrat Möckel (Wien) gibt den Vorlesungsplan für die Pädagogik und allgemeine Didaktik der Unterrichtsfächer in Österreich bekannt. — Ministerialrat Dr. Menke-Glückert (Dresden) erklärt, daß die Praxis in die Universität mit aufzunehmen sei. In Sachsen habe man damit die besten Erfahrungen gemacht. Er gibt dann im einzelnen die Praxis in Sachsen bekannt. — Geheimrat Dr. Schwarz (Münster i. W.) führt aus: Die Kinderpsychologie muß mehr berücksichtigt werden auf der Uni-

versität. In Westfalen hat man die Einrichtung von Hochschulkursen in der Provinz getroffen, die die Verbindung zwischen Wissenschaft und Schule aufrecht erhalten sollen. — Studiendirektor Dr. Weinstock (Frankfurt a. M.) erklärt: Didaktik allgemeiner Art ist auf der Universität zu treiben. Der Student und künftige Lehrer muß zur Besinnung kommen, was Bildung überhaupt ist.

Martin Luserke, Leiter der Schule am Meer (Juist), macht zur Frage der praktischen Ausbildung auf die Möglichkeit aufmerksam, eine Zeitlang auf Grund von Studienurlaub an einer der Freien Erziehungsgemeinschaften (Landerziehungsheime) mitzuarbeiten. Man kann die dortige Arbeit zwar nicht direkt auf die öffentliche Schule übertragen. Wohl aber vermag ein solcher Aufenthalt erfahrungsgemäß sehr wichtige und dauernde Anregungen zu geben und in einigen Punkten Erfahrungen zu ermöglichen, die wohl nur dort gemacht werden können. Redner nennt zwei: 1. daß die Werkätigkeit (vom Gartenbau bis zum Künstlerischen) zum Ausdruck des persönlichen Wesens werde (was eine Überschaubarkeit des Lebenskreises und — im Gegensatze zum Lehrwerkstättenbetrieb — die Stellung der Aufgaben und die Erprobung der Lösungen im eigenen Leben voraussetze). — 2. daß die Einheit in der Bildungsidee der Schule durch eine kameradschaftliche Lebensgemeinschaft aller Lehrer lebendig getragen werde und als menschliche Selbstverständlichkeit erscheine.

Oberstudiendirektor Dr. Wendland (Osnabrück) sagt: Jeder Lehrer muß die verschiedenen Schultypen kennen lernen. Zur zweijährigen Ausbildungszeit muß ein drittes Alumnatsjahr hinzukommen. — Studienrat Dr. Bauer (Bielefeld) hält es für nötig, daß die Auszubildenden nicht so stark mit Vertretungen belastet würden; auch müßten die ausbildenden Herren entlastet werden.

Zweite Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 8¹/₂—12¹/₂ Uhr.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Moog erteilt Studienrat Dr. Paul Gohlke (Berlin) das Wort zu seinem Vortrag: „**Die Mathematik und das humanistische Bildungsideal**“¹⁾:

Der Vortrag geht zunächst auf die Schwierigkeiten ein, die mit der Formulierung des humanistischen Bildungsideals verknüpft sind, und erläutert sie durch Beispiele aus der griechischen Mathematik. Obwohl die Leistungen der griechischen Mathematik ebenso hervorragend sind wie auf andern Gebieten (Klassizismus) und obwohl sie für die weitere historische Entwicklung ebenso grundlegend geworden sind (Historis-

1) Der Vortrag ist erschienen im 1. Heft der „Neuen Jahrbücher“ von 1928.

mus), kann gerade der Mathematiker besonders klar begreifen, welche Grenzen dem Gesichtspunkt der Vorbildlichkeit und der geschichtlichen Abhängigkeit naturgemäß gezogen sind. Die Beschäftigung mit den Griechen hat — ähnlich wie auf den andern Gebieten — hier nur dann rechten Sinn, wenn sie dazu führt, das Wesen des abendländischen Raumgefühls überhaupt, welches eine der Triebkräfte aller Kultur ist, in seinem Wesen und seiner Eigenart am Gegenbilde des antiken Raumgefühls zu erfassen. Andererseits ist aber gerade die wissenschaftliche Pflege und Objektivierung des Raumgefühls, die ihr Gegenstück in der künstlerischen Gestaltung von Raum und Körper hat, eine so wichtige und charakteristische Leistung einer jeden Kultur, daß man daran nicht vorbeigehen kann, wenn man einen vollen Einblick in die darin wirksamen Kräfte gewinnen will.

So sind Humanismus und Mathematik aufeinander angewiesen: die Mathematik bedeutet für die Formung der geistigen Kräfte eine notwendige Ergänzung der Erziehungsarbeit des Philologen und bietet zugleich dem Humanismus stofflich ein Gebiet dar, auf dem er sich wegen der Durchsichtigkeit der Gegenstände mit besonderer Klarheit des Verhältnisses der modernen Kultur zur Antike bewußt werden kann, der Humanismus gibt dem Mathematiker eine Idee, die ihn leiten kann, aus dem unermeßlichen Gebiet seiner Wissenschaft eine für den Jugendunterricht angemessene Auswahl zu treffen, und zugleich zeigt er ihm einen Weg zum Verständnis der Grundkräfte seiner Wissenschaft, deren individuelle Eigenart er rein als Mathematiker gar nicht sehen würde. —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Hans Freyer (Leipzig) über:
„Sprache und Kultur“¹⁾

Der Begriff der Sprache, den die deutsche Bewegung von Herder bis Humboldt gewinnt, und den die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts bis zu den Positivisten hin als Grundlage festhält, ist durch drei Momente bestimmt: 1. die Sprache ist nicht ein Kultursystem unter anderen, sie ist der Ursprung des Geistes überhaupt; sie ist nicht ein objektives Werk, sondern ein wesentliches Merkmal des Geistes (Herders Lehre vom Ursprung der Sprache aus der Besinnung). — 2. Als entfaltetes Reich von sprachlichen Formen betrachtet, ist die Sprache „Organismus“ (Humboldt): jedes einzelne Element enthält bereits die ganze Sprache in sich. — 3. Die Sprache hat Intentionalität, Zeichencharakter; sie hat in jedem ihrer Elemente nicht nur eine Bedeutung, sondern bezeichnet vermöge dieser Bedeutung eine gegenständliche Wirklichkeit. Die Sprache ist nicht nur ein Gewebe von in sich sinnvollen Formen, sie ist transparent für die Wirklichkeit. Sie enthält die

1) Der Vortrag ist als Ganzes gedruckt in der Zeitschrift: „Erziehung“, Jahrg. 1927.

Welt der Gegenstände, aus dem stummen in den beredten Zustand übersetzt, in sich.

Ein „reiner“ Sprachunterricht, der die Sprache als Formensystem für das eigentliche Bildungsgut hält und sich das Ziel setzt, Einsicht in das Gefüge und Verständnis für das Eigenleben der Sprache zu erwecken, war sinnvoll vom humanistischen Ideal der Persönlichkeit und der Bildung aus. Humboldts Erziehungslehre zeigt in klassischer Weise diese Vereinigung der Ideale des reinen Sprachunterrichts und des humanistischen Begriffs der Bildung. Die Sprache ist dann vor allen andern Bildungsgütern der Weg, um die Individualität zur Totalität auszuweiten.

Wenn die Gleichung von Individualität und Totalität als Norm des Bildungsprozesses fällt und der Sinn des Bildungsprozesses darin gesehen wird, den Menschen verantwortlich in die Wirklichkeit seiner Kultur hineinzustellen, so ist der reine Sprachunterricht abzulehnen. Nicht als Gefüge sprachlicher Formen, sondern als Gefäß wirklicher Kulturgehalte hat dann die Sprache ihren Bildungswert. Die Entscheidung der Pädagogik für die „res“ und gegen die „verba“ bedeutet also nicht eine Entscheidung gegen die Sprache als Organ der Bildung. Sie bedeutet aber allerdings eine innere Umwandlung des Sprachunterrichts: seine Erweckung zu dem Sinn, der dem Wesen der Sprache gemäß ist. —

An dritter Stelle spricht Studiendirektor Dr. Heinrich Weinstock (Frankfurt a. M.) über: **„Sprachunterricht und Kulturkunde“**:

Der Urantrieb der kulturkundlichen Bewegung ist die Not des „Kulturunterrichts“, dem sein pädagogischer Sinn abhanden gekommen ist. Ihre Ursünde aber liegt darin, daß sie diesen Sinn dort sucht, wo ihn die Kulturwissenschaft gefunden zu haben glaubt, in der geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise. Diese Verwechslung von Wissenschaftsgut und Bildungswert, ja Erziehungsziel mußte Historismus erzeugen. Demgegenüber gilt es, das Kulturleben nach der lebendigen Wirksamkeit des Kulturgutes, nach seinem Kulturwert, nach seinem kulturpädagogischen Sinn zu fragen. Diese Frage wird am schulpädagogisch wichtigsten Kulturgut, dem Sprachwerk, verfolgt. Sein kulturpädagogischer Sinn liegt nicht in seinem geschichtlichen Ausdrucksgehalt (Vertreibung der Kulturkunde aus der Erziehung), sondern in seinem lebendigen Bedeutungsgehalt, im „Werkcharakter“ des Werks beschlossen; denn nur in dem, worin es mehr ist als Ausdruck, „gilt“ es, und je stärker und allgemeiner es gilt, umso weniger ist seine kulturzeugende Wirkung durch Raum und Zeit begrenzt. Das klassische Sprachmeisterwerk besitzt diesen „ewigen“ und Zukunft zeugenden, diesen echten kulturpädagogischen Wert. Diesen im Unterricht zu entbinden bedeutet eine erreichbare und sich selbst genügende pädago-

gische Aufgabe. Vom „Werk“ aus läßt sich zugleich aber in physiognomischer Deutung Schöpfergeist und Geist der Zeit wenigstens zu ahnendem Erlebnis bringen. Denn im klassischen Werk ist Schöpfertum, Volkstum, Menschentum eins geworden (Wiedereinsetzung der Kulturkunde); die wesentliche Folgerung hieraus für die rein sprachliche Seite des Kulturunterrichts ist die, daß Sprache als *ἔργον* (im klassischen Werk) Sprache als *ἐνέργεια* (im kulturpädagogischen Sinn) erzeugt. Das Ziel des Kulturunterrichts ist nicht der verstehende, sondern der handelnde Mensch, nicht Kulturkunde, sondern Kulturwille. Das klassische Werk bildet den Verstehenden und Handelnden zugleich. An Stelle der nach der Vergangenheit gewendeten Pädagogik der Kulturkunde muß eine zukunftsgerichtete Pädagogik der Kultur, eine Pädagogik des „Klassischen“, treten.

Gruppe 7c: Unterabteilung für Kunstwissenschaft.

Einzigste Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, von 9—12 Uhr.

Die Versammlung beauftragt die bisherigen Obmänner mit der Leitung der Verhandlungen. Prof. Dr. Graf Vitzthum bedauert, daß zwei der ursprünglich aufgeforderten Redner, Studienrat Dr. Holtschmidt (Eschweiler) und Akademiedirektor Dr. Ulrich Peters (Kiel) teils durch einen Nervenzusammenbruch wegen Überlastung, teils durch dienstliche Pflichten plötzlich verhindert, ihre Vorträge hätten absagen müssen. Trotzdem werde es möglich sein, bei den Vorträgen die Beziehungen zwischen Universität und Schule herauszuarbeiten. Leider sei es auch trotz mehrfacher Bemühung nicht gelungen, einen Kunsthistoriker für einen der Vorträge in den Vollversammlungen zu gewinnen. Wenn so die Abteilung Kunstwissenschaft auf eine einzige Sitzung beschränkt werde, so müsse eben bedacht werden, daß schließlich nicht die Menge, sondern die Güte der Darbietungen ausschlaggebend sei.

Prof. Dr. Erwin Panofsky (Hamburg) spricht über: „Die Antike in der nordischen Gotik“ (mit Lichtbildern)¹⁾:

Die unmittelbare Einwirkung antiker Denkmäler ist für das Mittelalter (und insbesondere für die Entstehung der gotischen Kunst) nicht nur grundsätzlich wichtig gewesen, sondern hat auch einen — wenn gleich intermittierenden, so doch zusammenhängenden und durch verschiedene Stufen hindurch zu verfolgenden — Rezeptionsprozeß dargestellt. Das hochgotische Bausystem, erstmalig im Neubau von

1) Der Vortrag soll in erweiterter Form in den „Studien der Bibliothek Warburg“ veröffentlicht werden.

Chartres verwirklicht, ist nur zu erklären aus einem Zusammenwirken normännischer Struktivität und burgundischer Raumempfindung, die ihrerseits nur durch unmittelbares und in der Gegend plötzlich einsetzendes Zurückgreifen auf römische Denkmäler zur Verwirklichung gelangen konnte (Autun). In Burgund wirkt wesentlich die antike Baukunst, während die Skulptur in ihrem Stil und in ihrem Verhältnis zum Bauwerk unantik bleibt. Eine Plastik antikisierenden Stils entsteht etwa gleichzeitig in der Provence, steht jedoch auch hier nicht am Anfang der Entwicklung, sondern löst einen rein romanischen Stil ab. Hier (St. Gilles) wird die Skulptur auch schon in eine feste Beziehung zur antikisch gegliederten Bauwand gesetzt, bleibt aber flächengebunden und im Kern noch romanisch: man begnügt sich im wesentlichen mit einer Aufnahme desjenigen, was die Spätlinge des antiken Illusionismus zu bieten hatten, und überzieht sozusagen die im Kern romanisch bleibende Figur mit einer stofflich-lebendigen Epidermis. Die Bewegungswerte und die rein plastische Struktur der antiken Klassik können erst rezipiert werden, seitdem die südfranzösische Skulptur in das nordfranzösische Bausystem hineingezogen worden ist und dadurch zum ersten Mal wieder im Sinn einer echt plastischen (in die Figur eine eigene Achse hineinverlegenden) Empfindung durchgestaltet werden kann. Zunächst erfolgt eine neue Bewertung der byzantinischen Vorbilder, die zwar auch früher beständig benutzt worden waren, um 1200 aber mit besonderem Verständnis für ihren klassischen Gehalt begriffen werden. So bildet sich schon an den Querhäusern von Chartres ein Stil, der der Antike von innen heraus sich anzunähern vermag. Die Bewegung führt schließlich in Reims dazu, daß die Gotik aus den ihr zur Verfügung stehenden (meist späten) Denkmälern den klassischen Ursinn gleichsam zurückzugewinnen und rein darzustellen vermag: sie steht der Antike nun ganz frei und selbständig gegenüber, — wie denn auch der antikisierende Stil des 13. Jahrhunderts einen nicht entlehnten, sondern selbst erworbenen Naturalismus (unmittelbare Beobachtung der sichtbaren Wirklichkeit) nicht aus-, sondern einschließt. Die hierdurch erfolgte Wiederentdeckung klassisch-antiker „Schönlebigkeit“ trägt, wie der Gegensatz zwischen Amiens und Reims zu zeigen scheint, sehr wesentlich zur Entstehung des „gotischen Schwunges“ bei, wenngleich späterhin der antikisierende Stil im Norden völlig resorbiert wird; in Italien dagegen erhält er sich neben einer nicht antikisierenden Richtung und vermag —, gerade im Gegensatz zu ihr — als Grundlage der eigentlichen Renaissance zu dienen. Diese unterscheidet sich in ihrem Verhältnis zur Antike (trotz der im vorigen betonten Beziehungen) vor allem dadurch, daß sie die Antike ausgesprochen historisch, d. h. als einen eigengesetzlichen, der eigenen Kulturwelt selbständig gegenüber-

stehenden Kulturkosmos auffaßt. Sie vermag daher die Antike sozusagen zu vergegenständlichen (Entstehung der Philologie und Archäologie) und eben dadurch in ihrer Totalität zu erfassen. Die Gotik dagegen hat die Antike stets nur als etwas Fremdartiges, nicht aber als etwas Historisch-Distanziertes gesehen und daher immer nur einzelne Seiten ihres Wesens dem eigenen zu assimilieren versucht, was sich insbesondere darin zeigt, daß gerade das hohe Mittelalter die antike Form fast durchweg nur als Trägerin unantiker Inhalte und umgekehrt antike Stoffe durchweg in zeitgenössischem Formgewand zu rezipieren imstande war. —

Den zweiten Vortrag hält der Kunsthistoriker Dr. Franz Roh (München) über: „**Die Hauptgegensätze in der modernen Malerei und ihre pädagogische Bedeutung**“ (mit Lichtbildern)¹⁾:

Drei große Lebensgefühle, Anschauungsweisen und daher Bildsysteme durchziehen nebeneinander ganz Europa: der Impressionismus, — die Umwelt als atmosphärische Bewegtheit fassend, sinnlich, wirklichkeitsnahe in der Farbe, improvisatorisch in der Geste —; sodann der Expressionismus (im weiteren Sinne), — alles in schweren Rhythmen kristallisierend, einen inneren, erregenden Gehalt meinend, zu dessen Gunsten die Außenwelt gebrochen wird, lebensfern in der Mythisierung der Farbe —; und schließlich die neue Gegenstands Betonung (Nach-expressionismus) —, wo aufs neue die Vorgestaltetheit der Außenwelt genossen wird, aber nicht mehr bezogen auf Licht und Luft als Träger einer Allbedeutsamkeit, sondern in harter Herausmeißelung des Tastbaren der Körper, die mit statuarischer Ruhe in den Hohlraum abgestellt werden (Verdeutlichung der stilistischen Gegensätze erfolgte durch Abwandlung im Lichtbild, jeweils an einem Thema: am Stilleben, an der Baumlandschaft usw.).

Aus dem Expressionismus wachsen als seine weiteren Glieder Kubismus und Futurismus hervor, ersterer unter Zerbrechung der Außenwelt in kubische Schemen, die sich erregend durchdringen, letzterer unter phantastischer Steigerung des Dynamischen, wo Vorstellungsfragmente einander wie im Traume hetzen, wo in die Bildfläche versammelt wird, was man sonst nie beisammen sehen kann (sog. Simultanmalerei). Während hierhin ein einheitliches Crescendo führt von den Anfängen des Expressionismus (schon vom späten van Gogh an) zu fortwährend wachsender Dynamik, führt von anderen Anfängen (etwa von Seurat und Gauguin an) ein entgegengesetztes Crescendo zur statischen Verfestigung des Bildgefüges, sich festlegend auf Ausdrucksgeheimnisse der Geometrie, bis schließlich der Konstruktivismus entsteht.

1) Der pädagogische Teil des Vortrags erscheint vollständig in der Zeitschrift: „Die Erziehung“.

Als dann mit konstruktiver Spannung die neue Gegenstandsbetonung einsetzt (nur auf einem Zweige der Entwicklung entstehend), zeigen sich auch hier verschiedene Möglichkeiten. Die Genauigkeit der Gegenstandsfixierung wird bald dämonisch gemeint (Dix, Grosz) und dann mit schärfster Gesellschaftskritik verbunden (Darstellung meist soziologischer Mißtypen und Krüppelformen). Oder das Schnurrige wird höchst idyllisch aufgewiesen, mit pluralistischem Blick in die Tausendspältigkeit des Kleinen (die Welt als Ameisenberg, vgl. W. Spies). Oder eine geruhssame Harmonie als eine neue Art von Klassizität wird gesucht (der klassizistische Picasso, Schrimpf u. a.). Soweit Phantastik erstrebt wird, ist es nicht so sehr Faktur-, als vielmehr Gegenstandsphantastik (gewisse Arbeiten z. B. von M. Ernst, der ein neuer H. Bosch sein möchte).

Die Schule soll sich endlich mit dem modernen Leben befassen. Weniger etwa im Geschichtsunterricht (Gegenwartsgeschichte), als vielmehr im sogenannten Zeichnenunterricht. Der Impressionismus brachte manchem Zeichenlehrer neues Gefühl für die Farbe. Vom Expressionismus entnahmen Reformer bereits das Gestalten von innen nach außen und eine neue Elementarkraft des Bildgefühls, wobei aber am wichtigsten das hierdurch mögliche Anknüpfen an die Eigenphantasie und die eigne Entwicklungsstufe kindlicher Darstellungsform wurde —, ein Unterrichtssystem, welches neu erst einmal auf ganzer Linie gesichert werden müßte. Der Konstruktivismus hingegen kann neue Anregungen zur Arbeit mit Lineal und Zirkel geben, eine spielartige Vorstufe zur Geometrie werden, die pädagogisch bisher beinahe aus dem Nichts entsprang. Er lehrt auch das Ausdrucksvolle an Maschinerien neu empfinden. Früher erstrebte man mit Lineal und Zirkel mehr das Ornament, nicht das selbständige Ausdrucksgefüge abstrakter Form.

Die neue Gegenstandsbetonung schließlich mag den Respekt vor der Durchgeformtheit vorliegender Außenwelt offenhalten. Durch scharfes Nebeneinander von subjektivem, freiestem Formenbauen und objektivster Nachformung gegebener Umwelt mag das Kind hart an die Grenzen von Freiheit und Gebundenheit geführt werden, was sich gelegentlich auseinander legen möge, wie in den Richtungen neuerer Malerei selber. —

Studienrat Dr. Konstantin Hilpert (Berlin-Wilmersdorf) macht eine Mitteilung über den „Bund für Kunstausstellungen in Schulen“. Der Bund, ein Zusammenschluß von fast 50 Lehrer- und Künstlerverbänden mit über 200 000 Mitgliedern, arbeitet seit 1920 mit an der Durchdringung unseres Erziehungs- und Volkslebens mit künstlerischem Geist. Er wird gefördert vom Reichsministerium des Inneren, von dem preußischen Kultusministerium, von zahlreichen Stadtverwaltungen und nam-

haften Persönlichkeiten. Der Bund stellt den Schulen Ausstellungen von Eigenwerken (Originalen) zur Verfügung: Gemälde, Plastiken, Graphiken. Nach drei Grundsätzen arbeitet der Bund: 1. nur Originale zu bieten; denn selbst die vollkommensten Reproduktionen reichen an das Eigenwerk nicht heran. 2. Nur Werke aus der deutschen Kunst der Gegenwart zu bringen; denn die Jugend findet den Weg zur Kunst am ehesten durch die Kunst des eigenen Volkes, und nur von der Gegenwart aus führt den Jugendlichen der Weg in die Vergangenheit. 3. Kunst der Gegenwart aller Richtungen zu bringen; denn das Nebeneinander verschiedener Wollungen führt zur Klärung des Urteils und zur Überwindung von Einseitigkeiten. Bei jeder seiner Ausstellungen bestreitet der Bund 20 v. H. aller Kosten. Über 100 Ausstellungen sind schon veranstaltet, daneben für die Lehrerschaft Vorträge und Führungen durch Museen und Ausstellungen, auch durch Künstlerateliers. Die Geschäftsstelle des „Bundes für Kunstausstellungen in Schulen“ (Berlin W 35, Steglitzerstr. 29, Fernruf Kurfürst 7266) versendet Druckschriften und erteilt Auskunft.

Gruppe 7d: Unterabteilung für Musikwissenschaft.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9 Uhr.

Die bisherigen Obmänner übernehmen die Leitung der Versammlungen. Den ersten Vortrag hält Privatdozent Dr. Heinrich Bessler (Freiburg) über: **„Mittelalter, Reformation und Renaissance in der alt-niederländischen Musik“¹⁾**:

Gegenüber der bisherigen Niederländerforschung (Forkel, Kiese-wetter, Ambros, Riemann) gibt der neugewonnene Überblick über die mittelalterliche Musik Anlaß zu erneuter Fragestellung. Die Epoche der niederländischen Musik hebt sich als in sich geschlossener, von einer neuen Musikidee einheitlich durchherrschter Traditionszusammenhang diskontinuierlich von ihrer zeitlichen Umgebung ab. In sich wird diese Tradition gegliedert durch die Generationenfolge unter steter Beziehung auf die einheitliche, aber verschieden ausgeformte niederländische Musikidee. Auf die burgundische Übergangsepoche (Dufay-Generation) von naturalistisch zugespitzter, die spätmittelalterliche und italienisch-trecentistische Tradition aufnehmender und übersteigernder Grundhaltung folgt als erste Niederländergeneration Ockeghem mit seinen Zeitgenossen. Die Hinwendung zur Ordinariumskomposition und Auflösung der Gruppenrhythmik zugunsten einer freien, alle Zeit-

1) Der Vortrag erscheint in der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 6, 1928.

abgrenzungen überflutenden Schweberrhythmik werden als musikalischer Ausdruck mystischer Grundhaltung gedeutet, die die ungewöhnlich starke Resonanz der niederländischen Musik in reformatorischen (deutsches 16. und 17. Jahrhundert) und gegenreformatorischen Kreisen (Palestrina, Gabrieli, Spanien) verständlich macht. Die folgende Generation (Josquin) vollzieht die Rationalisierungsarbeit an der neu gewonnenen Melodik und Polyphonie und schafft durch Bindung an den Text die Grundlagen der neuen, die Musik an der Sprache orientierenden humanistischen Ästhetik. Die Leistung der nächsten, 3. Generation (Gombert, Willaert, Jannequin usw.) dürfte sodann in der Schwerpunktsverlegung auf die profanen Formen (Lied, Madrigal, Chanson) und Überleitung der niederländischen Musik in die Gesellschaftskultur der Renaissance zu erblicken sein. —

Hierauf spricht Prof. Dr. Jacques Handschin (Basel): „Über einige Berührungspunkte von Philologie und Musikwissenschaft“:

1. Versrhythmus. Zur Aufhellung der Frage nach dem Geltungsbereich der Modaltheorie könnte es vielleicht beitragen, wenn untersucht würde, wieweit ein Zusammengehen der Auszierungsnoten mit den Längen des 1., 2. und 3. Modus vorwaltet. Das Wort *modus* für „Rhythmus“ kommt übrigens schon bei spätlateinischen Grammatikern vor (Keil, *Gramm. lat.* VI, 609—611, cf. IV 566). 2. Versform. Wie der Rhythmus (H. Riemann), könnte auch der Rhythmus im Großen, die Form in der Dichtkunst als im Grunde musikalisches Element angesehen werden. Die Form der Estampie ($a + x_1, a + x_2, b + x_1, b + x_2$ usw., wobei x_1 und x_2 sich durch den Schluß unterscheiden) liegt wie in den textlosen Stücken in London *B. M. add.* 28550 (faksimiliert in *Early English Harmony* I pl. 42f.), so in der großen Mehrzahl der Estampietexte aus Oxford *Bodl. Douce* 308 (ediert von G. Steffens, *Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen und Lit.* IIC, 343ff.) vor. Die bereits erkannte Verwandtschaft von Sequenz- und Estampieform (H. J. Moser) wird dadurch erhärtet, daß sich in der Sequenz von Anfang an eine Tendenz zum „musikalischen Refrain“ (x) bekundet. 3. Verskonsonanz. Dieses teilweise schon der Antike bekannte musikalische Mittel der Dichtkunst, welches besonders bemerkenswert ist, wenn es sich um eine mit melodischer Responsion verbundene Lautresponsion handelt, spielt eine große Rolle in der byzantinischen Kontakien- und Kanonpoesie. Dasselbe findet man auch in zwei lateinischen Gedichten, die der Vortragende als Vorläufer der Sequenz ansieht: *Rex coeli domine* (von diesem Gedicht steht in einem seit dem 9. Jahrh. überlieferten Musiktraktat nur der Anfang, s. M. Gerbert, *Scriptores* I 169f.)¹⁾ und *Oratio*

1) Seither fand der Vortragende dieses Gedicht vollständig in einer Handschrift in Bamberg.

Moucani (Kuypers, *The book of Cerne* 219f.; vgl. W. Meyer, *Nachr. v. d. Ges. d. Wiss. in Gött.* 1917, 597 ff., welcher indessen die Verbindungslinie zur Sequenz nicht mehr zog). Somit wird der geahnte Zusammenhang von Sequenz und byzantinischer Hymnodik greifbarer, umso mehr, als das letztere Gedicht (welches in einer Handschrift des 8. Jahrh. erhalten ist und aus der irisch-keltischen Sphäre stammt) noch in anderem an byzantinische Formen erinnert.

Nach einer Aussprache, in der Studienrat Dr. Hans Spanke (Duisburg) das Wort zu längeren Ausführungen über Berührungspunkte zwischen der romanischen Philologie und der Musikwissenschaft ergreift, folgt der Vortrag von Privatdozent Dr. Gustav Becking (Erlangen) über: „**Nationale Haltungen im musikalischen Rhythmus**“:

An Hand musikalischer Beispiele und mit Hilfe von Begleitbewegungen werden die Typen einer französischen, einer italienischen und einer deutschen Haltung im musikalischen Rhythmus abgeleitet. Auf eine Übersicht ihrer Kennzeichen folgt der Versuch einer Deutung im Sinne typisch verschiedener Lebensanschauungen der Nationen. (Eine ausführliche Darstellung enthält G. Becking, *Der musikalische Rhythmus als Erkenntnisquelle*. Augsburg, Dr. B. Filser Verlag. 1928.)

Zweite Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9 Uhr.

Zuerst behandelt Privatdozent Dr. Joseph Müller-Blattau (Königsberg) das Thema: „**Wie erreicht eine Erziehung zur Musik ihren menschenbildnerischen Zweck?**“¹⁾:

Den Ausgangspunkt bildet die Beschreibung der drei wichtigsten Formen der Musikerziehung in der Geschichte. Die Musikgesinnung der Antike ist, in ihrer Ganzheit pädagogisch, auf die Bildung des ganzen Menschen, auch des Körpers gerichtet. Daher ist auszugehen von der körperlichen Betätigung der Musik in der Orchestik. Durch den Körper wirkt die Musik bis ins Willensmäßige des Menschen; daher die „ethische“ Bedeutung der Musik. Für das Mittelalter gehört die Musik als Wissenschaft zu den sieben freien Künsten, die seelische Bildung des Menschen bewirken. Mathematischer Art sind die überpersönlichen Gesetze der Musik, im Zusammenhang mit dem Wort ist sie Rhetorik. Diese Doppelheit ist in der Musikerziehung, neu gefördert durch den Humanismus, bis etwa 1750 wirksam. — Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts tritt dann das Lied, als der „natürliche“ Ausdruck des ganzen, unverbildeten Menschen in den Mittelpunkt auch der Musikerziehung. Die

1) Der vollständige Vortrag ist in der Zeitschrift „Die Erziehung“, Februar 1928 gedruckt erschienen.

Musik in der Volksschule, Musik (mehrstimmiges Singen) als Mittel der Volksbildung „zur Veredelung des Gemüts“ stehen im Vordergrund. An das erziehlich Fruchtbare daran hat in unserer Zeit die aus der Jugendbewegung hervorgegangene Volkssingbewegung und (durch sie) die jüngste Musikerziehungsreform angeknüpft. Daß jeder Deutsche „musikalisch“ werde, dies Ziel hat schon Kretzschmar ausgesprochen.

Das „Wie“ einer solchen „Erziehung zur Musik“ wird kurz nach zwei Seiten erörtert: Einmal in einer Klärung des maßgebenden Grundbegriffes eines „Hörens und Verstehens“ der Musik; zu zweit in der Aufzeigung der grundlegenden Formen musikalischer Entwicklung im Jugendalter. —

Die Aussprache, die sich über alle drei musikpädagogischen Vorträge gemeinsam erstrecken soll, wird auf den Schluß der Sitzung verschoben; nur Studienrat Poppe (Waldenburg-Altwater), der dienstlich gezwungen ist, vorher abzureisen, erhält sogleich das Wort zu kurzen Ausführungen, in denen er die menschenbildnerische Bedeutung der Volkssingbewegung unterstreicht, die bisher von Lehrern und Theologen, aber viel zu wenig noch von den Philologen erkannt und gefördert werde. —

Es folgt der Vortrag von Prof. Heinrich Martens (Berlin) über: **„Die Auswirkung der Richtlinien für den Musikunterricht an den höheren Lehranstalten Preußens“¹⁾**:

Die Richtlinien sind heute noch Maximal- und Idealplan, die im ganzen den musikerzieherischen Bedürfnissen unserer heutigen höheren Schule durchaus gerecht werden. Sie können jedoch in ihrem ganzen Umfange nicht durchgeführt werden, weil einerseits die große Zeit- und Raumnot und andererseits die Verzögerung in der Anstellung von qualifizierten Lehrkräften sich hindernd in den Weg stellt. Unsere heutige höhere Schule erfordert, entsprechend der Vorschrift, in ihrer Vielgestaltigkeit einen den jeweiligen Verhältnissen angepaßten Sonderanstaltsplan. Die Stundenvermehrung ist nicht eine Mehrbelastung für den einzelnen Schüler, sondern bedeutet vielfach eine Entlastung durch Vereinfachung des Stundenplans. Das Ministerium kann die Verpflichtung für die Durchführung der Richtlinien, die notwendige Zeit bereit zu stellen, wie es die Kommunen von sich aus schon von selber getan haben, nicht länger von sich weisen. Um die Richtlinien wirksam durchführen zu können, muß folgende Stundenzahl als Minimalforderung für die einfache Vollanstalt zugestanden werden: VI—V = 2 Std., IV—I = je 1 Std., Chor 3 Std., Instrumentalabteilung 1 Std. Daraus ergibt sich die Erweiterung der Stundenzahl für die größeren und Doppelvollanstalten von selber.

1) Der Vortrag ist ganz gedruckt in: „Die Stimme“, Jahrg. 22, Heft 2 und 3. (Verlag Trowitzsch u. Sohn, Berlin).

Kombinationen im bisherigen Ausmaße müssen von der höheren Schule als ihrer unwürdig zurückgewiesen werden und sind, entsprechend dem Ministerialerlaß vom 25. 2. 23, nur im Umfange der Kombinationen für den wissenschaftlichen Unterricht zulässig. Bei dem Übergang der Jugend von der Grundschule in die höhere Lehranstalt sind Fähigkeiten auch in der Musik nachzuweisen. Der Staat hat die dringende Verpflichtung, dem Erlaß, daß der Musikunterricht nur von qualifizierten Lehrkräften erteilt werden soll, in verstärktem Maße Geltung zu verschaffen. Die höhere Schule hat von sich aus die Verpflichtung, für die Einstellung geeigneter Lehrkräfte Sorge zu tragen.

Die vollakademische Ausbildung des Musikstudienrats (Künstlerpädagogen) verträgt nicht die Belastung noch mit einer wissenschaftlichen Lehrbefähigung, da sonst die künstlerisch begabtesten Kräfte für die Schule verloren gehen. —

Sodann sprach Dr. Bruno Stäblein (Koburg) über: „**Musikwissenschaftliches im Schulunterricht**“¹⁾:

Nachdem im 16. und auch noch teilweise im 17. Jahrhundert eine blühende Musikerziehung bestanden hat, die in der Übereinstimmung zwischen Schulmusik und allgemeiner Musikpflege hauptsächlich mitbegründet war, ist dieses Band allmählich fast vollkommen aufgelöst worden. Für die dringend nötige, das Problem der Jetztzeit bildende Wiedereinfügung des methodisch nun gesicherten Gesangunterrichtes in einen Musikunterricht gibt der Vortragende einzelne Beispiele, wie dies durch Vermittlung von musikwissenschaftlichen Ergebnissen 1. aus den elementaren Vorübungen, 2. aus der Liedbehandlung einer Gesangsstunde heraus bewerkstelligt werden kann. Dieser Weg sei vor einem auf historischer Belehrung oder auf Querverbindung mit anderen, außermusikalischen Fächern basierendem Unterricht seiner musikalischen und psychologischen Vorteile wegen zuerst zu begehnen.

Gruppe 7e: Unterabteilung für Hygiene und Leibesübungen.

Einzige Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags um 9 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung spricht als erster Redner Prof. Dr. Peter Jaeck (Marburg) über: „**Untersuchungen über den Einfluß der Gesamterziehung auf die körperliche Leistungsfähigkeit**“²⁾:

Die körperliche Erziehung greift, wenn sie richtig gehandhabt wird, weit über die Grenzen des eigentlichen Turn-Unterrichts hinaus. Um-

1) Der Vortrag erschien in erweitertem Umfang im Dezemberheft der „Musikerzeitung“, Nr. 12, Jahrg. 4, Berlin 1927.

2) Erscheint in Friedrich Manns „Pädagogischem Magazin“ (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne).

gekehrt übt aber auch die Gesamterziehung einen starken Einfluß aus auf die körperliche Erziehung. Das Institut für Leibesübungen an der Universität Marburg hat auf diesem Gebiete umfangreiche Untersuchungen angestellt. Untersuchungsgegenstand waren die je 1000 Wettkämpfer, die zu den Akademischen Olympien 1924 nach Marburg und 1927 nach Königsberg kamen. Diese Wettkämpfer stellten eine Auslese der gesamten deutschen Studentenschaft dar. Für die Schule ergab sich aus der Untersuchung, daß die Studenten mit der Vorbildung des humanistischen Gymnasiums weit unter dem Durchschnitt blieben, während die Realgymnasiasten und besonders die Oberrealschüler der Zahl nach weit stärker vertreten waren, als nach der Reichshochschulstatistik zuständig gewesen wäre. Bei dem Vergleich der erzielten Leistungen verschiebt sich das Verhältnis noch weiter zu Ungunsten des humanistischen Gymnasiums.

Die Ursachen liegen zum Teil in der verschiedenen sozialen Schichtung der Elternschaft, zum Teil sicher aber auch an der Schule selbst. Die zuständigen Schulfachleute haben die Pflicht, sich mit diesen Untersuchungsergebnissen auseinanderzusetzen, das Gymnasium vor allem ist verpflichtet, der körperlichen Erziehung seiner Schüler besondere Sorgfalt zuzuwenden. —

Nach diesem Vortrag spricht Universitätsturnlehrer Dr. Richard Stempel (Kiel) über: **„Höhere Schule und Neuordnung der Turnlehrerbildung in Preußen“**:

Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung geht der Redner auf die Stellung des Turnunterrichts im Gesamtlehrplan unseres höheren Schulwesens ein. Das Turnen habe trotz aller Bemühungen heute noch nicht die Stellung, die ihm auf Grund seiner Bedeutung zukomme. Turnen gelte weiten Kreisen immer noch lediglich als technisches Fach. Die seelischen, geistigen, charakter- und persönlichkeitsbildenden Werte der Leibesübungen fänden immer noch nicht die erforderliche Einschätzung und Auswertung für die Erziehung. Die Richtlinien des Unterrichtsministeriums von 1924 hätten die Bedeutung des Turnens in der erwähnten Richtung wohl betont, grundlegender Wandel könne aber erst durch eine Neuordnung der Turnlehrerbildung geschaffen werden, die zwar erst in einigen Jahren zur vollen Auswirkung kommen werde, aber unzweifelhaft für die Hebung des Turnens sofort von größtem Werte sei. Als Forderung müsse man die Abschaffung des Fachturnlehrers und Einfügung der Turnlehrerbildung in das philologische Studium stellen. Das Turnen werde damit zum Hauptfach erhoben werden. Das gewaltig angeschwollene Stoffgebiet sei nach der praktischen und theoretischen Seite in 6—8 Semestern zu erledigen. Als Ausbildungsort komme lediglich die Universität in Frage. Ein so vorgebildeter Turn-

lehrer sei in der Lage, neben die geistige Erziehung die leibliche als gleichwertig zu setzen. Aus pädagogischen Gründen fordert der Redner dann, daß in Zukunft von jedem Philologen der Nachweis der Turnfakultas zu erbringen sei, und gibt zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, daß das Ministerium die schon lange geforderte Neuordnung bald in Kraft setzen möge als ein Werk, das allen Halbheiten auf dem Gebiet der Leibesübungen ein Ende mache. —

Den Schlußvortrag hält Studienrat Bernhard Zimmermann, akademischer Turn- und Sportlehrer (Göttingen), über: „**Bierstudent und Sportstudent**“:

Bierstudent und Sportstudent stellen zwei extreme Typen des Studententums dar, zwischen ihnen liegt der Idealtyp des Studenten, dem neben der ernsten, wissenschaftlichen Arbeit eine vernünftige Körperkultur Lebensbedürfnis sei.

Der Bierstudent, nach außen das Urbild des deutschen Studenten, der vor dem Kriege eine mehr oder minder nachsichtig belächelte Figur in den Witzblättern war, ist heute eine unsoziale, verachtete und verhaßte Erscheinung. Das Kriegs- und Werkstudententum und die Inflation haben geholfen, seine Absonderlichkeiten einzudämmen. Die wichtigste Reformerscheinung nach dem Kriege war aber die Einführung der pflichtmäßigen Leibesübungen. Mit dem schnellen Anwachsen der Turn- und Sportbewegung droht aber ein neuer Studententyp, der ungeistige Sportstudent, der aus analogen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens (Sportüberreibung, Heroenkult und verkappter Professionalismus) zu verstehen ist. Gegen beide Typen kämpfen die Führer der akademischen Turn- und Sportbewegung bewußt, indem sie die körperliche Ausbildung als Erziehungsfaktor im Hochschulleben herausarbeiten. Die Mittel sind die behördliche Anerkennung und Organisation regelmäßiger Körperkultur, der Ausbau hochschulmäßiger und hochschulfähiger Institute für Leibesübungen und eine vielseitige, abwechslungsreiche Praxis, die durch reiche Übungsmöglichkeiten dem individuellen Bedürfnis der Studenten gerecht wird. Wichtig bei der Ausgestaltung der Praxis ist die Betonung des Wettkampfgedankens, da der Mannschaftskampf auf sportlichem Gebiete eine sinngemäße Ablenkung der Nebenbuhlerschaft der Verbindungen auf ein neutrales Gebiet darstellt. —

Eine Aussprache schließt sich an die Vorträge kaum an, doch ergeben die Verhandlungen die einmütige Feststellung, daß die Philologenschaft die vollkommene Übertragung des Turnunterrichtes auf die wissenschaftlichen Lehrer für notwendig erachtet.

8. Abteilung für Religionswissenschaft und Volkskunde.

Einzigc Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 3—6 Uhr.

Prof. D. Bertholet eröffnet die Sitzung, an der etwa 130—150 Personen teilnehmen, und gedenkt der Toten, besonders Hugo Graßmanns. Er betont die Bedeutung der Volkskunde für die religionswissenschaftliche Forschung, erinnert an die wertvolle ethnographische Sammlung der Universität¹⁾ und rühmt Christoph Meiners, Wellhausen und Lagarde als bedeutendste Vertreter der Religionswissenschaft in Göttingens Vergangenheit. Auf seinen Vorschlag übernimmt Studienrat Prof. Dr. Wilhelm Ranisch (Osnabrück) den Vorsitz.

Als erster Redner spricht Prof. Dr. Hans Naumann (Frankfurt a. M.) über: „**Christentum und deutscher Volksglaube**“²⁾:

Dem deutschen Volksglauben liegt als wichtigste GröÙe die primitive magisch-mystische Naturauffassung zugrunde, über die man aus der vergleichenden Völkerpsychologie den besten Aufschluß erhält. Auf sie wirkte erst die große altgermanische Religion, sodann das Christentum ein. Aber von den Einwirkungen der ersteren ist heute wenig mehr zu spüren. Selbst für den wilden Jäger muß man sich heute in den meisten seiner Erscheinungsformen ohne Wodan behelfen, im übrigen ist er ein lehrreiches Beispiel für die historische Folge der Unterlegungen, erst der heidnischen, dann der christlichen. Ohne Konkurrenz und unangefochten füllt schon längst das Christentum die entleerten alten Glaubensformen. Einige dieser Formen hat das Christentum verkümmern lassen, in anderen war es ungemein schöpferisch auch auf deutschem Boden. An der Heiligenmythologie wird dies zu erweisen versucht, ferner an dem sehr volkstümlich gewordenen Leidenszug der christlichen Religion. Am objektivsten ergibt die Volkssage, wie stark die Kategorien des primitiven Glaubens von christlichen Ideen ausgefüllt sind. Es wird das mit einer Analyse der Weltanfangs- und Weltuntergangssagen gezeigt, desgleichen mit einer Analyse des Erlösungs- und des Schuldmotivs in der deutschen Sage. Eine primitiv-magische Schicht wird von einer christlich-magischen, dann christlich-ethischen Schicht abgelöst. Sitte und

1) s. S. 176.

2) Der Vortrag erscheint im vollen Umfang in der Zeitschrift für Deutsche Volkskunde.

Brauch ergänzen das Bild, wiederum auf einer niederen und einer höheren Ebene. Die letzten und reinsten Ideen des Christentums konnten nicht volksläufig werden; aber innerhalb der Grenzen, in denen ein Volk überhaupt eine höhere Religion annehmen kann, ist dem deutschen Volke das Christentum sicherlich in Fleisch und Blut übergegangen. —

An zweiter Stelle spricht Oberstudienrat Dr. Julius Richter (Eschersheim b. Frankfurt a. M.) über das Thema: „**Der Einfluß Herders auf die Religion des jungen Goethe**“:

Herders religiöser Einfluß auf den jungen Goethe der Straßburger und nachstraßburger Zeit kann nur erschlossen werden aus der Vergleichung des religiösen Gedankenbesitzes Herders in jener Zeit mit demjenigen, den Goethe seit Straßburg im Unterschied von seiner vorherigen pietistischen Richtung gewonnen hat. Das Wesentliche bei Herder ist einerseits die im Anschluß an Kant und die englische Aufklärung gewonnene Ablehnung aller metaphysischen Erkenntnis Gottes — Gott ist Geheimnis, nur zu spüren in den Werken seiner Schöpfung —, ferner die rein menschlich-geschichtliche Auffassung von Christus, dem „Menschenfreund“, und die relativistische Wertung der Religionen wie alles Sittlichen. Daneben steht andererseits unter dem Einfluß Hamanns die Verbindung von Poesie und Religion, die Wertung der biblischen Offenbarung, besonders in der Person Jesu, und der religiös gewandte Geniegedanke: Erhebung der Seele zur Gottheit. Dazu tritt seit der Seereise ein starkes Naturgefühl, das sich sogleich auch mit der Religion verbindet und Gott vor allem in der Natur erlebt.

Goethe ist durch Herder von seinem Pietismus losgelöst worden, besonders von dem Herrnhuter Kult des „Kreuzgottes“ Christus. Christus wird auch ihm aus einem „Herrn“ zum „Freund und Bruder“, zu einem unter den andern großen Menschheitsführern zu Gott hin. In seinem neu erwachten Geniebewußtsein reiht Goethe sich selbst in diesen Kreis ein, will sich selbst in titanischem Aufschwung zur Gottheit erheben, die dem Verstande ewiges Geheimnis bleibt, im Gefühl aber, und zwar vor allem im Naturgefühl, erlebt werden kann. Da aber dieses Ringen nach dem Gotterlebnis immer wieder zur tiefsten Enttäuschung führt, wendet sich Goethe schließlich von dem „Ungeheuren, Unfaßlichen“ ab, um fortan sich mit dem Abglanz des Göttlichen im Irdischen, in den Einzeldingen der Natur, zu begnügen.

9. Abteilung für Geographie und Ethnologie.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3—7 Uhr.

Nach der Eröffnung der Sitzung spricht als erster Redner Studienrat Dr. Otto Graf (Nordenham) über: „**Die philosophische Durchdringung des geographischen Unterrichts**“¹⁾:

Die philosophische Vertiefung des geographischen Unterrichts ergibt sich als ein Teil der „Philosophie im Unterricht“ (vgl. Abschnitt „Philosophie“ von H. Johannsen im Handbuch des Arbeitsunterrichtes für höhere Schulen, Frankfurt a. M. 1925). Bei der Betrachtung erheben sich vier Fragen:

1. Ist die Geographie mit ihrer besonderen Aufgabe und mit ihrer Methode geeignet, philosophischen Erörterungen zu dienen?

2. Bieten die Stoffe des geographischen Unterrichts einen Weg zur Philosophie, der für Schüler gangbar erscheint?

3. Welche besonderen Probleme bietet die Geographie?

4. In welchem Zusammenhang sind solche Probleme zu behandeln?

Diese Fragen sind in folgender Weise zu beantworten:

Zu 1. Die Geographie als „Wissenschaft in ihrer objektiven Bedeutung“ (vgl. B. Bauch, Wahrheit, Wert u. Wirklichkeit, Leipzig 1923) ist nach Aufgabe und Methode eindeutig bestimmt.

Zu 2. Der geographische Unterricht ist in hohem Maße geeignet, philosophische Gedanken anzuregen. (Kopernikanisches System, kosmogonische Theorien, Stoffe der Länderkunde).

Zu 3. u. 4. Die philosophische Vertiefung der Geographie hat sich auf die Vertiefung der Fächer zu stützen, die der Geographie nahestehen. Nur mit Hilfe der Einsicht in diese „Bezugsgesetzlichkeit“ eröffnet sich das Verständnis für die Probleme, die aus der „Eigengesetzlichkeit“ der Geographie erwachsen, nämlich „Landschaft“ und „Staat“.

Die Aufgabe einer philosophischen Vertiefung des geographischen Unterrichts erweitert sich zu einer philosophischen Durchdringung der Geographie selbst. —

Den zweiten Vortrag hält Studienrat Dr. Oswald Muris (Charlottenburg) über: „**Die Erdkunde im Rahmen der deutschen Bildung**“²⁾:

1) Vgl. „Monatsschrift für höhere Schulen“ 1928.

2) Abgedruckt in der Zeitschrift für deutsche Bildung, hrg. von Dr. Ulrich Peters Heft 5, 1926. Verlag Moritz Diesterweg. Frankfurt a. M.

Nach einem kurzen Überblick über die Entwicklung des Bildungsbegriffes werden die Grundelemente der deutschen Bildung analysiert. Sie umfaßt die Erziehung zum Heimat-, Volks- und Staatsbewußtsein. Heimat, Volk und Staat sind aber raumbedingte Größen. Als solche sind sie Gegenstand der Erkenntnis für die Erdkunde als Wissenschaft und Objekte des erdkundlichen Unterrichts. Im einzelnen werden diese drei Grundelemente untersucht nach ihren Wertinhalten als Wege zur Erziehung zum deutschen Menschen. Die Heimat ist der Raum des ursprünglichsten soziologischen Verbandes der Familie, die sich erweitert zum Volk, dem sprachlich, völkisch und rassisch bedingten Verband der Volksgenossen, die wiederum wurzelecht im Volksboden ruhen. Zwischen Volksboden und Volk, d. h. Landschaft und Mensch, bestehen die engsten Verbindungen kultureller Natur. Enger gefaßt und auf rechtlicher Grundlage aufgebaut ist der Staat als Organisation. Auch er ist raumbedingt und in Lage, Form und Art Ziel geographischer und geopolitischer Erkenntnis. Die Erziehung zum deutschen Menschen setzt an mit der Erziehung zum Heimatbewußtsein und führt über die Erziehung zum Volksbewußtsein zur Erziehung zum Staatsbewußtsein. Heimat, Volk und Staat sind raumbedingt. Die Raumbedingtheit zur Erkenntnis zu bringen, damit auf dieser Grundlage Liebe zur Heimat, zum Volk, zum Staat in jedem Staatsbürger geweckt wird, das ist das Hauptziel der Erdkunde. Damit wird sie zu einer Hauptvoraussetzung der deutschen Bildung. —

Den dritten Vortrag hält Landesschulrat Dr. Sebald Schwarz (Lübeck) über: **„Abstraktion und Anschauung im Erdkundeunterricht“¹⁾**:

Der Vortragende geht davon aus, daß die Abstraktion vielfach zu früh einsetze, die Schüler oft mit abstrakten Vorstellungen erfüllt werden, ehe sie durch reichliche Anschauung das Material gewonnen haben, um diese Abstraktionen mit Leben zu erfüllen. Er führt dies an einigen Beispielen aus: zunächst an der üblichen Einführung ins Kartenverständnis, bei der zwar meist von Plänen wie Haus und Stadt ausgegangen werde, dagegen die Generalkarte des Atlas noch zu früh auftrete, um diesen Bildern viele Vorstellungen zugrunde legen zu können; er wünscht eine stärkere Zuteilung von typischen Landschaftskärtchen in großem Maßstab gerade auf der Unterstufe; andererseits warnt er vor verfrühter Einführung in Darstellungen, die auf Grund einer weitgehenden Abstraktion zustande kommen, wie Isobaren- und Isothermenkarten oder auch Blockdiagramme und schwierigere Durchschnitte.

Dieselbe Vorsicht ist bei der Beobachtung der Wirklichkeit zu brauchen. So richtet sich z. B. die Beobachtung der klimatischen Er-

1) Der Vortrag ist in den „Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften“ 34,5. 11–16 erschienen.

scheinungen schon auf der Unterstufe oft auf die Gewinnung von Durchschnitzzahlen und die Herstellung von Kurven; sie mögen äußerlich gefaßt und rechnerisch bewältigt werden, vorhergehen sollten ihnen systematische Beobachtungen der konkreten Einzelercheinung, wie Wolkenform und Wolkenzug, Art der Niederschläge, Zusammenhang zwischen Wind und Wetter. Und wenn wir zu fremden Ländern kommen, ist eine reichliche Schilderung der klimatischen Erscheinungen vor ihrer Erklärung und schematischen Darstellung nötig. Als zweites Beispiel wird die Gründung abstrakter Begriffe der Wirtschaftsgeographie auf die angeschaute Wirklichkeit genannt.

Neben die Karte nebst dem Bild und die unmittelbare Beobachtung der heimatlichen Erscheinungen tritt das Wort, das Wort im Lehrbuch wie aus dem Munde des Lehrers. Der Vortragende analysierte einen Satz aus einem Sextalehrbuch, in dem er verfrühte Abstraktionen sehe, und weiter gewisse Aufgaben für Primaner, die in derselben Richtung fehlgingen. Er empfahl auch hier scharfe Kritik des Lehrers, bei der Wahl des eigenen Wortes wie bewußte allmähliche Erziehung des Schülers zum Verständnis abstrakter Ausdrücke.

Abstraktion ist eine praktische und wissenschaftliche Notwendigkeit, aber ihr muß reichliche Anschauung der konkreten Dinge vorhergehen.

An letzter Stelle spricht Studienrätin Dr. Helene Radeck (Cuxhaven) über: **„Das Auslandsdeutschum im erdkundlichen Unterricht“¹⁾**:

Von dem durch den Krieg so gewaltig angewachsenen und in seiner vollen Bedeutung erst jetzt recht erkannten Auslandsdeutschum der heranwachsenden Jugend Kunde zu geben, dazu ist vor allem der Erdkundeunterricht berufen. Er hat zunächst ein klares Bild von der räumlichen und zahlenmäßigen Verbreitung der Auslandsdeutschen, sowohl der in geschlossenen Siedlungen wie der zerstreut wohnenden zu geben, und ihr zahlenmäßiges Verhältnis zum Mutterland wie zu ihren Wirtsvölkern aufzuzeigen. Er hat ferner die Abhängigkeit des Auslandsdeutschums von den geographischen Bedingungen zu zeigen, wie sie sich in Lage, Klima, Kulturfähigkeit des Bodens und vorhandener Bevölkerungsdichte äußern. Der Geographieunterricht vermag zum guten Teil Aufschluß zu geben über die wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen, denen die verschiedenen auslandsdeutschen Siedlungen unterworfen sind; vor allem aber ist er berufen, der Jugend und somit dem ganzen Volke die Bedeutung des Auslandsdeutschums in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung für das Muttervolk wie für die Wirtsvölker vor Augen zu führen und damit Liebe zum eigenen Volkstum auch auf diesem Wege zu wecken. —

1) Der Vortrag erscheint als Ganzes im Geographischen Anzeiger. April 1928.

Die lebhafteste Aussprache, die dieser Vortrag veranlaßt, beweist, wie hoch die Wichtigkeit der unterrichtlichen Behandlung dieses Gebietes von allen Anwesenden eingeschätzt wird.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9—1 Uhr.

An erster Stelle spricht Privatdozent Dr. Hans Plischke (Leipzig) über: „**Das Zeitalter der Weltumseglungsfahrten und die Naturvölker**“¹⁾:

Um 1760 setzte ein entdeckungsgeschichtlicher Zeitabschnitt ein, der für die Beziehung Europas zur Südsee große Bedeutung erhielt. Er erreichte in den Fahrten des Engländers James Cook und in denen der Franzosen Lapérouse und d'Entrecasteaux seinen Höhepunkt und klang im 19. Jahrhundert mit den russischen Fahrten nach dem Norden des Stillen Ozeans und in den zumeist nach Melanesien gerichteten Reisen des französischen Südseefahrers Dumont-d'Urville aus. Diese Fahrten berührten in erster Linie den Stillen Ozean, über den das Abendland bis dahin nur mangelhaft unterrichtet war. Sie gingen aber auch um die Erde. Daher darf man diese Bestrebungen unter dem Namen Zeitalter der Weltumseglungen zusammenfassen. Dank den wissenschaftlichen Interessen der Aufklärungszeit wurden diese Fahrten zu Forschungsreisen; Gelehrte nahmen daran teil. Durch Kenntnis vom Naturreich und von all seinen Formen hoffte man, die allgemeine Wohlfahrt innerhalb der Menschheit zu mehren. Dies entsprach dem philanthropischen Wunsch der Aufklärungszeit. Zum Naturreich gehört auch der Mensch und seine Kultur. Man sammelte Material über die verschiedenen Menschenarten und Kulturformen und versuchte, durch Vergleich der Formen Ordnung zu schaffen, wobei man entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkte anwandte. Im 18. Jahrhundert liegen die ersten Rasseneinteilungsversuche und Bestrebungen, vom Menschen zum Tier die Entwicklungslinie zu erkennen. Gleich stark traten die Versuche hervor, aus den verschiedenen Kulturformen die Entwicklung der menschlichen Kultur zu rekonstruieren. Über den Ausgangspunkt dieses Werdens hatte man zwei Anschauungen. Die eine läßt sich am besten durch die Worte „Stadium der Wildheit“ kennzeichnen; die andere glaubte im Anschluß an Rousseau, im Ur- und Naturzustand habe eine Zeit der Gleichheit, der Besitzlosigkeit, des Aufsichselbstgestelltheits und damit der Glückseligkeit geherrscht. Diese Gedanken übertrug man auf die Kulturen der Völker, die nach Meinung des 18. Jahrhunderts dem Ur- und Naturzustand am nächsten waren. Dies waren die Wilden, die Naturvölker.

1) Der Wortlaut des Vortrages erscheint in der Karl Weule-Gedächtnisschrift. Leipzig 1928.

Weiterhin versuchte man, das Werden des Einzelmenschen in Parallele zur Entwicklung der gesamten Menschheit zu setzen.

Im besonderen lernte das Abendland damals die Völker des Stillen Ozeans kennen. Anthropologisch, linguistisch und kulturell erkannte man die Zusammenhänge der hellfarbigen Bewohner der Südsee mit denen des Malaiischen Archipels und die Grundzüge der großen Wanderungen der Malaien von Madagaskar bis zur Osterinsel.

Den menschenfreundlichen Interessen der Aufklärungszeit zufolge achtete man die Bewohner fremder Erdteile als Mitmenschen. Man wollte Haustiere, Nutzpflanzen, Technik und Wirtschaft Europas unter ihnen einbürgern. Man nahm solche Fremdlinge sogar mit nach Europa, um sie dort als Lehrer in der Kultur der Weißen auszubilden.

Im 18. Jahrhundert, namentlich im Zeitalter der Weltumseglungsfahrten, gewann man an den Wilden erhöhtes menschliches und wissenschaftliches Interesse. Damals wurden die Grundlagen gelegt für die Wissenschaft der Völkerkunde, die als selbständige Geisteswissenschaft allerdings erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand. Der Stoff und die Probleme aber, mit denen sich die moderne Völkerkunde beschäftigt, wurden bereits damals erörtert — und zwar im Rahmen der „Geschichte der Menschheit“. Damit gibt dieser Forschungsbereich einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Völkerkunde ab. —

An zweiter Stelle folgt der Vortrag von Studienrat Dr. Gustav Kappeler (Bremen) über: **„Rasse und Bewegung“**:

Auf Grund vorwiegend eigener Forschungen spricht er an Hand zahlreicher Lichtbilder und völkerkundlicher Gegenstände über die bisher in ihrer Bedeutung nur wenig erkannten Beziehungen, die zwischen Rasse und körperlicher Bewegung im weitesten Sinne des Wortes bestehen.

Die rassischen Eigentümlichkeiten, die sich im Mienenspiel, im Sitz, Stand und Gang äußern und als freie Bewegungen zusammengefaßt wurden, gegenüber den an den Rhythmus gebundenen, am stärksten im Tanz hervortretenden Arbeitsbewegungen, die von dem rhythmischen Gefühl abhängigen und damit auch wieder zum großen Teil rassisch bedingten musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten, die Beziehungen zwischen Musikinstrument und rassischer Bewegung werden als der weiteren Erforschung harrende Probleme hingestellt. Der erdkundliche Unterricht aber dürfte von Hinweisen auf derartige Beziehungen Beseelung und Vertiefung erfahren. —

An dritter Stelle spricht Privatdozent Dr. Hans Dörries (Göttingen) über: **„Siedlungsgeographische Probleme in Nordwestdeutschland“**:

Daß in Nordwestdeutschland hinsichtlich Pflanzengeographie und alter Besiedlung als Folgen des ozeanischen Klimas andere Naturbedin-

gungen bestanden haben als im übrigen Deutschland, hat R. Gradmann 1901 ausgesprochen. Dagegen sind wir heute ohne irgendwelche Einzelarbeiten, die dieses Hauptproblem der frühesten Besiedelung Nordwestdeutschlands gefördert haben. Vor allem fehlen noch die nötigen botanischen und archäologischen Vorarbeiten. Der Vortragende beleuchtet den augenblicklichen Stand der Forschung und erörtert Ziele und Methoden der geographischen Arbeit.

Ungeklärt ist heute ferner die Frage nach dem Alter und Werden der verschiedenartigen Siedlungsformen in den verschiedenen Landschaften Nordwestdeutschlands, wo Küste, Tiefland, Bergland und Mittelgebirge entscheidende Einflüsse ausgeübt haben. Die Autorität A. Meitzens, der als Schlesier Nordwestdeutschland mit seinen eigenartigen Verhältnissen mißverstanden hat, hat hier Unheil angerichtet und lastet noch heute wie ein Alp auf der siedlungs- und agrargeschichtlichen Forschung des Nordwestens. Notwendig sind auch hier Einzeluntersuchungen nach den neuesten Forschungsmethoden und nicht unzulänglicher Dilettantismus. Nicht weniger notwendig ist Zusammenarbeit der verschiedenen Einzelwissenschaften, die zwar getrennt marschieren, aber vereint zum Schlagen kommen müssen, sofern die vorliegenden Probleme ernsthaft angefaßt werden sollen. Der Vortragende warnt vor der Unterschätzung siedlungsgeographischer Fragen. —

Am Mittwoch nachmittag von 2—6 Uhr wird unter Leitung von Dr. Dörries eine Führung durch die Altstadt von Göttingen zwecks Vorführung von stadtgeographischen Aufnahmemethoden unternommen.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 3—7 Uhr.

Als erster Redner spricht Studienrat Dr. Emil Hinrichs (Lübeck) über: „**Die Landschaft im Unterricht**“¹⁾:

Der wesentlichste geographische Inhalt eines Landes ist die Landschaft, ein mit den Sinnen wahrnehmbares Stück der Erdoberfläche und des dazugehörigen Teiles des Himmelsgewölbes und der Atmosphäre. Im Aussehen der Landschaft spricht sich auch das Dasein und die Kultur des Menschen aus. Die Schilderung der Landschaft bildet also den Ausgangspunkt der geographischen Darstellung eines Landes. Zur Beschreibung kommt ihre Erklärung. Aus der Stellung der Landschaft in der geographischen Forschung ergibt sich ihre Bedeutung für den Unterricht.

1) Der Vortrag erscheint als Aufsatz mit acht Bildern im Aprilheft des „Geographischen Anzeigers“ 1928.

Am Beispiel Ostholsteins wird gezeigt, wie der Unterricht sich dem Alter der Schüler auf der Unter-, Mittel- und Oberstufe anpassen und wie die Landschaft mit Hilfe von Lichtbildern und Schilderungen in den Mittelpunkt gestellt werden kann. Dabei wird im Anschluß an Schwindrazheim eine Stufenleiter des Sehens aufgestellt. Der Quintaner hat im allgemeinen die beiden ersten Stufen erstiegen, die des unbefangenen Sehens von Farben und Linien und die des Sehens mit dem Tatsächlichkeitssinn. Für den Obertertianer kommt das Sehen mit dem Denksinn, mit dem Verstehen, hinzu. Dieses feststellende und erklärende Beobachten wird in der Prima gesteigert zum Forschen durch eigenes Nachdenken. Dazu kommt die Weiterentwicklung des schon früher vorhandenen allgemeinen Wohlgefallens zum bewußt künstlerischen Sehen, das Sehen mit dem Herzen, das deutende und dichtende Sehen, das Nacherleben der Schöpfung, wenn man will — das Gottsehen. —

An zweiter Stelle spricht Studienrat Dr. Emil Lücke (Münster i. W.) über: **„Das neue erdkundliche Lehrbuch“¹⁾**:

Die seit 1921 herausgegebenen geographischen Lehrbücher — 4 Neuerscheinungen und wenigstens 7 vollständige Umarbeitungen bekannter älterer Erdkundebücher — werden nach Inhalt und Form einer eingehenden Kritik und Würdigung unterzogen. Dabei kommen auch allgemeine Fragen der Methodik des geographischen Lehrbuchs zur Besprechung. Zumeist treten sie überhaupt in den Vordergrund.

Es wird gefordert, daß die Zuverlässigkeit des erdkundlichen Schulbuchs bis ins Feinste zu gehen hat. Denn sonst können wir dem Schüler den Glauben an sein Buch und vielleicht sogar an Schule und Lehrer nehmen. Der Stoff des Lehrbuchs muß auf wissenschaftlicher Grundlage geboten werden, und es darf nur gegeben werden, was als wissenschaftlich gesichert gelten kann. Es ist eine gefährliche Entwicklung, die sich in letzter Zeit angebahnt hat, unsicheren hypothetischen Stoff im geographischen Schulbuch zu bringen. Eingehend besprochen wird dann die Stoffmenge der Bücher, die Einteilung der Gesamtwerke, die Gliederung der Einzelhefte, ihr Satzbild und ihre Darstellungsform.

Neben Stoff und Textform ist die Einstellung auf den Arbeitsunterricht dasjenige, was dem neuen geographischen Lehrbuch das Gepräge gibt. Die Anwendung von Bildern, Skizzen und Diagrammen, von Tabellen, Fragen und Aufgaben, Quellenstücken und Literaturangaben wird im einzelnen untersucht.

Die Entwicklung scheint dahin zu gehen, daß das neue Lehrbuch sich in Inhalt und Form auf den Arbeitsunterricht einstellt, aber auch abge-

1) Erschienen in der „Geographischen Zeitschrift“ 1928.

rundete Darstellungen nicht allzusehr zurücktreten läßt, und daß es ferner leicht brauchbaren Wiederholungs- und Lernstoff zur Verfügung stellen will.

Ein frisches Leben zieht durch das neue erdkundliche Schulbuch. Indes bei allem Fortschritt auf dem Gebiet des Lehrbuchwesens darf das neue Erdkundebuch nicht überschätzt werden. Auch das beste Lehrbuch hat nur beschränkten Wert ohne die lebendige Kraft der rechten Lehrerpersönlichkeit. —

Hierauf folgt der Vortrag von Studienrat Dr. Hermann Wagner (Lüneburg) über: „**Kartographische Arbeiten auf der Oberstufe**“:

An der Hand genauen statistischen Materials, das dem Kunze entnommen ist, weist der Vortragende nach, daß im Durchschnitt für jede höhere Knabenschule Preußens kaum ein Studienrat als Fachgeograph vorhanden ist. Dieser müßte mit mindestens 12 Stunden Erdkunde angesetzt werden, um den Bedarf zu decken. Dies dürfte in den wenigsten Fällen vorkommen. So ergibt sich die Tatsache, daß der Unterricht auf der Unter- und Mittelstufe überwiegend von Nichtfachleuten gegeben werden muß. So ist der große Mangel an grundlegenden topographischen und kartographischen Kenntnissen zu erklären, mit denen die Schüler in die Oberklassen eintreten.

Sodann wird gezeigt, wie mit Hülfe der Westermannschen Umrisse in kurzer Zeit ausreichende topographische Kenntnisse erzielt werden können. Ferner werden an der Hand von rund 80 von Schülern bearbeiteten Karten und Diagrammen die Übungen besprochen, die der Vortragende in Arbeitsgemeinschaften auf der Oberstufe des Lüneburger Realgymnasiums in den letzten Wintern hat anfertigen lassen. Die Karten zeigen Bearbeitungen von Meßtischblättern zu Höhenschichten und Kulturkarten, ebenso Behandlung von Generalstabskarten, Herstellung von Isochronenkarten, Berechnung von Wald- und Flußgebieten, Herstellung von Diagrammen. Ferner wird auf die Verwertung der so hergestellten Arbeiten im Unterricht hingewiesen. Zum Schluß legt der Redner an einigen Beispielen dar, wie solche Arbeiten zu heimatkundlichen Forschungen verwertet werden können.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags 9—11 Uhr.

Als erster Redner spricht Museumsdirektor Dr. Karl Jacob-Friesen (Hannover) über: „**Urgeschichte in der Schule**“:

Die preußischen Richtlinien sehen die Behandlung des urgeschichtlichen Stoffes nur in Deutsch für Quinta und dann in Deutsch und in Erdkunde für Obersekunda vor. Dagegen bringen die neueren geschicht-

lichen Lehrbücher fast alle einen Abriß und deuten damit die Notwendigkeit der Behandlung an. Viel stärker als auf der höheren Schule wird die Urgeschichte in der Volksschule gelehrt, wofür das Buch von Fritz Geschwendt: „Die Urgeschichte in der Schule“ (Breslau, o. J.) und der 157 Seiten starke Band: „Urgeschichte“, der von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichtsunterricht im Bremischen Lehrerverein herausgegeben wird, treffende Beispiele sind. Wenn auf der höheren Schule die Urgeschichte noch nicht den ihr gebührenden Rang erhalten hat, so liegt das vor allem daran, daß der Studienrat auf der Universität so gut wie nichts davon gehört hat. Es ist deswegen eine dringende Forderung, daß die urgeschichtlichen Lehrstühle, von denen es im deutschen Sprachgebiet bisher nur drei Ordinariate (in Berlin, Marburg und Wien) gibt, vermehrt werden. Inzwischen versuchen verschiedene Museen wie Berlin (Märkisches Museum), Breslau (Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer) und Hannover (Provinzial-Museum) die Kenntnis der Urgeschichte in pädagogische Kreise zu tragen. Aber auch hier zeigt sich, daß Akademiker meist nur mit 10% vertreten sind, während die Zahl der seminaristisch gebildeten Lehrer etwa 80% ausmacht. Die Urgeschichte gehört unbedingt als Unterbau in den Geschichtsunterricht, denn die alte Definition „Vorgeschichte“, die auf die Rankesche Definition für „Geschichte“ zurückgeht und die Urgeschichte gewissermaßen außerhalb der Geschichte stellt, läßt sich nicht mehr halten. Daß urgeschichtlicher Stoff sich auch im Deutschen und in der Erdkunde mit Erfolg behandeln läßt, zeigt die Praxis, wofür Geschwendts Arbeit gute Beispiele gibt. —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Siegfried Passarge (Hamburg) über seine **„Landschaftskundliche Aufnahme der Rhön“**:

Nach kurzem geschichtlichem Überblick über Landschaftsdarstellungen seit dem Altertume und nach kurzem Hinweis auf die Grundsätze landschaftskundlicher Betrachtungsweise wird die in den Jahren 1922, 1923 und 1927 auf vier Meßtischblättern der zentralen Rhön erprobte landschaftskundliche Aufnahmemethode kurz besprochen als theoretische Einleitung zu einer anschließenden dreitägigen Exkursion in die Rhön unter Führung von Prof. Dr. Passarge (s. S. 182). —

10. Abteilung für Mathematik und Physik.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags 3—5 Uhr.

Die Vorträge finden sämtlich im großen Hörsaal des Physikalischen Institutes statt. Studienrat Dr. Hermann Weinreich (Göttingen) eröffnet die Tagung. Den Vorsitz führen außer ihm nacheinander Bavink (Bielefeld) und Grelling (Berlin). Als erster Redner spricht Prof. Dr. Hans Geiger (Kiel): „Über Atomzertrümmerung“:

Er zeigt, wie es neuerdings möglich geworden ist, von den Atomkernen leichter Elemente, z. B. Stickstoff und Aluminium, sogenannte Protonen (Wasserstoffkerne) abzuspalten, indem man diese Elemente der Strahlung radioaktiver Stoffe aussetzt. Solche Spaltungen von Atomkernen gelingen nur äußerst selten, und es ist keinesfalls möglich, die zertrümmerten Atome durch chemische oder optische Atome nachzuweisen. Zum Nachweis der Zertrümmerung wird die Eigenschaft der schnellfliegenden, abgespaltenen Protonen herangezogen, daß sie auf Zinksulfidkristallen Szintillationen hervorrufen. —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Erich Waetzmann (Breslau): „Über neuere Probleme der Akustik“¹⁾:

Zu dem ersten Teil des Vortrages werden die allgemeinen Grundlagen für die Weiterentwicklung der Akustik besprochen. Es wird besonders betont, daß die Betrachtung der schwingenden Körper als Massensysteme und die Beschreibung der Vorgänge durch lineare Gleichungen nicht genügt. Ferner wird die Wichtigkeit der hydrodynamischen Probleme hervorgehoben und auf die neuentstandene Disziplin, die Elektroakustik, hingewiesen. An Hand von Beispielen wird der Umfang der akustischen Probleme skizziert.

Zu dem zweiten Teil des Vortrages werden drei spezielle Beispiele ausführlicher besprochen: das erste, aus der Elektrizitätslehre, betrifft die Koppelschwingungen kontinuierlicher Teilsysteme; das zweite, aus der Hydrodynamik, die Messung der anziehenden und abstoßenden Kräfte zwischen zwei in Luft schwingenden Körpern; das dritte, aus der Elektroakustik, die Messung der adiabatischen Temperaturschwankungen in Schallwellen.

1) Gedruckt in den „Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften“. XXXIII, No. 12. 1927.

An dritter Stelle spricht Prof. Dr. Rudolf Tomaschek (Marburg): „Über neuere Experimentaluntersuchungen zur Frage der absoluten Bewegung“:

Ausgehend von den bekannten Michelsonschen Interferenzversuchen erörtert der Vortragende die weitere Verfeinerung derselben durch Miller sowie dessen Ergebnisse auf dem Mount Wilson, die seinerzeit Aufsehen erregten. Die Ergebnisse dieser Versuche werden aber durch Experimente des Vortragenden auf dem Jungfrauoch unwahrscheinlich gemacht, so daß die Auffassung der Relativitätstheorie, die durch die Versuche Millers erschüttert schien, zunächst als zu Recht bestehend angenommen werden muß. Der Vortragende gibt weitere Ausblicke auf eine mögliche endgültige Entscheidung zwischen Ätherfrage und Relativitätstheorie.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 9—1 Uhr.

Die Anwesenden werden zunächst von Prof. Dr. Courant (Göttingen) im Namen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität begrüßt. Während der ersten beiden Vorträge führt Prof. Courant den Vorsitz, während des letzten Studienrat Dr. Seyfarth. Für den erkrankten Prof. Dr. David Hilbert (Göttingen) spricht als erster Redner Prof. Dr. Paul Bernays (Göttingen) über: „**Probleme der theoretischen Logik**“¹⁾:

In einem Überblick über die mathematische Logik wird dargelegt, wie die traditionelle aristotelische Logik ihre sinngemäße Fortführung und systematische Ausgestaltung durch die neuere, mathematische Logik (auch symbolische Logik, Algebra der Logik oder Logik-Kalkül genannt) erhält.

Die Probleme der systematischen Logik führen mit Notwendigkeit zu mathematischen Fragestellungen. So führt die Betrachtung der logischen Äquivalenzen (im Bereich der Aussagen-Verknüpfungen) durch ihre weitere Verfolgung zu einer Kombinatorik der „Wahrheitsfunktionen“, die Frage der Beweisbarkeit eines Satzes aus gegebenen Prämissen zu einem mathematischen Entscheidungsproblem und die Aufgabe der restlosen Formalisierung des Schließens zu einer Art von axiomatischem Aufbau der Logik.

In der mathematischen Systematisierung der Logik tritt an die Stelle des klassifikatorischen Gesichtspunktes der alten Logik die Zerlegung in Elementar-Operationen.

1) Der Vortrag ist in den Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften (Jahrg. 1927) veröffentlicht worden.

Eine wesentliche Ergänzung erfährt die aristotelische Logik dadurch, daß neben den Prädikaten auch die Relationen, d. h. die Prädikate mit mehreren Subjekten, in Betracht gezogen werden.

In der Theorie der Relationen eröffnet sich erst die ganze Fülle der logischen Beziehungen und Gesetzlichkeiten; an Hand der Betrachtung dieser Beziehungen wird auch erst eine wirklich eingehende logische Analyse der Begriffsbildung und der logischen Sprachformen möglich.

Aus der Beachtung der Rolle, welche der Mathematik für die systematische Entwicklung der Logik zukommt, ergibt sich eine Berichtigung der landläufigen Auffassung von dem Verhältnis von Mathematik und Logik. —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Leonard Nelson (Göttingen) über: **„Kritische Philosophie und mathematische Axiomatik“¹⁾**:

Die Verwandtschaft zwischen einer fast völlig in Vergessenheit geratenen philosophischen Lehre und der bedeutendsten modernen Erweiterung der Wissenschaft auf dem Gebiet der mathematischen Grundlagenforschung ist das Thema des Nelsonschen Vortrages. Die Methode der Vernunftkritik, durch die Jakob Friedrich Fries die dem wissenschaftlichen Aufbau der Philosophie entgegenstehenden, anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten auflöst, findet — wie der Vortragende im einzelnen nachweist — eine strenge Parallele in der von David Hilbert entwickelten Methode der mathematischen Axiomatik oder der Meta-Mathematik. Dieser Parallelismus ist nicht zufällig. Dieselben Probleme und Schwierigkeiten sind es im Grunde, die hier wie dort zur kritischen Methode geführt haben. Darum sind auch die Bedenken, die gegen die Anwendbarkeit dieser Methode vorgebracht werden können, hier wie dort dieselben.

Diese Feststellung ist für das Schicksal der Philosophie als Wissenschaft von entscheidender Bedeutung. Die Hilbertsche Axiomatik ist die Anwendung der kritischen Methode auf die Grundlagenprobleme der Mathematik. Sie hat es also zu tun mit der Wissenschaft, die eher als alle andern klare und eindeutige Formulierungen zuläßt und daher für die kritische Methode ein besonders günstiges Untersuchungsobjekt darstellt. Gelingt der kritischen Methode auf diesem Gebiet die Überwindung der Schwierigkeiten, die ihrer Anerkennung auf dem Gebiet der Philosophie bislang entgegenstehen, so ist damit der Beweis erbracht, daß diese Schwierigkeiten nicht durch Fehler in der Methode

1) Der Vortrag wird zusammen mit einer erweiterten Erwiderung auf die Einwände der Ausspracheredner veröffentlicht in den Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften.

bedingt sind. Dann aber ist der Weg gesichert, der allein aus dem Chaos der heute einander bekämpfenden philosophischen Meinungen heraus zu einem eindeutigen wissenschaftlichen Aufbau der Philosophie führen kann. Denn dann bürden Untersuchungen von der Exaktheit mathematischer Disziplinen für den wissenschaftlichen Wert der kritischen Philosophie. Auf mathematischem Gebiet aber hat sich — die Hilbertsche Meta-Mathematik beweist das — die kritische Methode in allen Punkten bewährt.

Somit liegt das Schicksal der Philosophie heute in den Händen der Mathematiker. Werden sie die tiefe, weit über den Bereich ihres Fachwissens hinausreichende Tragweite ihrer eigenen Untersuchungen erkennen und anerkennen, oder werden sie sich auf die bloß formale Beherrschung des mathematischen Apparates beschränken, ohne dem Erkenntnischarakter und dem Wahrheitsgehalt ihrer Wissenschaft Rechnung zu tragen? —

Dem eindrucksvollen Vortrage folgt eine längere Aussprache, an der sich die Prof. Bernays und Courant beteiligen; sie schließt mit einer ausführlichen Erwiderung Nelsons.¹⁾

An dritter Stelle spricht Privatdozent Dr. Karl Grandjot (Göttingen) über: „**Graphische Behandlung mathematischer Spiele**“ (zur Einführung des Koordinatenbegriffes):

Die Unterhaltungsmathematik läßt sich in den Schulunterricht viel organischer einfügen, als es bis jetzt geschieht. Einige mathematische Spiele z. B. sind einer graphischen Darstellung fähig, die eine erwünschte Vertiefung des Koordinatenbegriffs bringt. Bei Bachets Additionsspiel (wo zwei Personen abwechselnd wachsende, aber höchstens um 10 verschiedene Zahlen nennen und dabei von 0 aus die 100 zu erreichen suchen) ist dies offenbar; die einzelnen „Stellungen“ sind Punkte auf einer Zahlengeraden; die Zahlen 90 bis 99, von denen aus man 100 unmittelbar erreichen kann, sind „ungünstig“, die vorangehende Zahl 89 ist infolgedessen „günstig“, usf. Um das auf zwei Haufen abgeänderte Nimmspiel (bei dem zwei Personen von zwei Haufen Gegenstände abwechselnd wegnehmen, aber jeweilig entweder nur von einem Haufen beliebig viel oder von beiden Haufen gleich viel, und dabei die Leerung beider Haufen als Siegstellung erstreben) graphisch darzustellen, hat man, da jede Stellung durch zwei Zahlenangaben gekennzeichnet ist, in die Ebene hinauszugehen. Die Spielregel gestattet dann Züge in den Richtungen 180° , 225° und 270° ; die günstigen und ungünstigen Stellungen sind unmittelbar anschaulich zu unterscheiden und danach auch leicht arithmetisch zu bezeichnen.

1) Prof. Nelson starb am 29. Oktober 1927 in Göttingen.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags 4—5½ Uhr.

Die Abteilung ist mit Abteilung 11 vereinigt. Den Vorsitz führen Prof. Witting (Dresden) und Oberstudienrat Dr. Bernhard Bavink (Bielefeld). Letzterer spricht an erster Stelle über: „**Infinitesimalrechnung im Physikunterricht**“¹⁾:

Er betont zunächst die Notwendigkeit engster Zusammenarbeit zwischen mathematischem und physikalischem Unterricht, ferner den Umstand, daß durch die Verwendung der nunmehr in allen höheren Schulen eingeführten Infinitesimalrechnung der Physikunterricht wesentlich an Zeit gewinnen könne. Aus diesem Grunde sei die Einführung der Infinitesimalrechnung so früh wie möglich zu legen, spätestens an den Anfang der Unterprima, und es seien nebeneinander so gleich Differential- und Integralrechnung zu betreiben. Die Forderung exakter Ausführung der Grenzübergänge gehöre nicht in den Physik-, sondern nur in den Mathematikunterricht, sei aber auch hier mit Vorsicht zu handhaben. Der Redner führt sodann an einer Anzahl einzelner Beispiele aus, wo und wie im Physikunterricht mittels der infinitesimalen Methode eine wesentliche Vereinfachung und Vertiefung ermöglicht werde (Grundgesetze der Mechanik, harmonische Bewegung, Planetenbewegung, Feldbegriffe, elektrische Schwingungen usw.). —

An zweiter Stelle spricht Prof. Dr. Walter Hückel (Göttingen, jetzt Freiburg i. B.) über: „**Chemieunterricht in der Schule und die Ausbildung der Oberlehrer an der Hochschule**“²⁾:

Die Chemie muß im Schulunterricht eine besondere, selbständige Stellung einnehmen, da sie imstande ist, wertvolle Fähigkeiten zu entwickeln, die in andern Fächern weniger zur Geltung kommen; ihre allgemeine Bedeutung ergibt sich aus ihrer Stellung in Technik und Wirtschaftsleben. Der Schulunterricht hat zunächst die Möglichkeit zur Entfaltung der genannten besonderen Fähigkeiten zu geben. Stoffbeschränkung ist notwendig; die Experimente, möglichst vom Schüler selbst auszuführen, sollen in die Tiefe gehen.

Unterstufe: Wichtigste chemische Vorgänge möglichst an Stoffen des täglichen Lebens und der Natur erläutern, keine systematische Behandlung.

Mittelstufe: Vertiefung der Kenntnisse in quantitativer Richtung, Theorien nicht dogmatisch einführen. Besprechung der wichtigsten anorganischen Verbindungen, wichtigste Gesetze der physikalischen

1) Der Vortrag ist in den Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften, Jahrg. 1927, erschienen.

2) Der Vortrag ist abgedruckt in den Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften, 1928, S. 6.

Chemie, Mineralogie in den Unterrichtsgang verflechten; gleichzeitig eingehen auf die technische und wirtschaftliche Seite der Chemie. Periodisches System.

Oberstufe: Abriß der organischen Chemie, in den die physiologische Chemie hineinzuarbeiten ist. Beziehungen zu andern Fächern: Biologie, Physik. Nicht Wiedergabe moderner Vorstellungen, sondern Übersicht über experimentelle Unterlagen und ein Miterlebenlassen der Forschungen durch Hervorkehren der geschichtlichen Entwicklung.

Was die Ausbildung der Studienräte betrifft, so muß ihnen die Hochschule mitgeben: Interesse an der Chemie, Überblick über Aufgaben und Ziele der gesamten Chemie, Begriff von der Bedeutung der Chemie als Unterrichtsfach, Geschicklichkeit im Experimentieren. Damit dies Ziel erreicht wird, muß die Ausbildung der zukünftigen Studienräte gesondert von der Ausbildung der Chemiker erfolgen, doch ist dies bisher nur an sehr wenigen Hochschulen der Fall, obwohl bereits 1907 in Dresden Reformvorschläge gemacht worden sind: Ausdehnung der präparativen Übungen, Seminarvorträge (der Studenten) mit Experimenten; Einschränkung der zu stark betonten analytischen Ausbildung.

Eine Rundfrage über Oberlehrerausbildung an den verschiedenen Hochschulen hat ein so uneinheitliches Bild ergeben, daß eine Reform dringend notwendig erscheint. Fast durchwegs sind die Anforderungen für die Unterstufe viel zu gering; an einer Hochschule wird keine Analyse verlangt, sondern nur Überblick über die Reaktionen, an einer andern dagegen werden 35—40 Analysen gemacht. In den Anforderungen für die Oberstufe fehlt fast überall jede Beschäftigung mit organischer und physikalischer Chemie; auch Seminare sind nur an wenigen Hochschulen eingerichtet. Diesen Mängeln muß unbedingt abgeholfen werden, ferner ist die Teilnahme an technologischen Vorlesungen und Exkursionen zu empfehlen.

Die Staatsprüfungsarbeit kann nach den Bestimmungen der Prüfungsordnung theoretisch wie praktisch sein; gewöhnlich wird eine theoretische Arbeit gewählt. Dies erscheint in Hinblick darauf, daß die Chemie in der Hauptsache eine experimentierende Wissenschaft ist, nicht angebracht. Eine große Schwierigkeit bildet der Umstand, daß eine praktische chemische Arbeit nur dann als Doktorarbeit zählen kann, wenn der Kandidat vorher das Verbandsexamen gemacht hat, was mindestens 6 Semester ganztägige Laboratoriumsarbeit erfordert.

Allgemein ist eine Vermehrung der Anforderungen an die Lehramtskandidaten zu wünschen; am besten wäre ein ungefähres, aber doch genügend präzisiertes Arbeitsprogramm festzulegen, dessen Durchführung für die Unterstufe mindestens drei, für die Oberstufe mindestens fünf Semester halbtägiger Arbeit erfordert und für Unter- wie Oberstufe alle wichtigen Kapitel der Chemie berücksichtigt.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags von 9—12 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Der Vorsitzende Prof. Witting erteilt das Wort Prof. Dr. Otto Toeplitz (Kiel) zu seinem Vortrag über: „**Das Wechselspiel zwischen absoluter und angewandter Mathematik und die daraus für den Unterricht sich ergebenden Probleme**“¹⁾:

Der Vortragende legt vorab als Grundlage für die Folgerungen, die bezüglich des Schulunterrichts zu ziehen sind, seine prinzipielle Einstellung zu dem Verhältnis von reiner und angewandter Mathematik dar. Er erblickt in diesen beiden Dingen keine getrennten Forschungsgebiete; er sieht es als den Kernpunkt der angewandten Mathematik an, den Übergang von Aufgaben der Wirklichkeit zu mathematischen Problemen zu finden, und er entdeckt, daß diese Dolmetscherpflicht, die zwischen der Sprache der Technik und Physik einerseits und der der Mathematiker andererseits zu vermitteln hat, sich innerhalb der sogenannten reinen Mathematik selbst immer wieder von neuem wiederholt, daß sozusagen jeder große mathematische Fortschritt den Übergang von einer Vorstellungs- und Sprechweise zu einer neuen darstellt, daß also alle Mathematik nur eine stete Reproduktion des Abstraktionsprozesses ist, der zuerst von den Dingen des Lebens zu denen der Rechnung führt.

Aus dieser Auffassung von dem, was das Hauptmoment an der angewandten Mathematik ist, zieht der Vortragende sodann die Folgerungen für alle diejenigen Punkte des Schulunterrichts, für die das entscheidend ist. Am ausführlichsten verweilt er bei den eingekleideten Gleichungen, deren didaktische Schwierigkeit und deren Wert zugleich auf dem Ansatz beruht, der von einer Frage der Wirklichkeit zu einer Gleichung hinüberführt. Hier gelangt der Vortragende zu genauen Folgerungen, die eine völlige Umgruppierung namentlich in der Reihenfolge der üblichen Aufgabenserien erfordern. Er berührt dann kürzer die Motivierung, die die Regeln „minus mal minus ist plus“, die Erklärung negativer Potenzen und trigonometrischer Funktionen überstumpfer Winkel im Unterricht finden, den Mißbrauch des Zeichens für „unendlich“, das nach seinem Vorschlag nie in Verbindung mit einem Gleichheitszeichen zu benutzen sei u. a. —

Im Anschluß an diesen Vortrag spricht Studienrat Dr. Karl Bögel (Schulpforta) über das Thema: „**Der sprachliche Ausdruck in der Mathematik und im mathematischen Unterricht**“²⁾:

1) Der Vortrag erscheint in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, Jahrgang 1928.

2) Der Vortrag wird in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, Jahrgang 1928, erscheinen.

Man kann den Unterricht als eine Ideenübertragung vom Gehirn des Lehrers auf das des Schülers auffassen, vergleichbar mit der Übertragung einer Schwingung vom Sender zum Empfänger. Damit diese Übertragung möglichst ohne Schwächung oder gar Veränderung der Idee sich vollziehe, muß das Medium, durch welches die Übertragung geschieht, vor allem zwei Bedingungen genügen: es muß möglichst wenig „absorbieren“ und es darf nicht „fluoreszieren“. Das Medium der Übertragung ist im Unterricht die Sprache; im folgenden soll festgestellt werden, inwiefern die übliche mathematische Ausdrucksweise den beiden gestellten Forderungen nicht genügt.

Jede Erschwerung des Verständnisses durch mangelhaften sprachlichen Ausdruck ist vergleichbar mit starker Absorption. Sie tritt ein

1. durch Verwendung überlieferter fehlerhafter Übersetzungen (namentlich aus dem Griechischen),
2. durch Verwendung überflüssiger Fremdworte,
3. durch Verwendung einer und derselben Ausdrucksweise für verschiedene Begriffe,
4. durch Unvollständigkeit des Ausdrucks,
5. durch Einführung überflüssiger Begriffe.

Jede Sinnwidrigkeit des Ausdrucks ist gleichbedeutend mit Fluoreszenz der Sprache. Sie wird hervorgerufen

1. durch Auseinanderfallen des beabsichtigten und des ausgesprochenen Gedankens. Ein typisches Beispiel ist der überlieferte Anfang der geometrischen Analysis: „Angenommen, Dreieck ABC sei das verlangte...“ In Wahrheit beschäftigt sich die Analysis gar nicht mit dem verlangten, sondern mit einem beliebigen Dreieck, weil sie die Lösung ein für allemal aufzudecken beabsichtigt;

2. durch Beibehaltung überwundener Begriffe;

3. durch verkehrten Gebrauch von Präpositionen, Fürwörtern und Satzpartikeln, wodurch häufig ganz falsche Satzbeziehungen entstehen.

Es muß ausgesprochen werden, daß für die Mehrzahl der jetzt auf den Markt gekommenen Lehrbücher eine Durchsicht in inhaltlicher und in sprachlicher Hinsicht als dringend wünschenswert erscheint.

Mit der Feststellung, daß die Pflege guten deutschen Ausdrucks in allen Unterrichtsfächern vielleicht die beste Art der „Konzentration des Unterrichts“ darstelle, schließt der Vortrag. —

Die Vorträge waren sämtlich gut besucht. Die Zahl der Teilnehmer betrug am Dienstag, Donnerstag und Freitag ungefähr 100, am Mittwoch jedoch, an dem die vier Stunden dauernde Sitzung nur von zwei 5-Minutenpausen unterbrochen wurde, während der ganzen Sitzung über 200.

II. Abteilung für Biologie und Chemie.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 27. September, nachmittags.

Als erster Redner spricht Privatdozent Dr. Theodor Schmucker (Göttingen) über: „**Reizleitung bei Pflanzen**“:

Es ist Aufgabe der Physiologie, die Lebensvorgänge, die meist recht komplexe Erscheinungen sind, zu analysieren, in einfachere, kausal verständliche Teilprozesse aufzulösen und sie, wenn irgend möglich, auf physikalisch-chemische Weise zu erklären. Die Reizleitung in Pflanzen, jener Vorgang, der die Übertragung eines Reizes vom Perzeptionsort zum Erfolgsort vermittelt, ist dank der Untersuchungen in neuester Zeit wenigstens in einigen Grundzügen weitgehend aufgeklärt worden, wenn auch noch recht vieles zu erforschen bleibt. Die Wachstumsvorgänge in der Keimblattscheide von Haferpflanzen werden beherrscht durch einen Einfluß von der äußersten Spitze her, und es hat sich zeigen lassen, daß dieser Einfluß durch Diffusion von ganz bestimmten Stoffen geschieht, die schon heute aus den Pflanzen isoliert werden können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß durch einen ganz ähnlichen Vorgang die phototropische Reizung der Spitze nach abwärts wandert und dann im mittleren Teil der Keimblattscheide die Krümmung auslöst. Als zweites Beispiel ganz anderer Art läßt sich die Mimose anführen, bei der die Reizleitung mit sehr großer Geschwindigkeit über lange Strecken hin erfolgt. Nachdem sich die älteren Theorien nicht bewährten, glaubte der Italiener Ricca auch hier direkte Übertragung eines Reizstoffs nachweisen zu können, ohne damit aber das ganze Problem zu erklären. Der Inder Sir Bose hat nun durch eine lange Reihe von recht verschiedenartigen, feinen Versuchen gezeigt, daß bei der Mimose die Reizleitung in ganz außerordentlich ähnlicher Weise verläuft wie im tierischen Nerv, und er hat im Siebteil Stränge von eigenartig ausgebildeten Zellen gefunden, in denen die Leitung geschieht, die er deshalb einfach als „Nerven der Pflanze“ bezeichnet, obwohl sie mit diesen morphologisch nicht das Geringste zu tun haben. Seine überraschenden Ergebnisse sind von höchstem Interesse, aber nachprüfungsbedürftig. Jedenfalls folgt aus dem Besitz eines nervenähnlich wirksamen Leitungssystems gar nichts über den Besitz einer „Pflanzenseele“. —

Dr. Kröning (Göttingen) gibt dann eine kurze Übersicht über den zoologischen Teil der aufgestellten Demonstrationen zur Erblchkeitslehre.

Er legt die Grundbegriffe der Genetik, Modifikation und Mutation, sowie die Elemente des Kreuzungsexperiments dar und erläutert sie

unter Hinweis auf die zahlreichen, höchst lehrreichen aufgestellten Objekte, die größtenteils experimentellen Arbeiten des hiesigen zoologischen Instituts entstammen.

Prof. Dr. Fritz v. Wettstein (Göttingen) spricht erläuternde Worte über den botanischen Teil der Ausstellung.

Zunächst wird lebendes Material zu den bekannten Kreuzungsexperimenten an *Antirrhinum* aus den Versuchen von Prof. E. Baur (Berlin) vorgeführt. Es folgt eine kleine Einführung über Experimente mit heteroploiden Moosrassen. Die Versuche beziehen sich auf haploide Mendelspaltung, heteroploide Erscheinungen, sowie Kreuzungen von Art- und Gattungsbastarden bei *Funariaceen*, welche die Genspaltung und plasmatische Vererbung erkennen lassen.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 28. September, vormittags 8—9 Uhr.

Prof. Dr. Alfred Coehn (Göttingen) spricht über: „**Neue Ergebnisse der Photochemie**“:

Die Photochemie ist die Wissenschaft, welche sich mit den Beziehungen zwischen strahlender Energie und chemischen Vorgängen befaßt. Wir kennen photochemische Vorgänge, bei denen das Licht rein katalytisch wirkt, d. h. nur die Geschwindigkeit von selbst verlaufender Vorgänge erhöht und andere, bei denen das Licht an chemischen Systemen Arbeit leistet: arbeitsleistende und arbeitspeichernde photochemische Vorgänge. Die Anzahl der durch Licht veränderten Moleküle wird in Beziehung gesetzt zu der Menge der absorbierten Energie durch das von Einstein aufgestellte photochemische Äquivalentgesetz, nach welchem die Zahl der durch Licht veränderten Moleküle der Zahl der aufgenommenen Lichtquanten entspricht. Der Mechanismus des Primärvorganges bei der Lichtabsorption ergibt sich aus dem von Bohr aufgestellten Atommodell.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 29. September, nachmittags.

Sie wird gemeinsam mit der Abteilung für Mathematik und Physik abgehalten (s. S. 163).

Vierte Sitzung.

Freitag, den 30. September, vormittags.

An Stelle von Prof. v. Wettstein, der verhindert ist, leitet Garteninspektor Bonstedt eine etwa zweistündige Führung durch die Gewächshäuser und Freilandanlagen des botanischen Gartens und gibt die nötigen Erläuterungen.

IV.

Rahmenveranstaltungen.

I. Allgemeine Veranstaltungen geselliger und künstlerischer Art.

Am Abend vor der Eröffnung der Versammlung, Montag den 26. September, fanden sich die meisten Teilnehmer, unter ihnen auch der preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Professor D. Dr. Becker, im großen Saale des Stadtparkes zu dem üblichen Begrüßungsabend zusammen. Nach einem Vorspiel, das die Kapelle des Obermusikdirektors a. D. Ehmig ausführte, trug Fräulein Verena Bertholet folgendes, von Bibliotheksrat Dr. Wilhelm Vogt verfaßtes Gedicht vor:

Seid uns begrüßt, ihr deutschen Philologen,
Vereint in diesem festlich heitren Saal:
Gelehrte, Forscher, Lehrer, Pädagogen,
Wer nennt die Namen all, wer kennt die Zahl?
Von nah und fern kamt ihr herbeigezogen
In unser waldumkränztcs Leinetal.
Ihr habt den Ruf der Musenstadt vernommen,
Seid uns begrüßt, seid herzlich uns willkommen!

Zur Arbeit kamt ihr her, zu ernsten Dingen,
Der Wahrheit dienend, die befreit, beglückt.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Des Wissens Tisch ist überreich geschmückt;
Der Wahrheit Brunnlein soll auch sprudelnd springen,
Ein jeder sei auf seine Art erquickt,
Daß Wissenschaft der Praxis sich verbinde
Und Geist an Geist belebend sich entzünde.

Doch nicht der Arbeit nur, dem ernsten Streben
Sei dieser Woche kurze Frist geweiht.
Die Theorie ist grau, doch bunt das Leben,
Gedenkt der fröhlichen Studentenzeit!

Der Jugend Geist soll spürbar euch umweben,
 Erziehungskunst ist dreimal Heiterkeit,
 Und Frohsinn ist zu allen Dingen nütze:
 Euch winkt die Fink, der Schwarze Bär, die Mütze!

Ihr wandelt angesichts der Hainbergfluren
 Nicht nur auf Gesners Philosophenpfad,
 In Heynes griechisch abgemessnen Spuren,
 Auf Friedrich Herbarts schmalem Tugendgrat:
 Hier wars, wo Dichter sich die Treue schwuren,
 Zu freiem Worte stand die freie Tat,
 Wo Bürger sang, wo Hölty's Liebe träumte,
 Wo Bismarcks Jugend brausend überschäumte.

So tagt im Geiste unsres Musenortes!
 Vermischt dem alten Trank den neuen Wein,
 Gelehrtem Geist den Jugendgeist des Sportes!
 Laßt Morgenluft zum Klostertor herein!
 Dann werdet ihr im tiefsten Sinn des Wortes
 Schulmeister, — nein, geschulte Meister sein, —
 Und jauchzend folgt, dem Vaterland zu bahnen
 Der Freiheit Weg, die Jugend Euren Fahnen.

Daran schloß der 2. Vorsitzende, Studiendirektor Dr. Eduard Lisco, einige Worte der Begrüßung, die er in ein Hoch auf das deutsche Vaterland und die deutsche Jugend ausklingen ließ. —

Auf Einladung der Stadt Göttingen sah die Versammlung am 27. und 29. September (Dienstag und Donnerstag) abends im Stadttheater die Aufführung der beiden Legendenspiele der Nonne Roswitha von Gandersheim: „Sündenfall und Umkehr der Klausnerin Maria“ und „Dulcitus, der lüsterne Landpfleger“. Ihnen schloß sich das derbe Lustspiel: „Vincentius Ladislaus“ von Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613) an.

Den Text der Stücke hatte Ernst Leopold Stahl zur Aufführung gestaltet, die Spielleitung lag in den Händen des Gothaer Intendanten Dr. R. Rönnecke. Das durch Prof. Dr. Friedrich Neumann (Göttingen) gehaltvoll und gewandt eingeleitete Spiel, fein überlegt in manchen Einzelheiten, im ganzen zügig und auf die Eigenart der Dichtungen geschmackvoll abgestimmt, überraschte die Zuhörer als eine durch Dichtwerk und Wiedergabe gleich bemerkenswerte Darbietung altniedersächsischer Kunst (s. S. 186 Nr. 7). —

An den gleichen Abenden fand in der gotischen Marienkirche ein allseitig gelobtes Geistliches Konzert statt, das Werke des 17. Jahr-

hundreds (Kantaten von Joh. Chr. Bach, Buxtehude, Weckmann und Joh. Seb. Bach, Orgelwerke von Pachelbel und Bach) brachte. Die Gesamtleitung lag in der Hand von Kapellmeister Fritz Lehmann (Göttingen), der auch die Orgelwerke spielte. Außer einem Kammerorchester wirkten als Solisten mit: Adelheid La Roche (Essen. Sopran), Prof. Georg A. Walter (Stuttgart. Tenor) und Hermann Schey (Berlin. Baß) (s. S. 186 Nr. 7).

Am zweiten Tage, Mittwoch, den 28. September, nachmittags fand für die Damen der Teilnehmer ein geselliger Tee auf dem „Rohns“ statt. Die Veranstaltung war von herrlichstem Wetter begünstigt, so daß die nicht einheimischen Damen die schöne Aussicht, die man von der Terrasse dieses Gasthauses auf die Stadt Göttingen hat, genießen konnten. Im großen Saale boten dann junge Damen des Göttinger Oberlyzeums durch Tanzvorführungen und niedersächsische Volksliedergesänge geistigen Genuß, nachdem der „Rohnswirt“ aufs beste für leibliche Erfrischungen gesorgt hatte. —

Am Abend desselben Mittwoch wurde den Versammlungsteilnehmern ein besonderer Genuß von dem Institut für Leibesübungen der Universität Göttingen geboten. Dieses hatte den Leiter der dänischen Gymnastik-Hochschule zu Ollerup, Niels Bukh, mit 28 Schülern nach Göttingen eingeladen. Zum Verständnis der sportlich und turnerisch gleich bedeutsamen Höchstleistungen, welche diese Schule im Saale des Stadtparks bot, hielt Fräulein Anna Sievers, Turnlehrerin aus Hamburg und Begleiterin Bukhs auf Auslandsreisen, einen einleitenden Vortrag, in dem sie den hohen Wert der dänischen Bemühungen für die Entwicklung der deutschen Leibesübungen hervorhob. —

Für die Mitglieder der Abteilung für Musikwissenschaft und für alle, die sonst Sinn für Orgelmusik hatten, wurde am selben Abend durch Pastor Dr. Chr. Mahrenholz (Groß-Lengden b. Göttingen) der gegenwärtige Stand der Orgelbaufrage an der neu erbauten Orgel der Marienkirche erläutert¹⁾. Dabei wurden Orgelwerke von Prätorius, Scheidt, Bach und Spitta von Kapellmeister Fritz Lehmann gespielt. —

Am gleichen Abend (Mittwoch) 8 Uhr fand auch in den festlich geschmückten Räumen der Göttinger Festsäle ein Festessen zu 110 gedecken statt. Zu diesem hatte die Stadtverwaltung Göttingen, die durch mehrere Mitglieder des Magistrats wie des Bürgervorsteherkollegiums vertreten war, an eine Reihe prominenter Teilnehmer der Tagung

1) Unter dem Titel: „Der gegenwärtige Stand der Orgelfrage im Lichte der Orgelgeschichte“ in erweiterter Form abgedruckt im „Bericht über die 3. Tagung für deutsche Orgelkunst in Freiberg (Sa.) vom 2.—7. Okt. 1927.“ (Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928).

Einladungen ergehen lassen. Nach den Begrüßungsworten von Oberbürgermeister Dr. Jung hielt der 1. Vorsitzende Geh.-Reg.Rat Prof. Dr. Thiersch folgende Ansprache:

„Was jeden innerlich bewegen muß, der sich nur etwas länger in unserer Stadt aufhält, was uns Akademikern bei jeder Feier unserer Universität von neuem vor die Seele tritt, was mich in den letzten Wochen in steigendem Maße beschäftigt hat, was uns allen in diesen Tagen, was uns an diesem Abend, besonders nach den Worten unseres Herrn Oberbürgermeisters im vordersten Vordergrund unserer Gedanken steht, das ist — ohne Seiner Magnifizenz irgendwie vorgreifen zu wollen — das freundschaftliche Verhältnis von Stadt und Universität, es sind die gegenseitigen Beziehungen der wissenschaftlich-akademisch orientierten Körperschaft in Göttingen zu dem sie hier umgebenden bürgerlichen Gemeinwesen.

Ich meine das Verhältnis, wie es am kürzesten und sprechendsten ausgedrückt ist in dem Festabzeichen, das Sie alle nun tragen am schwarzgelben Bande, und das uns auch äußerlich zu einer einzigen großen Gemeinschaft vereinigt. Da hat sich in die geräumige Rundung des großen Buchstabens G der Vogel der Minerva eingenistet, das Käuzchen der Pallas Athene. Und mit seinem großen, das Dunkel der Dinge durchdringenden Augenpaar sieht es so aus, als fühlte es sich wohl, recht wohl in dieser bergenden Umrahmung; als wollte es sagen: hier ist mein Platz, hier bin ich zu Hause, hier bleibe ich gern.

Das Geschlecht der Eulen nistet gern in Ruinen. Die abgelegene Stille, in der es sich so gut grübeln und meditieren läßt, ist ihm erwünscht, ja, sie sucht es mit Vorliebe auf. Was war die Stadt Göttingen nach dem Dreißigjährigen Kriege und seinen schweren Folgen anders als eine geräumige Ruine mit verfallenen, zerstörten Häusern, mit viel ödem Platz innerhalb seines weiten Walles und seiner übergrasten Straßen, nur zu einem Drittel noch bewohnt! Wieviel Platz war da innerhalb der alten Umwallung, sich einzurichten, sich auszubreiten, nach und nach das zerstörte Stadtbild wieder zu füllen!

Zuerst „une ville triste dans un paysage triste“, wie ein Franzose damals schrieb, dann eine Stadt der Professoren und Studenten, ohne große Unterhaltung, zwingend, das Hauptvergnügen im Studium zu suchen, dann aber immer mehr zu einem der vornehmsten geistigen Zentren von Deutschland sich entfaltend. Ja heute, wie mit Stolz auf dem Titelblatt des gelben Bändchens zu lesen steht, das die Stadt Göttingen in so freigebiger Weise jetzt allen Teilnehmern unserer Tagung zum Geschenk gemacht hat, selbst zur anmutigen „Gartenstadt“ geworden.

Diese Blüte, diese glückliche Entwicklung war nur möglich durch ständiges, verständnisvolles wechselseitiges Hand-in-Hand-Gehen der

beiden sich hier ergänzenden Körperschaften, der gelehrten und der ungelehrten Bürgerschaft. Dies freundschaftliche Ineinandergreifen ging zuweilen sehr weit. Durch eigene Bauprämien wurde die rasche Erbauung neuer Häuser für die akademische Welt Göttingens im 18. Jahrhundert nicht wenig gefördert. Ja, es kam vor, daß einer der Vorläufer unseres hochverehrten Herrn Kurators — und gewiß in seinem Sinne — aus seinen Mitteln ein gut Teil der feuchten alten Stadtgräben vor dem Wall trockenlegen und einen Teil der städtischen Straßen pflastern ließ. Die Stadt aber machte zum Jubiläum ihrer Georgia Augusta das Denkmal König Wilhelms IV. zum Geschenk, entsandte Eingaben über Eingaben nach Hannover, um die Rückberufung der verbannten „Sieben“ zu erwirken, und hat bis heute nicht aufgehört, für uns nach Möglichkeit zu sorgen.

Unsere Stadt weiß, daß die gelehrten Käuze, selbst wenn sie zuweilen absonderlich, ja weltseu sind, gerade ihr, Göttingens, besonderer Inhalt sind. Und heute, wo die Göttinger Käuze ihre Genossen aus ganz Deutschland und darüber hinaus zu sich zusammengerufen haben, heute, wo unsere Einladung „Eulen“ nach unserem kleinen Leine-Athen weit über 1000 zusammengetragen hat, — weil hier immer noch etwas wie eine geistige Hochburg, ein heiliger Fels der Wissenschaft, eine fernhin winkende Akropolis besteht, — wie sollten wir es da unserer Stadt nicht von Herzen danken, daß sie selbst dies große Heer von Jüngern der Pallas so gastlich aufgenommen hat, mit den verschiedensten Aufmerksamkeiten, mit besonderen Festspielen im Theater uns erfreut und zu solch reich und anmutig gedeckter Abendtafel zu sich lädt!

Oben über dem Göttinger G, dem Zeichen unserer Stadt auch auf unseren Festzeichen, und über dem Vogel der Göttin in seiner Mitte schwebt eine Krone. Erst war es die Krone des alten Braunschweigischen Fürstentums Göttingen-Kahlenberg, dann die Krone des Kurfürstentums und des mit England verbundenen Königreichs Hannover, endlich die Krone Preußens und des Deutschen Reiches. Heute sind all diese leuchtenden Zierden und Hoheitszeichen dahingeschwunden. Aber, daß die unsichtbare Krone des Geistes, das Zeichen der Majestät des Geistes, wie wir es gestern aus ehrwürdigstem Munde formuliert gehört haben, das Zeichen großer hoher Gesinnung stets leuchten möge über Göttingen als seine wahre Krone: das ist der lebhafteste Wunsch, den ich als besten Dank im Namen aller Teilnehmer unserer Tagung für unsere Stadt hier auszusprechen vermag.

Mit dem Zuruf: halte was Du hast, daß niemand Deine Krone nehme, Deine Geistigkeit und ihre Pflege! fordere ich Sie alle auf, meine verehrten Herren Kollegen, sich zu erheben und mit mir anzustoßen auf das Wohl unserer gütigen Gastgeberin:

Die Stadt Göttingen und ihr derzeitiges Haupt, Herr Oberbürgermeister Dr. Jung, die Stadt, die uns so freundlich und gastlich umgibt und beherbergt, sie leben hoch, hoch, hoch!!!“

Weiter sprachen der Universitätskurator Geheimrat Valentiner als Vertreter der Staatsregierung, Prof. Dr. Heubner als Rektor der Universität Göttingen, Ministerialrat Dr. Bauerschmidt (München), der Vertreter des Bayerischen Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung als Sprecher der außerpreussischen deutschen Länder, Schulrat Dr. Karl Albrich (Hermannstadt) als Vertreter der Auslandsdeutschen, endlich als Vertreterin der Deutschen im Memellande Fräulein Studienrätin Katharina Rosenow (Heydekrug). Im erhebenden Gefühl der großen vaterländischen Zusammengehörigkeit, welche besonders aus den beiden letzten Reden warm empfunden wurde, verlief der Abend in harmonischer Stimmung. —

2. Ausstellungen.

A. Ausstellung der Göttinger Feinmechanik.

Anläßlich der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner veranstaltete die Göttinger mechanische und optische Industrie unter Leitung von Direktor Hoyer (Firma Spindler & Hoyer) eine Ausstellung, die einen Überblick nicht nur über die für den Unterricht bestimmten Apparate, sondern über ihre gesamten Erzeugnisse bot. Es waren ausgestellt: Mikroskope für Schulzwecke sowohl als auch für wissenschaftliche Untersuchungen, Mikroprojektions- und Polarisationsapparate, Analysen- und Präzisionswaagen, Mikrotome, Vermessungsinstrumente, Apparate für Meteorologie und Industrie wie Barometer, Thermometer, Hygrometer, Polymeter, Regen- und Schneemesser usw., Apparate für physikalische Untersuchungen und Demonstrationsapparate für den physikalischen Unterricht, Apparate für psychologische Untersuchungen, Seismographen, Apparate für luftelektrische und radioaktive Messungen und solche für Röntgenologie, Lehrmittel für den biologischen Unterricht, ferner Widerstände aller Art, elektrische Meßinstrumente, Brücken usw., Schalttafeln, Demonstrationsinstrumente aus dem Gebiet der Elektrizitätslehre, Bühnenbeleuchtungen, Radioapparate, elektrische Öfen, Apparate für Aërodynamik und Hydrodynamik, Laboratoriumseinrichtungen, medizinische Apparate, Dünnschliffe von Mineralien und Kristallpräparate, Glasapparate. — In einer Sonderabteilung waren Flügel und Pianos ausgestellt.

B. Buch- und Lehrmittelausstellung.

In der Östlichen Volksschule (gegenüber dem Stadtpark) veranstaltete der Ortsverein der Göttinger Buchhändler eine Ausstellung, deren Leitung die Buchhandlung von Geibel & Hohl übernommen hatte. Außer den Göttinger Firmen beteiligten sich 50 Verlagsbuchhandlungen Reichsdeutschlands, darunter die Firmen Brockhaus, Diesterweg, Dieterichs Verlag (Leipzig), de Gruyter & Co., Hirt & Sohn, S. Hirzel, Langenscheidt, R. Oldenbourg (München), Quelle & Meyer, B. G. Teubner (Leipzig), Velhagen & Klasing, Weidmannsche Buchhandlung und Westermann in Braunschweig in besonders umfangreicher Weise. Die Ausstellung wurde recht gut besucht. Nicht nur alle Gebiete der Geisteswissenschaften waren reichlich vertreten, sondern auch die exakten Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie) fanden weitgehende Berücksichtigung.

C. Ausstellung von Karten und Kartenwerken.

Diese Ausstellung wurde vom Geographischen Seminar der Universität Göttingen in den Räumen des Instituts für angewandte Mathematik veranstaltet (s. dazu den Artikel von Dr. Hans Dörries S. 186 Nr. 9).

D. Ethnographische Ausstellung.

Auf Anregung von Geheimrat Valentiner, dem Kurator der Universität, und von den Professoren Dr. Kühn und Dr. Meinardus wurde die ethnographische Sammlung der Universität Göttingen in einer Ausstellung zum ersten Mal der breiteren Öffentlichkeit gezeigt. Mit der Zusammenstellung der Ausstellung wurde Privatdozent Dr. Hans Plischke (Leipzig) beauftragt. Die Bestände des ethnographischen Museums der Universität Göttingen sind sehr wertvoll. Sie gehen zumeist auf die Tätigkeit und die wissenschaftlichen Beziehungen Blumenbachs, also auf das ausgehende 18. und das beginnende 19. Jahrhundert zurück. Sie stammen von den russischen Expeditionen nach den Grenzgebieten zwischen Asien und Amerika und von englischen Weltumseglungsfahrten, im besonderen von denen des berühmten Südsee-Entdeckers James Cook. Diese völkerkundlich und historisch überaus beachtlichen Sammlungen standen im Vordergrund der Ausstellung. Überdies wurde an Hand einer kleinen Auswahl gezeigt, daß auch im späteren Verlauf des 19. und im 20. Jahrhundert ethnographische Sammlungen aus allen Teilen der Welt nach Göttingen kamen. In fünf Räumen konnte noch nicht ein Fünftel der Gesamtbestände ausgestellt werden. Die Ausstellung war über den Philologentag hinaus während eines Teiles des Oktobers geöffnet. In der ganzen Zeit erfreute sie sich regen Zuspruchs. In einer Woche, kurz nach Abschluß der Tagung, war sie von etwa 900 Personen besucht. Während der Tagung wurden jeden Tag mehrere Führungen durch die Ausstellung veranstaltet (s. S. 186 Nr. 9).

E. Ausstellung von Handschriften und Druckwerken, besonders des 18. Jahrhunderts.

Diese Ausstellung wurde von der Göttinger Universitätsbibliothek veranstaltet. Für sie hatte Bibliotheksrat Dr. Julius Steinberger einen durch besondere Zuwendungen der Stadt wie der Fakultäten der Göttinger Universität ermöglichten, wertvollen Führer (s. S. 187 Nr. 15) bearbeitet. Bei ihrer Eröffnung am 27. September hielt der Direktor Geh. Rat Prof. Dr. Richard Fick die folgende Ansprache:

„Mit besonderer Freude eröffne ich die aus Anlaß der 56. Philologenversammlung veranstaltete Ausstellung und heiße die Erschienenen in unserer Universitäts-Bibliothek von Herzen willkommen. Sie haben

durch Ihr Erscheinen bekundet, daß Sie die Bibliothek als das ansehen, was sie sein soll, als geistigen Mittelpunkt wie für alle Universitätsangehörigen so auch für alle Teilnehmer der Tagung, einerlei, welcher Fachgruppe der Einzelne auch angehören mag.

Auf die Gefahr hin, manchem von Ihnen, zumal denen, die als ehemalige Göttinger Studenten die Bibliothek benutzt haben, Bekanntes zu sagen, möchte ich doch, bevor ich auf die Ausstellung eingehe, ein paar Worte vorausschicken über den Raum, worin Sie sich befinden, und seine Geschichte. Der altehrwürdige Saal, geschmückt mit den Büsten der größten Männer der Georgia Augusta, ist zur Zeit der westfälischen Herrschaft unter König Jérôme zu einem Bibliothekssaal eingerichtet worden. Das alte, noch aus dem 15. Jahrhundert stammende Dominikanerkloster diente nach Gründung der Universität zunächst als Universitätskirche und ist, wie Sie aus einem der ausgestellten Bilder sehen können, auch bei feierlichen Anlässen, so bei der 50jährigen Jubelfeier im Jahre 1787, zur Veranstaltung großer Festlichkeiten der Universität benutzt worden. In den Jahren 1811 und 1812 wurde dann die Kirche durch eine Balkenlage in zwei Geschosse zerlegt, entsprechend der Stockwerkseinteilung des alten Klosters. An den Wänden wurden Bücherrepositorien angebracht, die hier meist zur Aufnahme der historischen Fächer dienten, und den Zugang zu den oberen Regalen ermöglichte man durch Galerien. Der Mittelraum wurde freigelassen und bot Gelegenheit zur Aufstellung von Merkwürdigkeiten und Zimelien. So entstand auch hier in Göttingen der für die Bibliotheken des 17. und 18. Jahrhunderts typische „barocke Schausaal“, für den außer in Göttingen nur noch wenige Beispiele in Deutschland, so in Weimar und Fulda, vorhanden sind.

Aber zum Unterschied von anderen Bibliotheken hat es hier niemals so etwas wie einen Museumssaal zur Befriedigung der Schaulust neugieriger und vornehmer Reisender und Besucher gegeben. Dieser historische Saal, dessen Vollendung im Jahre 1812 unser großer Heyne kurz vor seinem Tode noch erlebt hat, diente als Arbeitsraum. Hier konnte der Professor seine Schüler an die Bücherreihen selbst heranzuführen und ihnen einen Vortrag halten über die in seinem Fach neu erschienene Literatur; hier haben nach Heyne Männer wie Reuß und Jacob Grimm als Bibliothekare gearbeitet und den Benutzern die benötigten Bücher eingehändigt und wieder abgenommen.

Auch in diesem Raum hat also von vornherein der Geist geherrscht, den der Schöpfer der Universität, Freiherr v. Münchhausen, vermutlich beeinflußt von den Ideen des großen Philosophen Leibniz, auch der Bibliothek einflößen wollte: sie sollte eine wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek werden und ist es ja auch dank Heynes Genialität und Tatkraft in einem Grade geworden, daß sie Ende des

18. Jahrhunderts unbestritten die Führung in ganz Europa übernommen hatte.

Diesen Eindruck, daß in Göttingen schon im 18. Jahrhundert ein geistiges Leben geherrscht hat, von dem starke Fäden zu unsern heutigen wissenschaftlichen Anschauungen hinüberlaufen, wird, hoffe ich, auch unsere Ausstellung bei Ihnen erwecken. Bei dem, was Sie auf Ihrem Rundgang antreffen, handelt es sich nicht etwa durchweg um tote oder längst veraltete Lehrmeinungen, sondern, zum Teil wenigstens, um höchst neuzeitliche, noch heute gültige wissenschaftliche Ideen. Es sind Dokumente einer Zeit, die den Unterbau der modernen Wissenschaft geliefert hat und auch heute noch bildet. In der Abteilung „Geschichte, Geographie und Statistik“ z. B. liegen die historischen, statistischen und politischen Arbeiten eines Schlözer aus, dessen Zeitschriften man als „das erste Beispiel einer mächtig wirkenden Publizistik“ bezeichnet hat. In dem Fach der Medizin, Mathematik und Naturwissenschaft begegnen uns Johann Beckmann, der Begründer der technologischen Wissenschaften, Blumenbach, der erste Vertreter der modernen Anthropologie, Lichtenberg, dessen Bedeutung für die exakten Wissenschaften erst jüngst in den „Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek“ von Paul Hahn zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden ist: sie alle führen uns hinüber in die Gegenwart und stehen mit ihr in unmittelbarem lebendigen Zusammenhang.

Zu diesem von Anbeginn an durchaus modernen Charakter strengster Wissenschaftlichkeit unserer Hochschule tritt dann ein Zug, der sich auch in unserer Ausstellung deutlich hervorhebt: der weltumspannende, die Völker der ganzen Erde, ihre Kultur und Literatur in den eigenen Gesichtskreis einbeziehende Geist, der ohne die Enge und Einseitigkeit mancher anderen damaligen deutschen Hochschule bewußt dem Ideal der Universalität zustrebt. Sie finden diesen der Aufklärungszeit eigentümlichen universalen Zug ausgeprägt z. B. in den Werken des Theologen Mosheim, von dem eine chinesische Kirchengeschichte ausgestellt ist, in den Schriften des Völkerrechtslehrers Martens, dessen 'Recueil de traités' noch heute fortgesetzt wird, in Blumenbachs ethnographischen und anthropologischen Schriften, in Schlözers historischen Arbeiten, die sich nicht bloß auf schwedische, isländische und russische innen- und außenpolitische Verhältnisse erstrecken, sondern sich sogar an eine Geschichte von Nord-Afrika und an Fragen der asiatischen Staatengeschichte heranwagten. Die eigentliche Orientalistik steckte ja damals in Deutschland noch in den Kinderschuhen, aber mehr als anderswo hat hier in Göttingen Michaelis sie aus der Abhängigkeit von der Theologie befreit und zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben. Michaelis war es auch, der die mit Unterstützung des Königs von Dänemark in

den Jahren 1761 ff. unternommene Orientreise angeregt und mittelbar dadurch zu der späteren Entzifferung der Keilschrift beigetragen hat. Die kostbaren Schenkungen des Freiherrn v. Asch, eines Deutsch-Balten und Schülers von Albrecht v. Haller, haben damals den Grund gelegt zu einer Handschriftensammlung, die durch den Nachlaß von Michaelis, später im 19. Jahrhundert durch die Vermächtnisse von Ewald, Lagarde und Kielhorn zu immer größerer Bedeutung erhoben worden ist. Was Asch in den Jahren 1773—86 der Göttinger Bibliothek schenkte, ist zwar nicht die systematische Sammelarbeit eines sachkundigen Gelehrten, aber es sind sehr beachtenswerte Stücke, darunter kalmückische, georgische, tibetanische, chinesische und japanische Handschriften und Drucke, die für die damalige Zeit etwas durchaus Ungewöhnliches bedeuteten und in deutschen Bibliotheken, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, kaum anzutreffen waren.

Dem universalen Charakter des Hochschulbetriebes entsprach auch die Zusammensetzung der Studentenschaft. Von vornherein lag es ja in der Absicht des ersten Kurators, des Freiherrn v. Münchhausen, die vornehme internationale Jugend nach Göttingen zu ziehen, mit welchem Erfolg, das lehrt ein Blick in die Liste der in unserm Führer verzeichneten bedeutenden Schüler der Georgia Augusta. Sie stoßen dort, von den berühmten Deutschen abgesehen, auf spätere dänische Minister, wie die beiden Grafen Bernstorff, auf die Russen, den ersten russischen Kliniker Basilevic und den Mineralogen Severgin, auf den Franzosen Villers, den bekannten Freund der Dorothea v. Schlözer, und vor allem auf die Engländer Bertie Greatheed, Coleridge und Thomas Young. Welche Anziehungskraft Göttingen und seine Professoren wie Lichtenberg gerade auf die vornehme Jugend Englands ausgeübt haben, darüber hat erst ja vor kurzem Professor Hecht in den „Vorarbeiten“ auf Grund von Lichtenberg-Briefen eine interessante Studie veröffentlicht. Diese jungen Engländer haben sich damals offenbar in Göttingen sehr wohl gefühlt: der lustige Song des späteren berühmten britischen Staatsmanes George Canning mit seinem Refrain:

I think of those companions true
 Who studied with me at the U——
 — — niversity of Gottingen,
 — — niversity of Gottingen.

Dieser Song, eine Satire auf einen politischen Gegner, mutet zugleich an wie der Ausdruck studentischer Ulk- und Fidelitätsstimmung. Wir verdanken diesen interessanten Beitrag zur Göttinger Universitätsgeschichte dem Cambridger Historiker Temperley, der uns das kleine Buch anläßlich seiner Teilnahme an der Historikertagung im April dieses

Jahres geschenkt hat. Ein deutsches Gegenbeispiel für studentischen Übermut und gelegentliches Über-die-Stränge-Schlagen sind die beiden, dem Archiv der Universität entnommenen Protokolle der Verhandlungen gegen die Studiosen Carl August v. Hardenberg und Carl Reichsfreiherrn v. Stein wegen Verabfolgung von Nasenstübern und Ohrfeigen. Man sieht, auch diese großen Geister, die berufen waren, Preußens und Deutschlands Geschieke in neue Bahnen zu lenken, haben der Jugend ihren Tribut zahlen müssen und waren nicht frei von der damaligen Überheblichkeit ihres Standes. Man kann ihnen das nicht sonderlich übelnehmen, denn die Adligen und Freiherren jener Zeit nahmen eine Sonderstellung ein, zahlten höhere Honorare, saßen in den Kollegs auf besonderen Bänken, und für die Grafen und Fürsten wurde, wie Sie aus den ausgestellten beiden Bänden ersehen, eine eigene, mit ihren gemalten Wappen gezierte Matrikel geführt.

Der Bibliothek hat dieser aristokratische Charakter der Göttinger Universität zweifellos zum Vorteil gereicht. Unter den Geschenkgebern des 18. Jahrhunderts spielen deutsche und ausländische Fürstlichkeiten jener Zeit eine hervorragende Rolle: wir finden unter ihnen vertreten den Kaiser Franz I. von Österreich, die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, den Prinzen Georg zu Waldeck, der uns eines unserer wertvollsten Manuskripte, eine für Matthias Corvinus geschriebene Handschrift von Aristoteles' *Physica* geschenkt hat, den König Friedrich V. von Dänemark, den König Stanislaus I. von Polen, den Herzog von Marlborough, den Herzog von Newcastle u. a. mehr.

Aber allein die Gunst mächtiger Fürsten und Gönner hätte die Göttinger Bibliothek nicht auf den Gipfel des Ruhmes, den sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts erklommen hatte, führen können, wenn nicht an ihrer Spitze der Mann gestanden hätte, dessen Büste seit kurzem mit Recht in den Mittelpunkt dieses Saales und damit auch unserer Ausstellung gerückt ist: Christian Gottlob Heyne. Die verfügbare Zeit verbietet, ein Elogium auf die Verdienste dieses einzigen, m. E. in der deutschen Bibliotheksgeschichte unerreicht dastehenden Mannes zu halten; nur auf ein paar Proben einer genialen Verbindung wissenschaftlichen Blicks und kluger Geschäftsgewandtheit möchte ich hinweisen. Auf Auktionen des In- und Auslandes ist es ihm gelungen, für einen Spottpreis Kostbarkeiten zu erwerben, deren Ankauf heute für eine deutsche Bibliothek wegen ihrer Unerschwinglichkeit überhaupt nicht in Frage kommen könnte: die Gedichte des Archipoeta aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts sind 1787 auf einer Auktion für 21 Groschen und 4 Pf. gekauft, und für Konrad Kyesers berühmte „Kriegskunst“ sind 1773 in Nürnberg 7 Dukaten bezahlt worden. In die Amtszeit Heynes fällt auch die Erwerbung des zweitältesten unserer 6 Caxton-Drucke,

über die Göttingen als einzige deutsche Bibliothek verfügt; der älteste und zugleich wertvollste Caxton — es ist ein Unikum, die *Infancia Salvatoris* — ist schon 1749 unter Gesner für 15 sh. gekauft worden.

Natürlich kann man auch von Heyne sagen, daß ihm die Gunst der Mächtigen jener Zeit, der Fürsten und anderer Gönner, zur Seite gestanden hat. Aber das kann seinen Ruhm nicht schmälern. Auch wäre es ein müßiges Beginnen, wollten wir darüber klagen, daß heutzutage jene Kräfte, die zweifellos viel für die Blüte gerade der Göttinger Bibliothek bedeutet haben, nicht mehr wirksam sind. Andere Faktoren sind an ihre Stelle getreten oder werden noch ihre Rolle übernehmen. Ich nenne hier mit Dankbarkeit den Göttinger Universitätsbund und gedenke mit stolzer Freude der Erwerbung der Urschrift von Bürgers Lenore, zu der die Akademiker von ganz Niedersachsen und sicher auch manche unter Ihnen beigetragen haben. Der Besitz dieses Kleinods hat, zusammen mit den kürzlich angekauften Bundesbüchern des Hainbundes, die wir der Fürsorge des preußischen Kultusministeriums und unseres hochverehrten Herrn Kurators verdanken, jetzt die Hainbund-Literatur der Göttinger Bibliothek auf einen Stand gebracht, wie er sich in gleicher Höhe wohl in keiner Bibliothek, auch nicht der größten, des In- und Auslandes wiederfindet.

Und nun lassen Sie mich im Zusammenhang damit zum Schluß dem Gedanken Ausdruck geben, der mich schon oft beschäftigt hat und den ich an dieser Stelle wiederholt auszuführen Gelegenheit hatte: ich meine die Idee der Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes an unsern öffentlichen Bibliotheken. Gerade Ihnen, meine Herren Schulmänner, möchte ich die Bitte der Mitarbeit in dieser Sache ans Herz legen. Noch hat der Gedanke eines engeren Zusammenwirkens zwischen Bibliothek und Schule keine tiefer gehenden Wurzeln bei uns geschlagen. Aber kommen wird auch bei uns der Tag, wo beide staatlichen Einrichtungen als wesensverwandt, als bestimmt zum Dienste am deutschen Volke erkannt werden. Dieser Erkenntnis zum Durchbruch zu verhelfen, ist nur möglich mit Hilfe der Schule. Je mehr Sie in die jungen Seelen Ihrer Schüler die Liebe pflanzen zum schönen und guten Buch, die Achtung vor dem Erbe unserer Väter und die Ehrfurcht vor dem, was deutscher Gelehrtenfleiß und deutsche Buchkunst geschaffen haben, und je mehr dadurch das Bewußtsein gestärkt wird, daß jeder von uns teil hat nicht nur an dem Genuß der in unseren öffentlichen Büchereien aufbewahrten Schätze, sondern auch an der Verantwortung für ihre Pflege und für ihr Gedeihen, um so eher ist auch zu hoffen, daß für unsere deutschen Bibliotheken wieder eine Glanzzeit anbricht, wie die Göttinger Bibliothek sie unter Heynes genialer Führung erlebt hat. Sollte diese Ausstellung zur Verwirklichung dieses Zieles beitragen, so hat sich die Mühe, die wir auf sie verwandt haben, reich gelohnt.“

3. Ausflüge im Anschluß an die Tagung.

A. Dreitägige Exkursion in die Rhön.

Die Führung hatte Prof. Dr. Siegfried Passarge (Hamburg). Die Abfahrt erfolgte Freitag, den 30. September, mittags, die Rückkehr Montag, den 3. Oktober, abends. Das Ziel der Exkursion war, am Beispiel der Rhön die Teilnehmer in die landschaftskundlichen Aufnahmemethoden und die landschaftskundliche Betrachtungsweise von Prof. Passarge praktisch einzuführen. Vom Standquartier Wüstensachsen aus wurden an drei Tagen die wichtigsten Landschaftstypen des Rhöngebirges durchwandert oder durchfahren. Die lebhaften Erörterungen im Gelände und abends im Quartier legten Zeugnis ab von der Anteilnahme der Teilnehmer, die am Abend des dritten Tages hochbefriedigt heimkehrten.

B. Burgenfahrt.

Sonntag, den 1. Oktober, nahmen über 80 Philologen mit ihren Damen an einer Burgenfahrt in Autobussen teil, die vom Göttinger Verkehrsbüro Kelterborn veranstaltet wurde. Die Abfahrt erfolgte vom Marktplatz morgens 8 $\frac{1}{2}$ Uhr. Die Fahrt ging nach den Ruinen der Plesse und des Hardenberg und der Burg Berlepsch und von da nach Witzhausen, wo man die Kolonialschule besichtigte, und den Schluß bildete der Besuch der Ruine Hanstein. Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr war man wieder am Marktplatz zu Göttingen. Die wissenschaftliche Führung der Burgenfahrt hatte Geh. Rat Prof. Dr. Edward Schröder übernommen; nur auf dem „Berlepsch“ zeigte der Graf von Berlepsch selbst seinen Gästen das fesselnde Schloß. In der Kolonialschule leitete Prof. Fabarius, der Direktor der Kolonialschule, die Besichtigung.¹⁾ Das prächtige Herbstwetter und die ausgezeichnete Verpflegung sorgten mit dafür, daß alle Teilnehmer höchst befriedigt waren.

C. Ausflug nach Hildesheim.

Als Prof. Dr. Günther Roeder, Direktor des Pelizaeus-Museums (Hildesheim), den Ausflug der Philologenversammlung nach Hildesheim anregte, war es ursprünglich sein Gedanke, einen Anschluß an die Verhandlungen der Tagung herbeizuführen. Infolge des großen Umfangs der

1) Prof. Ernst Albert Fabarius starb am 28. Oktober 1927.

Tagung wurde dies unmöglich. Und so blieb nur der Wunsch übrig, den Teilnehmern zu zeigen, was Hildesheim für ihre besonderen Wünsche zu bieten hätte.

Als am 1. Oktober etwa 100 Teilnehmer der Tagung in Hildesheim eintrafen, wurden sie in der von Bischof Bernward 1022 gebauten Kirche St. Michael zuerst gesammelt. Nach einer musikalischen Einführung hörten sie dann aus dem Munde von Geheimrat Prof. Dr. P. J. Meier, dem früheren Direktor des Braunschweiger Landesmuseums, etwas von der Geschichte des Baues, von seinem örtlichen und geschichtlichen Zusammenhang mit Hildesheim und seiner Bedeutung für die deutschen Kirchen romanischen Stils.

In den städtischen Museen wanderte die Gruppe der Naturforscher in die naturkundlichen Sammlungen des Roemer-Museums unter Führung des Direktors Prof. Dr. Schöndorf. Mehrere andere Gruppen widmeten sich im Pelizaeus-Museum, von dessen Stifter, dem Göttinger Ehrendoktor Wilhelm Pelizaeus, begrüßt, den ägyptischen und griechischen Denkmälern, bei deren Führung auch Göttinger Professoren freundlichst mitwirkten. Nach einem gemeinsamen Frühstück in einem der Säle der ehemaligen Paulinerkirche begab man sich wieder in den Vortragssaal des Museums, wo Geheimrat Meier und Prof. Dr. Roeder mit kurzen Worten und ein paar bezeichnenden Lichtbildern in die Topographie, die Geschichte und das Wesen der Baudenkmäler von Alt-Hildesheim einführten. In acht Gruppen wanderte man dann, von einheimischen Herren geführt, durch die alte Stadt und gewann einen Eindruck von der Prägung, die der Verlauf der verschiedenen Kunststile den Kirchen und Häusern Hildesheims gegeben hat; man ist ja in der glücklichen Lage, in Hildesheim nicht nur einzelne Gebäude, sondern geschlossene mittelalterliche Bilder in Straßenzügen und Plätzen zeigen zu können. Auf dem Moritzberge, am Westrande der Stadt, vereinigte eine vom Magistrat Hildesheim gebotene Kaffeetafel die Teilnehmer zum letzten Mal. Bei ihr begrüßte der Stadtoberbaurat Senator Köhler die Versammelten, und der Dresdener Oberstudiendirektor Dr. Franz Poland faßte als Dank den Eindruck der Besucher von Hildesheim zusammen. Nachdem man in kleinen Gruppen noch einen Blick auf den stimmungsvollen Hof im Kreuzgang von St. Mauritius geworfen hatte, fuhr die letzte Gruppe von 60 Teilnehmern zur Bahn in einem großen Autobus, den der um das Gelingen der Tagung auch sonst bemühte Hildesheimer Verkehrsverein schnell beschafft hatte.

4. Versammlungen in Verbindung mit der Tagung.

Mit der 56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner tagte einer alten Sitte gemäß eine Anzahl Vereinigungen gemeinsam. Die Deutsch-Griechische Gesellschaft, der Deutsche Gymnasialverein und der Deutsche Altphilologenverband, der Deutsche Realschulmännerverein und die Johannes Rehmke-Gesellschaft (Vereinigung für grundwissenschaftliche Philosophie) hielten ihre Hauptversammlung vor der Philologentagung ab. Die Indogermanische Gesellschaft trat am 29. September zusammen, und die Wörterbuchkonferenz (für das Grimmsche Wörterbuch) sowie eine Besprechung der Gesellschaft für deutsche Bildung (des Deutschen Germanistenverbands) fanden nach Schluß der Philologenversammlung statt.

V.

Statistisches.

I. Festschriften und Festgaben.

1. Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. — Göttingen, Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, 1927. 158 Seiten, 7 Abbildungen im Text und 13 Tafeln.

Dargeboten vom Ortsausschuß.

Inhalt: Edward Schröder: Die deutschen Burgennamen. — Fritz Roeder: Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunstgegenstand und siedlungsarchäologisches Leitfossil. — Georg Graf Vitzthum: Der Hochaltar der Jakobikirche zu Göttingen. — Karl Kahle: Vom Göttinger Gymnasium. — Marcus Ites: Die Verlegung der Ilfelder Klöstereinkünfte nach Göttingen im Jahre 1747. — Wilhelm Mommsen: Paul de Lagarde als Politiker. Zu seinem 100. Geburtstage am 2. November 1927.

2. Hermann Thiersch: Ludwig I. von Bayern und die Georgia Augusta. — Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927.

Dargeboten von der Weidmannschen Buchhandlung und dem 1. Vorsitzenden der Tagung.

3. Dr. Otto Deneke: Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten.

Überreicht von der Grätzel-Gesellschaft zu Göttingen. (Betrifft Moritz Haupt, Otto Jahn und Theodor Mommsen.)

4. Deutsche Akademische Rundschau (D.A.R.), Sondernummer für die 56. Philologentagung. 9. Jahrg. Nr. 1. Göttingen, Hochschulverlag, 1927.

Inhalt: H. Thiersch: Zum Geleit! — H. Thiersch: Die 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen. 27. September bis 1. Oktober 1927. — H. Weinstock: Die Antike und die deutsche Zukunft. Eine pädagogische Betrachtung. — Otto Wecker: Paul de Lagarde. — Götz von Selle: Ein Bruchstück aus einer bislang unbekannten Handschrift des Willehalm von Wolfram von Eschenbach. Mit sprachlichen Bemerkungen von Ludwig Wolff. — Wolfgang Krause: Aufgaben der keltischen Philologie. — Joh. Friedrich Schneider: Zur Reform des neuphilologischen Studiums. — A. Ludwig: Universität und Schule. — Boelitz: Die Behandlung der Kriegsschuldfrage auf unseren Hochschulen. — Becker: Probleme der Erwachsenenbildung. — Ulrich Peters: Politische Bildung und höhere Schule. — F. Schönnemann: Amerikanische Erziehungsprobleme. — Max Dessoir: Kunstgeschichte und Kunstsystematik. — René Prudent: Fachschaftsgedanke und Altakademiker. — Am Pflugschar.

5. Monatsschrift für höhere Schulen. 26. Jahrg. Nr. 9/10.

Gewidmet der 56. Philologentagung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927.

Inhalt: Rudolf Münch: Zur Ausbildung der neusprachlichen Studienreferendare. — Karl Goetz: Die Vorbildung der Studierenden in Preußen. — Erich Weber: Deutsche Politik und deutsche Bildung, II. Teil. — Margarete Wocke: Ein deutschböhmischer Dichter. — Hans Lehner: Die Durchdringung der einheimischen und römischen Kultur im Rheinlande. — H. Volkmann: Ein neuer Fund zur Geschichte des Antisemitismus im Altertum. — Hermann Weinreich: Zur Frage der Schullandheime. — Th. O. Achelis: Die Umbildung der Haderslebener Gelehrtenschule 1850 und 1864.

6. Gnomon. Kritische Zeitschrift für die gesamte klassische Altertumswissenschaft 3. Band, 10. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927.

7. 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Göttingen 27.—30. September 1927. Sonderabdruck aus der Niedersächsischen Morgenpost (in Heftform). 16 Seiten.¹⁾

Inhalt: Prolog. — H. Thiersch: Vor fünfundsiebzig Jahren. Eine Erinnerung an die 13. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen vom 29. Sept. bis 2. Okt. 1852. — Friedrich Neumann: Zu den Festaufführungen im Stadttheater. Hrotsvit von Gandersheim und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. — Fritz Lehmann: Musikalische Darbietungen während der Philologentagung. — Bruno Crome: Steinzeitliche Ausgrabungen bei Göttingen. — Die Göttinger Feinmechanik und die 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom 27. bis 30. September 1927.

8. Zum Göttinger Philologentag.

Festbeilage des Göttinger Tageblatts. 25. September 1927.

Inhalt: Hermann Weinreich: Die 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Göttingen. — Paul Ssymank: Aus der Geschichte der Philologentagungen. —

9. Die Deutschen Philologen in Göttingen.

Festbeilage des Hannoverschen Kuriers. 25. September 1927.

Inhalt: Eduard Lisco: Lebendige Philologie. Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner. — Th. W. Werner: Hermann Abert. Zu seinem Hingang. — Johann Frerking: Göttingen einst und jetzt. — Hans Plischke: Die ethnographische Ausstellung. In den Räumen des Göttinger Kunstvereins. — Julius Steinberger: Schätze der Universitätsbibliothek. — Hans Dörries: Kartographische Ausstellung. Im Institut für angewandte Mathematik. — Th. Schmucker: Göttingens botanischer Garten.

10. Dem Göttinger Philologentag zum Gruß.

Festbeilage der Täglichen Rundschau. 27. September 1927.

Inhalt: Karl Kahle: Streiflichter aus der Geschichte des Göttinger Gymnasiums. — Hugo Willrich: Friedrich Thiersch. Zur Erinnerung an den Begründer der Deutschen Philologenversammlungen.

1) Einige dieser Artikel sind auch in andern Blättern, besonders im Göttinger Tageblatt und in der Göttinger Zeitung erschienen.

11. Festbeilage zur Göttinger Zeitung.

Am 27. September 1927.

Inhalt: Max Carstenn: Die 56. Versammlung. — Max Carstenn: Besprechung der Festgaben Nr. 1 und 2.

12. Führer durch die Universitäts- und Gartenstadt Göttingen. Göttingen. Im Selbstverlag der Stadt, 1927. 202 Seiten und 16 Doppeltafeln.

13. Kleiner Führer durch Göttingen. Göttingen, Göttinger Verkehrszentrale.

14. Göttingen 1927. — Überreicht vom Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Mappe mit Kunstblättern nebst Verlagskatalog mit zwei Artikeln über das alte Göttingen von Prof. Dr. R. Weissenfels und Lulu von Strauß und Torney.

15. Göttingens kulturelle Bedeutung im 18. Jahrhundert. Katalog der anlässlich der 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom 27.—30. September 1927 im historischen Saal der Göttinger Universitäts-Bibliothek veranstalteten Ausstellung (zusammengestellt von Dr. Julius Steinberger) — Göttingen. Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner).

2. Teilnehmerliste.¹⁾

- Abernethy, Walter, Dr. Stud.-Dir., Tilsit.
 Ackermann, Wilhelm, Dr. Stud.-Ref., Göttingen.
 Adler, Maximilian, Dr. Gymn.-Prof., Prag.
 Aengeneyndt, Dr. Buchhändler, Leipzig.
 Ahrens, Franz, Stud.-Ass., Göttingen.
 Ahrendsen, Auguste, O.Lehrerin am Paulsenstift, Hamburg.
 Albert, Karl, Dr. O.Stud.-R., Koburg.
 Albrich, Karl, Dr. Schulrat, Hermannstadt (Siebenbürgen).
 Alfke, Stud.-R., Kottbus.
 Allgeier, Arthur, Dr. Univ.-Prof., Freiburg i. B.
 Alpers, Paul, Stud.-R., Celle.
 Alpers, Maria, Frl. Dr., Hildesheim.
 Aly, Wolfgang, Dr. Univ.-Prof., Freiburg i. Br.
 Ammerlahn, Hermann, stud. phil., Göttingen.
 Ammon, Georg, Dr. O.Stud.-Dir. i. R. Geh. Stud.-R., Regensburg.
 Andreas, F. C., Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Andreesen, Alfred, Dr. Leiter der Deutschen Landerziehungsheime, Schloß Bieberstein (Rhön).
 Andrin, Johannes, Dr. Stud.-R., Kottbus.
 Anspach, Friedrich, Dr. Pfarrer, Niemat-Schleba bei Guben.
 Anz, Wilhelm, cand. phil., Göttingen.
 Appel, Elisabeth, Dr. Stud.-Rätin, Görlitz.
 Appel, Karl, Dr. Univ.-Prof. Geh.-R., Breslau.
 Arendt, Irmgard, stud. nat., Göttingen.
 Arndt, Walter, Stud.-R., Hofgeismar.
 Arnim, Max, Dr. Bibliotheksrat, Göttingen.
 Arns, Karl, Dr. Stud.-R., Bochum.
 Atzert, Karl, Dr. O.Stud.-Dir., Breslau.
 Aubin, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Gießen.
 Aue, Alexander, stud. phil., Ahlen b. Hannover.
 Auffenberg, Wilhelm, Stud.-R., Göttingen.
 Augustin, O.Lehrer, Clausthal.
 Ausfeld, Carl, Dr. Prof. Stud.-R., Darmstadt.
 Avenarius, stud. phil., Göttingen.
 Babatz, Johannes, Stud.-Ass., Höxter.
 Babatz, Frau, Höxter.
 Babick, O.Stud.-Dir., Berlin-Lichterfelde.
 Bächt, Hermann, Dr. Stud.-R. a. D., Göttingen.
 Bächt, Frau, Göttingen.
 Baehr, Reinhold, Dr. Assistent, Freiburg i. B.
 Bähr, Gerhard, Stud.-Ref., Hannover.
 Bär, Luise, stud. phil., Kassel.
 Bahntje, U., Dr. Prof., Wolfenbüttel.
 Ballerstädt, Stud.-Ass., Bad Pyrmont.
 Balogh, Joseph, Dr. phil., Budapest.
 Barkas, Pallister, Lektor, B. A., Göttingen.
 Barner, Stud.-Dir., Peine.

1) Die Ehrengäste sind mit einem * bezeichnet. Die Grundlagen der Liste bildeten die beiden bei der Tagung erschienenen Teilnehmerverzeichnisse sowie die Anmeldekarten. Eine Reihe von Unklarheiten konnten trotz aller Bemühungen von Prof. Dr. Kahrstedt und mir leider nicht richtiggestellt werden.

- Bartels, Erich, stud. phil., Weende bei Göttingen.
 Bartels, H., Dr. Stud.-R., Hannover.
 Bartels, Frau, Hannover.
 Bartels, Hanna, stud. phil., Göttingen.
 Bartels, Willi, stud. phil., Mackensen.
 Barwick, K., Dr. Univ.-Prof., Jena.
 Basler, Otto, Dr. Bibliothekar, Berlin.
 Bauer, Otto, Dr. Stud.-R., Bielefeld.
 Bauer, Walter, D. Univ.-Prof., Göttingen.
 Bauer, Frau, Göttingen.
 *Bauerschmidt, Hans, Dr. Min.-R. im Bayr. Staatsministerium, München.
 Baustaedt, O.Stud.-R., Göttingen.
 Baustaedt, Frau, Göttingen.
 Bavink, B., Dr. O.Stud.-R., Bielefeld.
 v. Beaulieu, General a. D., Göttingen.
 Becher, Dr. Stud.-Dir., Bad Pyrmont.
 *Becker, Carl H., D. Dr., Dr. h. c., Preußischer Staatsminister, Berlin.
 Becker, H., Stud.-R., Oldenburg.
 Becker, Oskar, Dr. Priv.-Doz., Freiburg i. B.
 Becker, Paul, Dr. O.Stud.-Dir., Duisburg.
 Becker, Wilhelm, Dr. O.Stud.-R., Dresden-Neustadt.
 Becking, Gustav, Dr. Priv.-Doz., Erlangen.
 Becking, Gertrud, Frau, Erlangen.
 Beckmann, Dr. Priv.-Doz., Berlin.
 Beetz, Alfred, Stud.-R., Gera.
 Beheim-Schwarzbach, Stud.-Rätin, Göttingen.
 Behm, D., Univ.-Prof., Göttingen.
 Behm, Frau, Göttingen.
 Behmann, Heinrich, Dr. Priv.-Doz. Stud.-Ass., Halle a. S.
 Behrend, Fritz, Dr. Prof. Wissenschaftl. Beamter d. Preuß. Akademie, Berlin-Zehlendorf.
 Behrend, Frau, Berlin-Zehlendorf.
 Behrens, Hugo, Dr. phil., Herford.
 Behrens, Lisa, Stud.-Rätin, Wilhelmshaven.
 Beier, Hermann, Stud.-R., Dresden.
 Beloch, Karl Julius, Dr. Univ.-Prof., Rom.
 Benfey, Ernst, Bankdirektor, Göttingen.
 Benfey, Else, Frau, Göttingen.
 Benfey, Ilse, Fräulein, Göttingen.
 Berendsohn, Walter A., Dr. Prof. Priv.-Doz., Hamburg.
 Bergen, Ernst, Dr. Stud.-Ref., Göttingen.
 Berger, Heinrich, Dr. Stud.-R., Oldenburg.
 Bergermann, Johannes, Stud.-R., Lübeck.
 Berneburg, Dr. O.Stud.-R., Hannover.
 Berthold, Frau Geheimrat, Göttingen.
 Bertholet, D., Univ.-Prof. Geh. Konsistorial-Rat, Göttingen.
 Bertholet, Frau, Göttingen.
 Bertholet, Verena, stud. phil., Göttingen.
 Bertram, Karl, stud. phil., Göttingen.
 Berve, Helmut, Univ.-Prof., Leipzig.
 Bessel-Hagen, Erich, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
 Bessler, H., Dr. Priv.-Doz., Freiburg i. B.
 Bessler, Frau, Freiburg i. B.
 Bethé, Erich, Dr. Univ.-Prof., Geh. Rat, Leipzig.
 Beutler, Ernst, Dr. Dir. des Goethemuseums, Frankfurt a. M.
 Beyer, Hermann, Dr. Stud.-R., Dresden.
 *Beyer, Dr. jur. Justizrat (Universitätsbund), Göttingen.
 Biebert, Ernst, Dr. Stud.-Dir., Frankfurt a. M.
 Bickel, Ernst, Dr. Univ.-Prof., Königsberg i. Pr.
 Bickermann, E., Dr., Berlin-Grünwald.
 Bierwisch, Bernhard, stud. math. et phys., Göttingen.
 Bierwisch, Käty, Junglehrerin, Göttingen.
 Billen, Aloys, O.Stud.-Dir. Prof., Aachen.
 Binder, Otto, Dr. O.Stud.-Dir., Tübingen.
 Bindenschädler, St. Gallen (Schweiz).
 Birtner, Herbert, Dr. phil., Leipzig.
 v. Bissing, Frh., Wilhelm, Dr. Prof., Oberaudorf a. Inn.
 Blender, Grete, Stud.-Ass., Aachen.

- Blum, Friedrich, Dr. Geh. Hofrat
 Gymn.-Dir., Baden-Baden.
 Blume, Ernst, Dr. Stud.-R., Magde-
 burg.
 Blumenthal, Otto, Dr. Prof. an
 der Technischen Hochschule,
 Aachen.
 Blumenthal, Frau, Aachen.
 Bock, Dr. Prof. O.Stud.-R. a. D.,
 Göttingen.
 Bock, M., Dr. Stud.-Ass., Nort-
 heim.
 Bode, E., Dr. Stud.-R., Lübeck.
 Bode, Werner, Stud.-R., Wilhelms-
 haven.
 Bode, Frau, Wilhelmshaven.
 Böckmann, Paul, Dr. phil., Göt-
 tingen.
 Bögel, K., Dr. Stud.-R., Pforta bei
 Naumburg.
 Bögel, Theodor, Dr. Stud.-R., Bres-
 lau.
 Bögel, Frau, Breslau.
 Böhm, Wilhelm, Dr., Berlin-Dah-
 lem.
 Böhm, Frau, Berlin-Dahlem.
 Böhme, Stud.-Ass., Verden a. Aller.
 Böhme, Joachim, cand. phil., Göt-
 tingen.
 Boehnisch, Charlotte, Stud.-Ass.,
 Berlin-Grunewald.
 Börner, Stud.-R., Göttingen.
 Boerner, Dr. Stud.-R., Clausthal.
 Boerner, Frau, Clausthal.
 Boesch, Fritz, Dr. O.Schulrat, Han-
 nover.
 Boesch, Frau, Hannover.
 Boesch, Georg, Dr. O.Stud.-Dir.,
 Erfurt.
 Böse, Karl, stud. phil., Göttingen.
 Bogumiewski, Karl, cand. chem.,
 Göttingen.
 *Bohm, Dr. Prof. Landesschulrat,
 Vertreter der Senatskommission
 für das Unterrichtswesen, Bremen.
 Bohne, Rudolf, O.Stud.-R., Ha-
 gen i. W.
 Bohne, Wunstorf.
 Bojunga, Klaudius, Dr. O.Stud.-
 Dir., Frankfurt a. M.
 Bojunga, Frau, Frankfurt a. M.
 Bollnow, Otto-Friedrich, Dr., An-
 klam.
 Borghorst, Gerhard, Dr., Fichte-
 Korrespondenz, Berlin-Friedenau.
 Borkenhagen, Helene, Dr. Stud.-
 Rätin, Emden.
- Bornemann, Ferdinand, Stud.-R.,
 Hannover.
 Bottermann, Walther, Dr. O.
 Stud.-Dir., Berlin-Wilmersdorf.
 *Brandi, Karl, Dr. Univ.-Prof.
 Geh.-R., 1. Vorsitzender des Univ.-
 Bundes, Göttingen.
 Brandl, Alois, Dr. Univ.-Prof.,
 Geh.-R., Berlin.
 Braun, Friedrich, Dr. Univ.-Prof.,
 Leipzig.
 Brauns, Friedrich, Stud.-R., Göt-
 tingen.
 Breier, Willi, Dr. Stud.-Dir., Essen-
 Bredeney.
 Breier, Frau, Essen-Bredeney.
 Breithaupt, Max, Dr. Gymn.-Dir.,
 Tauberbischofsheim (Baden).
 v. d. Brelie, Dr. Stud.-R., Nort-
 heim.
 Brenken, Gustav, Stud.-R., Schö-
 ningen.
 Brennfleck, Stephan, Prof., Karls-
 ruhe (Baden).
 Briecke, Wilhelm, Prof. Stud.-R.
 i. R., Hannover.
 Brinkmann, Heinrich, Dr. Stud.-
 R., Varel (Old.).
 Brinkmann, Frau, Varel (Old.).
 Brinckmann, Hennig, Dr. Priv.-
 Doz., Jena.
 Brock, Werner, cand. phil., Göt-
 tingen.
 Brocke, Ernst, Dr. Professor, Her-
 renalb.
 Brodführer, Dr., Stud.-R., Bad
 Harzburg.
 *Brodthage, Theodor, Vizepräsi-
 dent des Prov.-Schulkollegiums,
 Hannover.
 Bröker, Hugo, Dr. Universitätslek-
 tor f. Englisch, Berlin.
 Brokate, Dr. Stud.-Rat, Hann.-
 Münden.
 Brouwer, B., Prof. Stud.-Rat i. R.,
 Göttingen.
 Bruckner, Wilhelm, Dr. Prof. und
 Gymnasiallehrer, Basel.
 Bruckner, Frau, Basel.
 Brüggemann, Dr. Prof., Vertreter
 der Technischen Hochschule,
 Aachen.
 Brünig, Hanna, Stud.-Rätin, Mag-
 deburg.
 Brünig, Reinhold, cand. phil.,
 Göttingen.
 Brunotte, Gustav, stud. math.,
 Göttingen.

- Bruns, Gerda, stud. phil., Witzenhausen.
 Buchenau, Dr. Stud.-Dir., Berlin-Charlottenburg.
 Bucherer, Fritz, Dr. Gymn.-Dir., Heidelberg.
 Bucherer, Toni, Dr. Assessorin, Heidelberg.
 Buchholz, Dr. Stud.-R., Salzgitter.
 Buchkremer, Leonhard, Dr. O. Stud.-Dir., Aachen.
 Bückmann, Ludwig, Dr. Prof., Lüneburg.
 Bühmann, Elsa, Studienrätin, Herford i. W.
 Buder, Kurt, Dr. Prof. Stud.-R., Chemnitz i. Sa.
 Bunnemann, Studiendirektor, Ortelsburg (O.Pr.).
 Büngel, Walter, stud. phil., Göttingen.
 Bünsow, Heinrich, Prof. Stud.-R. i. R., Göttingen.
 Bunte, Gerhard, Dr. Schauspieler, Berlin.
 Bunte, Rudolf, Dr. O.Stud.-Dir., Elmshorn (Holstein).
 Büttner, Otto, Dr. Stud.-Prof., Vorsitzender des Vereins bayrischer Philologen, München.
 Burckhardt-Brandenburg, August, Dr., Basel.
 Burger, Robert, Dr. Dir. des Humboldt-Gymnasiums, Karlsruhe i. B.
 Burk, Erich, Dr. Stud.-Ref., Meißen (Sa.).
 Busche, Karl, Dr. Prof. Stud.-R. i. R., Leer i. Ostfr.
 Busse, Rudolf, Stud.-R., Opladen (Rh.).
 Buttersack, Generalarzt, Göttingen.
 Buttersack, Marie, Göttingen.
 *Calsow, Dr. jur., Alt-Oberbürgermeister, Göttingen.
 Capelle, Wilhelm, Dr. Univ.-Prof., Hamburg.
 Carstenn, Max, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Carstenn, Frau, Göttingen.
 Caspar, Dr. Prof., Berlin-Wilmersdorf.
 Casper, Erich, Dr. Univ.-Prof., Königsberg i. Pr.
 Cassebaum, Hans, Dr. Stud.-R., Lübeck.
 Classen, H., Mittelschullehrerin, Witzenhausen.
 Clausing, Adolf, Dr. Gymn.-Prof., Heidelberg.
 Clemens, Jürgens, stud. phil., Klein-Stöckheim b. Braunschweig.
 Cordes, Mittelschullehrer, Göttingen.
 Cordes, stud., Northeim.
 Courant, Richard, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Cramer, Helene, Oberstudienrätin, Breslau.
 Crome, Bruno, Dr. Dir. des AltertumsMuseums, Göttingen.
 Crome, Friedrich, stud. phil. Göttingen.
 Crusius, Friedrich, Stud.-Ass., Berlin-Grünwald.
 Dahlmann, Hellfried, stud. phil., Leipzig.
 Dammers, Beatrice, Lehrerin, Göttingen.
 Darmstetter, stud. phil., München.
 v. Dassel, Dr. Geh. Rat, Göttingen.
 Daub, Georg, Dr. Stud.-Dir., Braunschweig.
 Debrunner, Albert, Dr. Prof., Jena.
 Decker, Direktor.
 Dedekind, Auguste, Lehrerin, Göttingen.
 Delbauer, Stud.-R., Oldenburg.
 Deneke, Ewald, Dr. Stud.-Ass., Göttingen.
 Deneke, Otto, Dr. jur., Göttingen.
 Deubner, Ludwig, Dr. Prof., Berlin.
 Dibelius, Dr. Univ.-Prof., Berlin-Wilmersdorf.
 Diepers, Stud.-Ass., Hannover.
 Diercke, Paul, Braunschweig.
 Dietel, Reinhard, Dr. O.Stud.-Dir., Frankenberg (Sa.).
 Dietel, Frau, Frankenberg (Sa.).
 Dieterich, Erich, Stud.-R., Göttingen.
 Dieterich, Herm., stud. phil., Heidelberg.
 Dieterichs, Ernst, stud. phil., Göttingen.
 Dieterichs, Hildegard, Sekretärin des Philologentages, Göttingen.
 Dihle, Ernst, Prof. O.Stud.-R., Berlin.
 Doermer, L., Dr. Prof. Stud.-R., Hamburg-Gr. Borstel.
 Döhrmann, Dr. O.Stud.-R., Leer (Ostfr.).

- v. Dörnberg, Frl., Göttingen.
 Dörpfeld, Wilhelm, Dr. phil. et jur.
 h. c. Dr.-Ing. e. h. Univ.-Prof., Jena.
 Dombart, Theodor, Dr. Univ.-Prof.,
 München.
 Dornseiff, Franz, Dr. Univ.-Prof.,
 Greifswald.
 Drachmann, A. B., Dr. Prof.,
 Kopenhagen.
 Dreier, Karl, Stud.-Ass., Peine.
 Dressel, Frau, Göttingen.
 Drexel, Friedrich, Dr. Univ.-Prof.,
 Dir. der Röm.-Germanischen Kom-
 mission, Frankfurt a. M.
 Drexler, Hans, Dr. Priv.-Doz.,
 Breslau.
 v. Drygalski, Erich, Dr. Stud.-
 Ref., Göttingen.
 Dühr, Albrecht, Stud.-R., Celle.
 Dühr, Fräulein, Celle.
 Dürr, Karl, Dr. Direktor, Mann-
 heim.
 Duncker, Ludwig, Dr. O. Stud.-Dir.,
 Neustrelitz.
 Ebeling, Rudolf, Dr. Stud.-R.,
 Halle (Saale).
 Ebeling, Dr. Univ.-Prof., Kiel.
 Eberhardt, Wilhelm, Dr. Prof.,
 Berlin-Charlottenburg.
 Ebert, Theodor, Dr. O. Stud.-Dir.,
 Eisleben.
 Ebert, Frau, Eisleben.
 Ebstein, Dr. med., Oberarzt, Leip-
 zig.
 Ebstein, Frau, Leipzig.
 Eck, Stud.-R., Oldenburg (O.).
 Ehrenberg, Viktor, Dr. Priv.-Doz.,
 Frankfurt a. M.
 Eickemeyer, Dr. Stud.-R., Göt-
 tingen.
 Endtricht, Dr. Telegraphen-Dir.,
 Göttingen.
 Engel, Eugen, Dr. Stud.-R., Han-
 nover.
 Engelhardt, Bruno, Stud.-Dir.,
 Clausthal.
 Engelhardt, Elisabeth, stud. phil.,
 Lehrerin, Göttingen.
 Engelhardt, O., Dr. Stud.-Ass.,
 Weimar.
 Enßlin, Wilhelm, Dr. Univ.-Prof.
 Stud.-R., Marburg (Lahn).
 Ernst, Stud.-R., Duderstadt.
 Evers, Hermann, Stud.-R., Lübeck.
 Evers, Dr. med. Marine-General-
 Oberarzt a. D., Göttingen.
 Ewig, Wilhelm, Dr. Prof. Stud.-R.,
 Hannover.
 Fascher, Erich, Lic. Priv.-Doz.,
 Marburg.
 Fabian, J., Dr., Verlag Diesterweg,
 Frankfurt a. M.
 Faßbinder, Franz, Dr. Stud.-Dir.,
 Castrop-Rauxel.
 v. Feitz, Kurt, Dr., München.
 Feller, Theodor, cand. phil., Bres-
 lau.
 Fensterbusch, Dr., Stud.-R., Gel-
 senkirchen.
 Fernkorn, C. M., päd. philos. Schrift-
 steller, Waldniel (Niederrh.).
 Fick, Richard, Dr. Prof. Univ.-
 Bibliotheksdirektor Geh. R., Göt-
 tingen.
 Fick, Frau, Göttingen.
 Fillner, stud., Gotha.
 Firnhaber, Anna, Musiklehrerin,
 Göttingen.
 Fischer, Walther, Dr. Univ.-Prof.,
 Gießen.
 Flasdieck, Hermann, Dr. Univ.-
 Prof., Jena.
 Fleige, Johannes, Stud.-Ass., Ülzen.
 Fleiß, E., stud. phil., Göttingen.
 Flitner, Wilhelm, Dr. Priv.-Doz.,
 Kiel.
 Flug, Dr. phil., Göttingen.
 Focke, Friedrich, Dr. Prof., Tü-
 bingen.
 Focken, Dr., Berlin-Grunewald.
 Fox, Robert, Dr. O. Stud.-Dir., Bres-
 lau.
 Fraenkel, Eduard, Dr. Univ.-Prof.,
 Kiel.
 Fraenkel, Frau, Kiel.
 Fraenkel, Ernst, Dr. Univ.-Prof.,
 Kiel.
 Fraenkel, Frau, Kiel.
 Fraenkel, Hermann, Dr. Univ.-Prof.,
 Göttingen.
 Fraenkel, Frau, Göttingen.
 Franke, Annemarie, stud. phil., Göt-
 tingen.
 Franke, Geh. Ober.-Reg.-Rat., Göt-
 tingen.
 Franke, Frau, Göttingen.
 Franke, Dr. Stud.-Dir., Osnabrück.
 Franke, Frl., Leipzig.
 Franktin, Philip., Dr. Prof., Göt-
 tingen.
 Franktin, Frau, Göttingen.
 Franz, Arthur, Dr. Prof., Würzburg.
 Frede, Hilmar, cand. phil., Leipzig.

- v. Freeden, Erich, stud. phil., Göttingen.
 Freise, Stud.-R., Göttingen.
 Freise, Frau, Göttingen.
 Freitag, Otto, Dr. O.Stud.-Dir., Berlin.
 Freyer, H., Dr. Prof., Leipzig.
 Freyer, Joh., Studienassessor, Berlin.
 Fricke, Friederike, Lehrerin i. R., Göttingen.
 Fricke, Gustav, Studienrat, Ilfeld.
 Friedrich, Joh., Dr. Priv.-Doz., Leipzig.
 Friedrich, Wilhelm, O.Stud.-Dir., Kassel.
 Friedrich, Wolf, stud. phil., Leipzig.
 Friedrichs, J., stud., Göttingen.
 Friese, Hans, Dr. Stud.-R., Gera.
 Frischeisen-Köhler, Ida, Frau Prof., Berlin.
 Fritz, Frl., Lemgo.
 Fröhling, Frau Oberstleutnant a. D., Göttingen.
 Fuchs, Max, Dr. Prof., Berlin-Friedenau.
 Fuchs, Harald, Dr. Assistent am Archäol. Institut d. Deutsch. Reiches, Berlin-Schöneberg.
 Funke, Otto, Dr. Univ.-Prof., Bern.
 Funke, W., Witzenhausen.
- Gaar, Emil, Gymnasial-Prof., Wien.
 Gabler, Dr. Prof. O.Stud.-Dir., Oldenburg.
 Gaede, Richard, Dr. Oberschulrat i. R., Hannover.
 Gagelmann, Dr. O.Stud.-Dir., Herne i. Westf.
 Galle, Dr. Stud.-Dir., Stade.
 Gans, Margarete, Dr. Stud.-R., Chemnitz.
 Garbers, Friedrich-Karl, Stud.-R., Kiel.
 *Gaßner, Heinrich, Dr. Landeschulinspektor, Wien.
 Gebser, Dr. O.Stud.-Dir., Hameln.
 Gehrke, Annemarie, Bibliothekarin, Göttingen.
 Gehrke, Frau, Prof.-Witwe, Göttingen.
 Gehrke, W., Mittelschullehrer, Witzenhausen.
 Geigenmüller, Paul, Dr. Stud.-R., Leipzig.
 Geiger, Hans, Dr. Univ.-Prof., Kiel.
 Geiger, Moritz, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Geiger, Elisabeth, Frau, Göttingen.
 Geißler, Ewald, Dr. Prof. Priv.-Doz. u. Lektor, Erlangen.
 Geißler, Frau, Erlangen.
 Geist, Hildegard, stud. phil., Göttingen.
 Gelzer, Heinrich, Dr. Prof., Jena.
 Gelzer, Frau, Jena.
 Gelzer, Matthias, Dr. Univ.-Prof., Frankfurt a. M.
 Gephert, Dr. O.Stud.-R. a. D., Augsburg.
 Gerecke, Achim, stud. chem., Göttingen.
 Gerlach, Walther, Stud.-R., Göttingen.
 Gerullis, Dr. Univ.-Prof., Leipzig.
 Gestrich, Gustav, Stud.-Ass., Ulzen.
 Geußenhainer, Prof. Oberlehrer a. D., Frankfurt a. M.
 Gierach, E., Dr. Univ.-Prof., Prag.
 Giere, W., stud. phil., Göttingen.
 v. Gierke, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 v. Gierke, Else, stud. nat., Göttingen.
 Giesecke, Alfred, Dr. Verlagsbuchhändler, Leipzig.
 Gieselbusch, Dr. Buchhändler, Leipzig.
 Giesing, W., Dr. O.Stud.-Dir., München-Gladbach.
 Gisinger, Friedrich, Dr. Prof., Freiburg i. B.
 Gladis, Carl, Dr. Stud.-R., Erfurt.
 Glaser-Gehard, Stud.-R., Halle.
 Glaser-Gehard, Frau, Halle a. S.
 Glaser, Otto, Dr. Prof. Stud.-R., Darmstadt.
 Glatzel, Hildesheim.
 Gleis, Frl., Göttingen.
 Glitzsch, Hellmuth, stud. phil., Leipzig.
 Glöckner, Dr. O.Stud.-R., Bunzlau (Schles.).
 Goeb, Margarete, Stud.-Rätin, Hagen i. W.
 Goell, Stud.-R., Görlitz.
 Göppert, Maria, stud. math., Göttingen.
 Göppert, Gertrud, stud., Göttingen.
 Götze, Alfred, Dr., Univ.-Prof., Gießen.
 Gohlke, Paul, Dr. Stud.-R., Berlin-Lankwitz.
 Goßner, Lieselotte, stud. phil., Göttingen.

- Grabert, W., Dr. Stud.-R., Berlin-Schmöckwitz.
 Graf, Otto, Dr. Stud.-R., Nordenham.
 Gräfenhain, R., Dr. Prof. Stud.-Dir., Hannover.
 Grandjot, Karl, Dr. Privatdozent, Göttingen.
 Grandjot, Frau, Göttingen.
 *Grau, Dr. Oberschulrat, Provinzial-Schulkollegium für Hessen-Nassau, Kassel.
 v. d. Groeben, Margarete, stud. phil., Göttingen.
 Gronau, Dr. O.Stud.-Dir., Braunschweig.
 Grelling, Kurt, Dr. Stud.-R., Berlin-Johannistal.
 Grimm, stud. phil., Göttingen.
 Grohne, Ernst, Dr. Museumsdirektor, Bremen.
 Gronau, Dr. O.Stud.-Dir., Braunschweig.
 Große-Brauckmann, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Großkopf, Frl., Göttingen.
 Grote, Karl, Dr. Stud.-R., Osterode a. H.
 Grotefendt, Dr. Stud.-R., Celle.
 Grund, Aug., Leiter der Oberrealschule, Lübeck.
 Grunding, Werner, Dr. Stud.-R., Dresden.
 Grünwald, Eugen, Dr. O.Stud.-Dir. i. R., Landsberg a. W.
 Grünwald, Frau, Landsberg a. W.
 Grußendorf, F., Dr. O.Stud.-Dir., Brandenburg.
 Gubity, Julius, Vertreter der Telegraphen-Union, Hannover.
 Gudel, Anton, Stud.-R., Münster i. W.
 Gudeman, Alfred, Dr. Univ.-Prof. i. R., München.
 Gudknecht, Luzie, Stud.-Ass., Göttingen.
 Günther, Alfred, Dr. Stud.-Dir., Wunstorf.
 Günther, Ferdinand, Stud.-R., Görlitz.
 Günther, Karl, Dr. Stud.-Dir., Forst (Lausitz).
 Gundelach, Erich, stud. rer. nat., Göttingen.
 Gurlitt, Wilibald, Dr. Univ.-Prof., Freiburg i. B.
 Gusmann, Walter, Dr. Stud.-Ass., Berlin-Lichterfelde.
 Haack, Hermann, Dr. Professor, Gotha.
 Habenicht, Stud.-R., Northeim.
 Haber, Gustav, stud. phil., Soltau.
 Habermann, Paul, Dr. Stud.-R., Berlin.
 Hache, Fritz, Dr. Stud.-R., Kreuzburg (O.-S.).
 Hachfeld, Georg, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Hack, W., Dr. Stud.-R., Köln.
 Hackemeyer, Ida, Stud.-Rätin, Wesermünde.
 Hackethal, Wilhelm, Stud.-R., Osnabrück.
 Hämel, Adalbert, Dr. Univ.-Prof., Würzburg.
 Haenicke, Erwin, Stud.-Dir., Haspe (Westf.).
 Haenisch, Erich, Dr. Univ.-Prof., Leipzig.
 Hapke, Marie, Stud.-Rätin, Halberstadt.
 Häpler, Göttingen.
 Haferkorn, Reinhard, Dr. Assistent am Engl. Sem., Leipzig.
 v. Hagen, Benno, Dr. O.Stud.-Dir., Jena.
 Hahn, Paul, Dr. Assistent, Breslau.
 Hahne, Albrecht, cand. phys., Braunschweig.
 *Halbich, Hans, Dr. Hofrat, Landesschulinspektor, Linz (Donau).
 Hall, Thomas C., Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Hall, Frau, Göttingen.
 Hallbauer, Franz, stud. phil., Magdeburg.
 Hallih, stud. med., Göttingen.
 Handschin, J., Dr. Univ.-Prof., Basel.
 Hannerland, Johannes, Dr. Stud.-R., Dorsten.
 Hardenberg, Graf v., Hardenberg.
 Hardenberg, Gräfin v., Hardenberg b. Göttingen.
 Harder, Richard, Dr., Heidelberg.
 Harms, Hans Joachim, stud. phil., Breslau.
 Hartenstein, Dr. Prof. Stud.-R., Hann.-Münden.
 Hartig, Paul, Dr., Vertreter der Zeitschrift: „Schule und Wissenschaft“, Berlin-Wilmersdorf.
 Hartmann, Albert, Stud.-Ass., Northeim.
 Hartmann, Felix, Dr. Oberlehrer Prof., Berlin-Schöneberg.

- Hasebroek, Joh., Dr. Univ.-Prof., Köln.
- Hasenclever, Max, Dr. O.Stud.-Dir., Schwelm.
- Hasselmann, Fr., Dr. Stud.-R., Stralsund.
- Hatzfeld, Helmut, Dr. Priv.-Doz., Frankfurt a. M.
- Haun, Johannes, Dr., Verlag der Deutsch. Akadem. Rundschau, Göttingen.
- Hautsch, Ernst, Dr. Stud.-R., Göttingen.
- Hautsch, Frau, Göttingen.
- Havers, W., Dr. Prof., Würzburg.
- Havers, Frau, Würzburg.
- Haydt, Lydia, stud. phil., Hannover.
- Hecht, Hans, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Hecht, Frau, Göttingen.
- Heck, Karl, Studienrat, Köln.
- Hegenwald, Hermann, Dr. Stud.-R., Göttingen.
- Heichenheim, Fritz, Dr. Stud.-Ass., Gießen.
- Heidelberg, Karl, Göttingen.
- Heidkämper, Hermann, Stud.-Ass., Harburg.
- Heilmann, Werner, Stud.-R., Berlin-Friedenau.
- Heinecke, Egon, Stud.-R., Varel (Oldbg.).
- Heinemann, Max, Dr. Verlagsbuchhändler, Leipzig.
- Heininger, Friedrich, Dr. Stud.-Dir., Prenzlau.
- Heinrich, Max, O.Stud.-Dir., Göttingen.
- Heinrichs, Auguste, Stud.-Rätin, Sondershausen.
- Heise, Wilhelm, Dr. Stud.-Dir., Bederkesa.
- Heitmann, Helmut, stud. phil., Göttingen.
- Helbing, Robert, Dr. Direktor d. Mädchenschule, Lahr (Baden).
- Hellmuth, Elisabeth, Stud.-Ass., Harburg.
- Hellwig, Karl, Dr. Privatlehrer, Kaplt. a. D., Göttingen.
- Hemken, Emil, Dr. Stud.-R., Hannover.
- Hempel, Heinrich, Dr. Priv.-Doz., Bonn.
- Hennig, Paul, Prokurist, Leipzig.
- Henninger, Moritz, Stud.-R., Kassel.
- Henze, Hans, Studienrat, Göttingen.
- Henze, Frau, Göttingen.
- Henze, Hermann, Dr. Stud.-R., Schneidemühl.
- Herbolzheimer, Georg, Dr. Stud.-Ass., Bielefeld.
- Herbst, R., Stud.-R., Nürnberg.
- Herold, Richard, Dr. Gymn.-Dir., Minden i. Westf.
- Herrmann, E., Dr. Prof. Stud.-R., Stuttgart.
- Herrmann, Otto, stud. theol., Göttingen.
- Herter, Hans, Dr. Priv.-Doz. f. klass. Philologie, Bonn.
- Herthum, Dr. Prof. Stud.-R. i. R., Leer (Ostfr.).
- Herthum, Lisbeth, Stud.-Rätin, Göttingen.
- Hesmert, Günther, Dr. Stud.-R., Lage i. L.
- Hesse, Werner, stud. jur., Göttingen.
- *Heubner, Wolfgang, Dr. med., Univ.-Prof., Rektor der Universität, Göttingen.
- Heubner, Frau, Göttingen.
- Heubner, Fr., Göttingen.
- Heusler, Andreas, Dr. Prof., Arlesheim b. Basel.
- Heyde, Dr. Stud.-R., Greifswald.
- Heydel, Walter, Dr. Stud.-R., Görnitz.
- Heydenreich, W., Dr. Prof. Stud.-R., Eisenach.
- Heyer, Dr. Prof., Prag.
- Heyken, stud. theol., Göttingen.
- Heyne, Kurt, stud. phil., Braunschweig.
- Heyser, Ludwig, Stud.-R. Kyritz.
- Hildebrandt, Paul, Dr. Prof. Ober-Stud.-Dir., Charlottenburg.
- Hildebrandt, Frau, Charlottenburg.
- Hilka, Alfons, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Hilpert, Konstantin, Dr. Stud.-R., Berlin-Wilmersdorf.
- Hinneberg, Dr. Univ.-Prof., Berlin.
- Hinrichs, Hans, Dr. O.Stud.-Dir., Alzey (Rhein Hessen).
- Hirt-Reger, Georg, Verlagsbuchhändler, Leipzig.
- Hittmair, Rudolf, Dr. Prof. f. engl. Sprache u. Literatur, Dresden.
- Höpner, stud. phil., Göttingen.
- Hörenberg, Dr., Kammin i. P.

- Hoesch, Oskar, Stud.-R., Düsseldorf.
 Hoesch, Frau, Düsseldorf.
 Hoffa, Anna, Stud.-Rätin, Frankfurt a. M.
 Hoffmann, Erika, cand. phil., Göttingen.
 Hoffmann, Ernst, Dr. Prof., Heidelberg.
 Hoffmann, Frau, Heidelberg.
 Hofmann, Hans, Dr., Dresden-Altstadt.
 Hofmann, Erich, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
 Hofmann, Frau, Göttingen.
 v. Hofmann, Albert, Dr. Univ.-Prof., Marburg.
 Hohmann, Walter, Dr. O.Stud.-Dir., Hagen i. W.
 Holthausen, Ferd., Professor, Kiel.
 Hoppe, Edmund, Dr. Prof., Göttingen.
 Horn, Wilhelm, Dr. Univ.-Prof., Breslau.
 Hornyánszky, Julius, Dr. Univ.-Prof., Budapest.
 Horovitz, Dr. Univ.-Prof., Frankfurt a. M.
 Hosius, C., Dr. Univ.-Prof., Würzburg.
 Huber-Bindschedler, Berta, Dr., Glarus.
 Hubert, Kurt, Dr. O.Stud.-Dir., Köslin.
 Hubert, Frau, Köslin.
 Hübener, Emil, Dr. Stud.-Dir., Crossen (Oder).
 Hübner, Alfred, Dr. Leiter d. Zentralstelle d. Deutsch. Wörterbuchs, Göttingen.
 Hübner, Frau, Göttingen.
 Hüttig, Stud.-Ass., Hannover.
 Hudemann, Lotte, stud. phil., Göttingen.
 Hujer, O., Dr. Univ.-Prof., Prag.
 Hutloff, Dr. Stud.-R., Frankfurt a. O.
 Huyke, Edmund, Dr. Buchhändler, Leipzig.
 Igel, Ernst, Lehramtskandidat, Göttingen.
 Iggena, Elise, stud. phil., Göttingen.
 Ilberg, Dr. Prof. O.Stud.-Dir. i. R., Leipzig.
 Immisch, Otto, Dr. Univ.-Prof. Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
 Ippel, Albert, Dr. Stud.-R., Berlin-Lichterfelde.
 Isensee, Dr. Stud.-Dir., Oldenburg i. O.
 Ites, Marcus, Dr. O.Stud.-Dir., Ilfeld.
 Iven, Kurt, stud. phil., Göttingen.
 Jachmann, Günther, Dr. Univ.-Prof., Köln-Marienburg.
 Jachmann, Frau, Köln-Marienburg.
 Jacob-Friesen, Dr. Museums-Dir., Hannover.
 Jacobi, Joh., Dr. Stud.-R., Neuwied (Rh.).
 Jacoby, Felix, Dr. Univ.-Prof., Kiel.
 Jacoby, Pfarrer a. D., Göttingen.
 Jaeck, Dr. Univ.-Prof., Marburg.
 Jäckel, Werner, Dr. Lehrer a. d. Odenwaldschule, Heppenheim.
 Jäger, Felix, Dr. Stud.-R., Speyer a. Rh.
 Jaeger, Werner, Dr. Univ.-Prof., Berlin-Steglitz.
 Jaber, Karl, Dr. Univ.-Prof., Bern.
 Jahn, Moritz, Rektor, Geismar.
 *Jahnke, Richard, Dr. Ministerialdirektor im Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, Berlin.
 v. Jan, Eduard, Dr. Priv.-Doz., Würzburg.
 *Jantzen, Hermann, Dr. Geh. Reg.-Rat Oberschulrat, Breslau.
 Jellineck, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Wien.
 Jens, Wilhelm, Hannover.
 Jensen, Dr. Univ.-Prof., Bonn.
 Jirku, Anton, Dr. Univ.-Prof., Breslau.
 Jobst, Dr. O.Stud.-Dir., München.
 John, Walther, Dr. Stud.-Ass., Köslin (Pom.).
 Jordan, Bruno, Dr. Stud.-R., Bremen.
 Jordan, L., Dr. Univ.-Prof., München.
 Jordan, Frau, München.
 Joerden, Eschwege.
 Joerden, Otto, Dr. Stud.-Ass., Göttingen.
 *Jung, Dr. jur. Oberbürgermeister, Göttingen.
 *Jungbluth, Richard, Dr. Oberschulrat, Koblenz.
 Junker, stud., Göttingen.
 Junker, Paul, Dr. Geschäftsführer d. Deutsch. Philos. Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

- Kaffenberger, Wilhelm, Stud.-R., Krefeld (Rheinl.).
 Kahle, Karl, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Kahstedt, Ulrich, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Kahrstedt, Frau, Göttingen.
 Kalitsunakis, Joh., Dr. Professor a. oriental. Seminar, Berlin-Charlottenburg.
 Kalkuhl, A., Stud.-R., Görlitz.
 Kamp, Gertrud, Stud.-Assessorin, Bielefeld.
 Kantelhardt, Adolf, Dr. Stud.-R., Lüneburg.
 Kapnuskajas, Christos, Dr. stud. phil., Leipzig.
 Kapp, Ernst, Dr. Univ.-Prof., München.
 Kappe, Gustav, Dr. Stud.-R., Bremen.
 Kappler, cand. phil., Göttingen.
 Karg, Fritz, Dr. Priv.-Doz., Leipzig.
 Karstien, Karl, Dr. Priv.-Doz., Köln.
 Kauenhowen, Kurt, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Kees, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Kegel, Hans, Stud.-R., Naumburg.
 Kekule v. Stradonitz, Witwe, Frau Geheimrat, Weimar.
 Keller, Wolfgang, Dr. Univ.-Prof., Münster.
 Keller, Frau, Münster.
 Kelter, Edmund, Dr. Prof. Leiter der Gelehrtenschule des Johanneums, Hamburg.
 Kelter, Frau, Hamburg.
 Keppler, Werner, cand. phil., Göttingen.
 Kern, Otto, Dr. Univ.-Prof. Geh. Regierungsrat, Halle (S.).
 Kern, Frau, Halle (Saale).
 Keseling, Paul, Dr. Stud.-R., Lingen (Ems).
 Kesselring, O.Stud.-Dir., Kaiserslautern.
 Kindermann, Heinz, Dr. Professor a. d. Technischen Hochschule, Danzig-Langfuhr.
 Kiock, Alexander, Dr. Stud.-R., Bunzlau.
 Kirchhoff, Alfred, Dr. Prof. Stud.-R., Bremen.
 Kirchhoff, Fritz, Dr. Prof., Leer (Ostfr.).
 Kirchner, Studienrat, Kassel.
 Kirchner, Gustav, Dr. Stud.-R., Jena.
 Kirsten, Dr. Stud.-R. Prof., Jauer (Schles.).
 Kißner, Hans, Prof. O.Stud.-R., Darmstadt.
 Klamp, A., Stud.-R., Bremen.
 Klatt, Willibald, Dr. Prof., Vertreter des Berliner Lokalanzeigers, Berlin-Steglitz.
 Klein, Anton, Dr. Stud.-R., Düsseldorf.
 Klein, Hedwig, FrL., Zeichenlehrerin, Mainz.
 Kleingünther, Adolf, stud. phil., Göttingen.
 Klemperer, Victor, Dr. Professor an der Technischen Hochschule, Dresden.
 Klett, Adolf, Dr. Prof., Karlsruhe.
 Klingner, Fritz, Dr. Univ.-Prof., Blankenese b. Hamburg.
 Klotz, Alfred, Dr. Univ.-Prof., Erlangen.
 Klotz, Frau, Erlangen.
 Kluge, Walter, O.Stud.-Dir., Glo-gau.
 Klughirt, Hedwig, Stud.-Assessorin, Bremen.
 Knatz, Friedrich, Dr. Prof., Kassel.
 Knieriem, Friedrich, Dr. Stud.-R., Bad Nauheim.
 Knoche, Karl, Stud.-Ass., Duderstadt.
 Knoche, Frau, Duderstadt.
 Knörich, Stud.-R., Dortmund.
 Knüpffer, Felix, Gymn.-Dir., Felling (Estland).
 *Koch, Dr. Stadtschulrat, Göttingen.
 Koch, Franz, Dr. Univ.-Dozent u. Staatsbibliothekar, Wien.
 Koch, Werner, stud. jur., Stralsund.
 Koch, Wilhelm, cand. phil., Göttingen.
 Koepf, Friedrich, Dr. Prof., Göttingen.
 Koepf, Frau, Göttingen.
 Költzsch, Hans, Dr., Leipz. „Zeitschr. f. Musik“, Neue Musik-Zeitung, Kasseler Post, Halle (Saale).
 Koernecke, Artur, Dr. O.Stud.-Dir., Bielefeld.
 Koernecke, Frau, Bielefeld.
 Körte, Alfred, Dr. Univ.-Prof. Geh. Hofrat, Leipzig.
 Körte, Frau Anna, Göttingen.

- Köwing, Ludwig, Dr. Stud.-R., Bremen.
- Kohlschmidt, Werner, cand. phil., Göttingen.
- Kohlshütter, Dr. Realgymnasialdirektor, Peine.
- Kohlshütter, Frau, Peine.
- Korte, Julius, Dr. Stud.-R., Göttingen.
- Kramer, Stud.-R., Lübeck.
- Kranz, Walther, Dr. Stud.-R., Berlin-Grünwald.
- Kranz, Frau, Berlin-Grünwald.
- Kranz, Wilhelm, Stud.-Ass., Göttingen.
- Kranz, Frau, Göttingen.
- Krause, Arthur, Stud.-R., Berlin.
- Krause, Wolfgang, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
- Krause, Frau, Göttingen.
- Krayer, Dr. Prof., Leipzig.
- Kreiche, Karl, stud. phil., Geismar.
- Kreter, Karl, Mittelschullehrer, Göttingen.
- Kreth, Studienrat, Harzburg.
- Kretschmer, K., Dr. Univ.-Prof., Charlottenburg.
- Kreuzhage, Eduard, Verlagsbuchhändler, Oldenbourg-Verlag, München.
- v. Kritter, Christa, stud. phil., Göttingen.
- Kroh, Dr. Prof., Tübingen.
- Kroll, Josef, Dr. Univ.-Prof., Köln.
- Kroner, Gerda, stud. phil., Dresden.
- Kroymann, Emil, Dr. O.Stud.-Dir., Berlin-Steglitz.
- Krüger, Emil, Dr. Prof. Museumsdirektor, Trier.
- Krüger, Käte, Stud.-R., Bremen.
- Krüger, Max, Dr. O.Stud.-R., Breslau.
- Krüger, Wilhelm, Stud.-R., Ulzen.
- Krüper, Ad., Dr. O.Stud.-Dir., Hagen i. Westf.
- Kühls, Elisabeth, Stud.-Rätin i. R., Göttingen.
- Kunze, Reinhilde, stud. phil., Göttingen.
- *Kunzer, Otto, Dr. Ministerialrat, Vertreter d. Badischen Kultusministeriums, Karlsruhe.
- Kurfeß, Alfons, Dr. Stud.-R., Charlottenburg.
- Kurfeß, Frau, Charlottenburg.
- Kurfeß, Hans, Oberschulrat, Prov.-Schulkollegium, Koblenz.
- Kurmeier, Dr. Stud.-R., Leer (Ostfr.).
- Kurmind, Wilhelm, Stud.-R., Diepholz.
- Küster, Gertrud, Dr., Gießen.
- Küster, Kurt, stud. phil., Göttingen.
- Kutscher, Adelheid, Frau, Göttingen.
- Lajti, Stephan, Dr. phil., Berlin.
- Lambach, Elisabeth, Stud.-Assessorin, Leer (Ostfr.).
- Lambertz, Dr. Gymn.-Dir., Wien.
- Lamer, Hans, Dr. Prof. O.Stud.-Dir., Leipzig.
- Lammert, Friedrich, Dr. Direktor der Lauenburgischen Gelehrten-schule, Ratzeburg.
- Lampe, Hermann, O.Stud.-Dir., Wolfenbüttel.
- Landsberger, B., Dr. Prof., Leipzig.
- Lange, Gustav, Lehrer, Göttingen.
- Lange, Stuttgart.
- Lauterbach, Karl, Diplom-Volkswirt, Göttingen.
- Latte, Kurt, Dr. Univ.-Prof. Basel.
- Laue, Franz, Dr. Stud.-Dir. des Martineums, Halberstadt.
- Laue, Karl, stud. phil., Soltau.
- Lauenstein, Dr. Prof. Oberrealschuldirektor, Hamburg-Epp.
- v. Le Coq, Albert, Dr. Prof., Berlin.
- Lefeldt, Anita, Lehrerin, Altrahlstadt (Holst.).
- Lehmann, Fritz, Kapellmeister, Göttingen.
- Lehmpfuhl, Erika, Stud.-Rätin, Bremen.
- Lehrt, Emil, Dr. Stud.-R., Oldenburg (O.).
- Leitzke, stud. phil., Göttingen.
- Leitzmann, A., Dr. Univ.-Prof., Jena.
- Leitzmann, Frau, Jena.
- Lemcke, Dr. O.Stud.-Dir., Wesermünde-Geestemünde.
- Lengle, Josef, Dr. Gymn.-Dir., Freiburg i. B.
- Leonard, Friedrich, Dr. O.Stud.-Dir., Bottrop.
- Leonhardt, Hans, stud. theol., Göttingen.
- Lereh, Eugen, Dr. Prof., München-Pasing.
- Lermann, Wilhelm, O.Stud.-R., München.

- Leumann, Manu, Dr. Univ.-Prof.,
 Zürich (Schw.).
 *Leuze, O., Dr. Oberregierungsrat,
 Ministerialabteilung für die höhe-
 ren Schulen, Stuttgart.
 Lieber, Lotte, stud. phil., Göt-
 tingen.
 Limper, Wilhelm, Dr. O.Stud.-Dir.,
 Köln.
 Lindner, Emil, Stud.-Dir., Leer.
 Lindner, Direktor, Göttingen.
 Liepe, Wolfgang, Dr. Univ.-Prof.,
 Halle (Saale).
 Liepe, Frau, Halle (Saale).
 Lietzmann, Walter, Dr. O.Stud.-
 Dir., Göttingen.
 Lietzmann, Frau, Göttingen.
 Limchen, Gustav, Dr. Gymn.-Prof.,
 Graz.
 Lindemann, Albert, Dr. Stud.-Ass.,
 Biedenkopf (Lahn).
 Linden, Walter, Dr., Leiter d. wis-
 senschaftlichen Abteilung der Zeit-
 schrift für Deutschkunde, Dörlau
 b. Halle.
 Lippelt, Herbert, Student, Göt-
 tingen.
 Lipper, August, Stud.-R., Braun-
 schweig.
 Lipphardt, Walther, stud. phil.,
 Kassel.
 Lisco, Eduard, Dr. Stud.-Dir., Göt-
 tingen.
 Lisco, Frau, Göttingen.
 Listmann, Karl, Dr. Stud.-R.,
 Darmstadt.
 Lockemann, Bibliothekar, Jena.
 Loescheke, Siegfried, Dr. Prof.,
 Trier.
 Loewe, Hans, Professor a. d. Techn.
 Hochschule, München.
 Loewenstein, Erich, Dr., Göt-
 tingen.
 Loewenthal, Fritz, Dr. Bibliotheks-
 rat, Göttingen.
 Löffelholz, Karl, Dr. Verlagsbuch-
 händler, Frankfurt a. M.
 Lohrengel, Dr., Braunschweig.
 Lohse, O.Stud.-Dir., Eutin.
 Lommatzsch, E., Dr. Prof., Greifs-
 wald.
 Loß, Gymn.-Dir., Northeim.
 v. Löwis of Menar, August, Dr.,
 Leipzig.
 Lubrich, stud. phil., Göttingen.
 Lucke, Wilhelm, Dr. Prof. Ober-
 schulrat, Stettin.
 Luckenbach, Hermann, Dr. Gymn.
 Dir. a. D., Heidelberg.
 Ludwig, Friedrich, Dr. Univ.-Prof.,
 Göttingen.
 Ludwig, Frau, Göttingen.
 Lücke, Emil, Dr. Stud.-R., Mün-
 ster i. W.
 Lühmann, stud., Göttingen.
 Lühr, Wilhelm, Dr. Stud.-R., Ham-
 burg.
 v. Lüpke, Hans-Burghard, stud.
 jur., Göttingen.
 Lüpkes, stud., Essen.
 Lütgens, Hans, stud., Göttingen.
 Luh, Martha, stud. phil., Kassel.
 Luserke, M., Schulleiter, Nordsee-
 insel Juist.
 Maas, Bernhard, Dr. Stud.-R.,
 Dorsten i. W.
 Maaß, K. E., cand. rer. nat., Göt-
 tingen.
 Mader, Dr. Gymn.-Dir., Aachen.
 Märten, Ilse, Dr., Göttingen.
 Magon, Leopold, Dr. Univ.-Prof.,
 Münster i. W.
 Malten, Ludolf, Dr. Univ.-Prof.,
 Breslau.
 Malzan, Wilhelm, Dr. Stud.-R.,
 Darmstadt.
 v. Mansberg, Artemise, stud. rer.
 pol., Meinbrexten (Weser).
 Markwardt, Bruno, Dr. Priv.-Doz.,
 Greifswald.
 Martensen, Josef, stud. phil., Göt-
 tingen.
 Martin, Bernh., Dr. Bibliotheksrat,
 Marburg (Lahn).
 Martin, Joseph, Dr. Univ.-Prof.,
 Würzburg.
 Martius, Dr. Univ.-Prof., Göt-
 tingen.
 Martius, Frau, Göttingen.
 Marx, August, Dr. Gymn.-Dir.,
 Durlach (Baden).
 Mascher, Benno, cand. phil., Mar-
 burg a. L.
 Maske, Ida, Stud.-Rätin, Bremen.
 Maßmeyer, Walter, stud. phil., Göt-
 tingen.
 Matthes, Heinrich, Dr. Stud.-Ref.,
 Darmstadt.
 Matthias, Adolf, Stud.-R., Emden.
 Mauersberger, Arno, Dr., Leipzig.
 Maurer, Friedrich, Dr. Priv.-Doz.,
 Gießen.
 May, Kurt, Dr. Priv.-Doz., Erlangen.

- Mayne, Harry, Dr. Univ.-Prof. und Lektor, Bern.
- Meier, Margarete, Dr. phil., Göttingen.
- Meier, Max, Dr. Rektor, Basel.
- Meier, Paul Jonas, Dr. Museumsdirektor a. D., Braunschweig.
- Meier, Frau, Braunschweig.
- Meinardus, Wilh., Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Meinecke, Fritz, Stud.-R., Northeim.
- Meiner, Felix, Dr. Buchhändler, Leipzig.
- Meis, Friedrich, Stud.-R., Rotenburg a. F.
- Meister, Karl, Dr. Univ.-Prof., Heidelberg.
- Meister, Prof., Wien.
- Melchers, Dr. Stud.-R., Kassel.
- Mellmann, Paul, Dr. Geh. Stud.-R., Berlin.
- Menge, Paul, Gymn.-Dir., Wernigerode.
- *Menke-Glückert, E., Dr. Ministerialrat, Dresden-Blasewitz.
- Menzel, Theod., Dr. Univ.-Prof., Kiel.
- Merker, Paul, Dr. Univ.-Prof., Greifswald.
- Merker, Frau, Greifswald.
- v. Mercklin, Eugen, Dr. Priv.-Doz., Hamburg.
- Mesk, Joseph, Dr. Prof., Graz.
- Meuli, Karl, Dr. Lehrer am Gymnasium und Priv.-Doz. an der Universität, Basel.
- Mewaldt, Johannes, Dr. Univ.-Prof., Königsberg i. Pr.
- Mey, Oskar, Dr. Geh. Kommerzienrat, Bäumenheim.
- *Meyer, D., Dr. Prof. Oberschulrat, Vertreter d. Oberschulbehörde, Hamburg.
- Meyer, Emil, stud. phil., Göttingen.
- Meyer, Ernst, Dr. Prof., Zürich.
- Meyer, Fritz, stud. phil., Göttingen.
- Meyer, H., Dr. Verlagsbuchhändler, Leipzig.
- Meyer-Benfey, Heinrich, Dr. Priv.-Doz., Hamburg.
- Meyer, Heinrich, Stud.-Ass., Lüneburg.
- Meyer, Herbert, stud. phil., Göttingen.
- Meyer, M., Frau Superintendent, Göttingen.
- Meyer, Paul, Dr. Stud.-R., Neuruppin.
- Meyer, Robert, Dr. Stud.-R., Goslar.
- Meyer, Theodor, Stud.-Ref., Göttingen.
- Meyermann, Bruno, Dr. Geh. Reg. Rat Prof. und Observator, Göttingen.
- Meyermann, Mathilde, Göttingen.
- Michaelsen, A., Stud.-R., Varel i. O.
- Michel, Elisabeth, cand. phil., Göttingen.
- Michel, Herm., Dr. Hauptschriftleiter im Verlag Brockhaus, Leipzig.
- Michel, Hertha, Frau Dr., Leipzig.
- Michel, Wilhelm, Dr. Stud.-R., Bückeburg.
- Michel, Frau, Bückeburg.
- Michels, Viktor, Dr. Geh. Hofrat Univ.-Prof., Jena.
- Michels, Frau, Jena.
- Mirbt, Carl, D. Geheimrat Univ.-Prof. Göttingen.
- Mirsche, Friedr., stud. jur., Detmold.
- Misch, Georg, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Misch, Frau, Göttingen.
- Misch, Peter, Oberprimaner, Göttingen.
- Mittelhaus, K., Dr. Stud.-R., Breslau.
- Mitzka, Walther, Dr. Priv.-Doz. Stud.-R., Königsberg.
- Möhler, Stud.-R. a. Katharineum, Lübeck.
- *Möckel, Dr. Prof. Hofrat, Vertreter des Unterrichtsministeriums, Wien.
- *Moeller, Johannes, Dr. Oberschulrat, Prov.-Schulkollegium Berlin und Brandenburg, Berlin-Steglitz.
- Möller, Clemens, Dr. stud. phil., Hannover.
- *Mörtl, Hans, Dr. Hofrat Landes-
schulinspektor, Graz.
- Moog, Willy, Dr. Prof. a. d. Technischen Hochschule, Braunschweig.
- Moog, Frau, Braunschweig.
- Morel, Willy, Dr. Privatgelehrter, Frankfurt a. M.
- Morgenstern, Otto, Dr. Prof. O. Stud.-R. i. R., Berlin-Lichterfelde.
- Morsbach, Lorenz, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Mücke, Rudolf, Dr. Geh.-R. Prof., Göttingen.

- von der Mühl, Peter, Dr. Univ.-Prof., Basel.
 Mühlhoff, Walther, Stud.-R., Wetter a. Ruhr.
 Müller, Frau, Göttingen.
 Müller, Erich, Dr. Stud.-R., Stettin.
 Müller, Erich, Dr. phil., Koburg.
 Müller, Fr., Dr. Stud.-Dir., Siegen i. W.
 Müller, Friedrich, Prof. Stud.-R. a. D., Braunschweig.
 Müller, Fritz, stud. phil., Göttingen.
 Müller, Georg, Dr. Rektor, Bethel b. Bielefeld.
 Müller, Günther, Dr. Univ.-Prof., Freiburg (Schweiz).
 Müller, Hans-Wolfgang, stud. phil., Göttingen.
 Müller, Heinrich, Göttingen.
 Müller, Kurt, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Müller, M., Göttingen.
 Müller, Max, Dr. O.Stud.-Dir., Görnitz.
 Müller, Otto, Dr. O.Stud.-Dir., Oldenburg.
 Müller, Theodor, Dr. O.Stud.-R. i. R., Chemnitz.
 Müller, Valentin, Dr. Priv.-Doz., Berlin-Wilmersdorf.
 Müller, Walter, Dr. Prof. Kustos an der Skulpturensammlung, Dresden.
 Müller-Blattau, Joseph, Dr. Priv. Doz. d. Musikwissenschaft, Königsberg.
 Münch, Rudolf, Dr. O.Stud.-Dir., Hannover.
 Münter, Ernst, stud. math., Kammin.
 Muris, Otto, Dr. Stud.-R., Berlin-Charlottenburg.
 Murtfeld, Rudolf, stud. phil., (Frankfurt) z. Zt. Hannover.
 Mutschmann, M., Dr. Univ.-Prof., Dorpat.
 Mutschmann, Frau, Dorpat.
 Muttray, Horst, stud. math., Göttingen.
 Näf, Werner, Dr. Univ.-Prof. d. Geschichte, Bern.
 Nägelsbach, Ernst, Stud.-Prof., Ansbach.
 Nagel, Friedrich, Stud.-R., Gelsenkirchen.
 Nagel, Stud.-Ass., Bremen.
 Naumann, Hans, Dr. Univ.-Prof., Frankfurt a. M.
 Naumann, Frau, Frankfurt a. M. zur Nedden, Lisanna, Primanerin, Göttingen.
 Nehring, Alfons, Dr. Priv.-Doz. Stud.-R., Breslau.
 Nelson, Leonard, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Neß, Wilhelm, Stud.-R., Kiel.
 Nestle, Wilhelm, Dr. O.Stud.-Dir., Stuttgart.
 Neuendorf, Dr. Dir., Spandau.
 Neuendorff, Richard, Dr. Stud.-R. u. Univ.-Prof., Kiel.
 Neuling, Otto, stud. phil., Göttingen.
 Neumann, Friedrich, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Neumann, Frau, Göttingen.
 Neumann, Friedrich, Stud.-R., Halberstadt.
 Neumann, Rudolf, Dr. Stud.-Ass., Dramburg.
 Nicolai, Wilhelm, Dr. Prof. O.Stud.-R., Eisenach.
 Niedermeyer, Stud.-Dir., Schmalkalden.
 Niedermeyer, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Nieschmidt, Dr. Stud.-Dir., Lehrte.
 Nieschmidt, Frau, Lehrte.
 Niewöhner, Heinrich, Dr. Stud.-Dir., Gotha.
 Nissen, Dr. Prof. Stud.-R., Kiel.
 Nissen, Frau, Kiel.
 Nobiling, Franz, Dr. Prof., Charlottenburg.
 Nobiling, Frau, Charlottenburg.
 Noelle, Stud.-R., Witten a. R.
 Nörenberg, Dr. Stud.-R. a. d. Domschule, Kammin (Pomm.).
 Nohl, Herman, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Nohl, Frau, Göttingen.
 Nöhl, Fräulein, Göttingen.
 Ochel, Friedr., Stud.-R., Bottrop.
 Oczipka, P., Dr. Stud.-R., Breslau.
 *Oelze, Dr. O.Stud.-Dir., M. d. L., Bunzlau (Schl.).
 Ohlendorf, Gymn.-Dir., Celle.
 Olbriht, Konrad, Dr. Stud.-R., Breslau.
 v. Olshausen, W., Dr. wiss. Hilfsarb. a. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Berlin.

- Oltrogge, Wilhelm, Rektor, Ronnenberg.
 Opitz, Paul, Prof., Berlin.
 Oppenheim, stud. phil., Göttingen.
 Oppermann, Hans, Dr. Priv.-Doz., Greifswald.
 Oppermann, Frau, Greifswald.
 Ossenkopp, J., Stud.-Ass., Peine.
 Ostern, Hermann, Dr. Prof. am Gymnasium, Heidelberg.
 Ostrowski, Alexander, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
 Ott, Karl, Dr. Realgymnasial-Dir., Karlsruhe.
 Pabst, Wilhelm, Stud.-R., Berlin-Lichterfelde.
 Paeßler, Johannes, Stud.-R., Hann. Münden.
 Panofsky, E., Dr. Univ.-Prof., Hamburg.
 Panofsky, Frau, Hamburg.
 Pasquali, Giorgio, Dr. Univ.-Prof., Florenz.
 Patzke, Wilhelm, stud. phil., Göttingen.
 Paul, U., cand. phil., Göttingen.
 Pekrun, Richard, Stud.-R., Berlin-Frohnau.
 Pekrun, Frau, Berlin-Frohnau.
 Perl, Harald, stud. phil., Göttingen.
 Pernice, Marlene, Dr. Stud.-Referendarin, Greifswald.
 Person, Dr. Stud.-Ass., Hildesheim.
 Pesch, Anne, stud. phil., Göttingen.
 Peters, Ulrich, Dr. Akademie-Dir., Kiel.
 Petersen, Julius, Dr. Univ.-Prof., Berlin.
 Peterson, Erik, Prof., Bonn.
 Petriconi, H. Dr. Priv.-Doz., Frankfurt a. M.
 Pfannkuche, Lisa, Musikschülerin, Mengershausen b. Göttingen.
 Philippson, Robert, Dr. Prof. Stud.-R. i. R., Magdeburg.
 Philippson, Frau, Magdeburg.
 Philippson, Fräulein, Magdeburg.
 Pillet, Alfred, Dr. Univ.-Prof., Königsberg.
 Pingel, Dr. Prof. Stud.-Dir., Elsfleth i. O.
 Pinkerat, Stud.-R., Köslin.
 Pleister, Werner, Dr., Osnabrück.
 Pleßner, Helmuth, Dr. Univ.-Prof., Köln.
 Plischke, Hans, Dr. Priv.-Doz., Leipzig.
 *Pohl, Josef, Dr. Sektionschef im Bundesministerium für Unterricht, Wien.
 Pohl, Robert, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Pohlenz, Max, Dr. Univ.-Prof. Göttingen.
 Pohlenz, Frau, Göttingen.
 Poland, Franz, Dr. Prof. O.Stud.-Dir. i. R., Dresden.
 Polotzky, Jacob, stud. phil., Göttingen.
 Pongs, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Groningen (Holland).
 Pongs, Frau, Groningen (Holland).
 Poppe, Richard, Stud.-R., Waldenburg-Altwasser (Schlesien).
 Poppe, Frau, Waldenburg-Altwasser (Schlesien).
 Porger, Dr. Senator und Schulrat, Hannover.
 Porzig, Walter, Dr. Univ.-Prof., Wabern b. Bern (Schweiz).
 Pott, K. A., stud., Buchholz (Minden).
 Praechter, Karl, Dr. Univ.-Prof., Halle a. Saale.
 Praschniker, Camillo, Dr. Univ.-Prof., Prag.
 v. Premierstein, Anton, Dr. Univ.-Prof., Marburg.
 Pringsheim, Fr., Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Prinzhorn, Wilhelm, Dr. Oberschulrat i. R., Vertreter der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin-Lichterfelde.
 Prüfer, Heinz, Dr. Privatdozent a. d. Universität Jena, z. Zt. Berlin-Zehlendorf.
 Prüm, Karl, Dr. Kand. d. h. L., Münster i. W.
 Putzier, Studienrat, Stettin.
 Putzier, Frau, Stettin.
 Quack, Maria, Dr., Gera.
 Quandt, Wilhelm, Dr. Stud.-R., Stettin.
 Querfurth, Dr. Stud.-R., Braunschweig.
 Quidde, Walter, Dr. Stud.-R., Braunschweig.
 Rabbow, Dr. Privatgelehrter, Göttingen.
 Rabbow, Frau, Göttingen.
 Radeck, Helene, Dr. Stud.-R., Cuxhaven.

- Ranisch, Wilhelm, Dr. Stud.-R., Osnabrück.
 Ranke, Erich, stud. phil., Göttingen.
 Ranke, Friedrich, Dr. Univ.-Prof., Königsberg.
 Rantzs, Walther, stud. phil., Leipzig.
 Raude, Wilhelm, stud. phil., Göttingen.
 Raube, O. Stud.-Dir., Hagen i. W.
 Rech, Dr. Stud.-R., Halberstadt.
 Rechnitz, Wilhelm, Dr., Berlin.
 Reddig, Dr., Göttingen.
 Redecker, Postdirektor, Göttingen.
 Reese, Wilhelm, stud. phil., Göttingen.
 Regenbogen, Otto, Dr. Univ.-Prof., Heidelberg.
 Rehkopf, Willi, Stud.-R., Göttingen.
 Rehm, Albert, Dr. Univ.-Prof., München.
 Reich, Franz, Dr. Gymn.-Dir., Offenburg (Baden).
 Reiche, Armin, Dr. O. Stud.-Dir., Varel i. O.
 Reichel, Erich, Stud.-R., Hofgeismar.
 Reichel, Hans, Verlagsbuchhändler, Braunschweig.
 Reichenberger, Sigmund, Dr. Professor a. d. Lessingschule, Karlsruhe.
 Reicke, Johannes, Dr. Bibliotheksrat i. R., Göttingen.
 Reil, Theodor, Stud.-R., Oldenburg i. O.
 Rein, Richard, Dr. O. Stud.-R., Düsseldorf.
 Reinecke, stud. phil., Göttingen.
 Reinhardt, Auguste, Dr. stud. rer. nat., Göttingen.
 Reisinger, Ernst, Dr. O. Stud.-Dir., Leiter des Landeserziehungsheims Schondorf a. Ammersee (Oberbayern).
 Reitz, J., Dr. Stud.-R., Elmshorn.
 Reitzenstein, Richard, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat, Göttingen.
 Reitzenstein, A., Frau, Göttingen.
 Reitzenstein, Erich, Dr. phil., Bonn.
 Remmers, M., Lehrerin, Borssum (Emden).
 Renner, Karl, Stud.-Ref., Göttingen.
 Rendtorff, Elisabeth, Stud.-Ref., Kiel.
 Reuß, Albrecht, cand. phys., Göttingen.
 Reuter, Hermann, Dr., Bibliothekar, Düsseldorf.
 Reuther, H., Dr. Prof. Stud.-R., Köln.
 * Richter, Dr. Univ.-Prof. Ministerialdirektor im Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, Berlin.
 Richter, Julius, O. Stud.-R., Frankfurt a. M.
 Richter, Rudolf, O. Stud.-Dir., Leipzig.
 Ringe, Paul, Stud.-R., Göttingen.
 Ripcke, Leopold, Stud.-R., Rostock.
 Ritter, Heinrich, Stud.-R. a. D., Göttingen.
 Ritter, Karl, Dr. O. Stud.-R. i. R., Eschwege.
 Ritter, Frau, Eschwege.
 Ritter, Fräulein, Eschwege.
 Roher, stud. chem. Göttingen.
 * Rodenwaldt, G., Dr. Prof. Generalsekretär d. Archäol. Instituts des Deutschen Reiches, Berlin.
 Roedemeyer, Karl, Dr. Lektor, Frankfurt a. M.
 Roeder, Günther, Dr. Prof., Museumsdirektor, Hildesheim.
 Röhrich, Dr. Stud.-Dir., Neustettin.
 Roese, Josef, Dr. O. Stud.-Dir., Aachen.
 Roh, Franz, Dr. Kunsthistoriker, München.
 Rohde, Dr. Stud.-R., Peine.
 Rohde, Paul, cand. theol., Göttingen.
 Rohlf, Gerhard, Dr. Univ.-Prof., Tübingen.
 * Rohr, Dr. Stadtschulrat, Mainz.
 Rohrman, Adolf, Dr. Prof. O. Stud.-Dir., Hannover.
 * Rommel, Friedrich, Vizepräsident des Provinzial-Schulkollegiums, Stettin.
 Rosenow, Katharina, Stud.-Rätin, Vertreterin d. „Memelländischen Rundschau“, Heydekrug (Memel).
 Rost, Gustav, i. Fa. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig.
 Rosenthal, Georg, Dr. O. Stud.-Dir., Lübeck.
 Rosenthal, Frau, Lübeck.
 Roth, Karl, Stud.-R., Vertreter der Deutschen in Rumänien, Schäßburg (Siebenbürgen).

- Rothacker, Erich, Dr. Univ.-Prof., Heidelberg.
 Rotter, Adolf, Dr. Lektor an der Deutschen Universität, Prag.
 Rüger, Käthe, stud. rer. nat., Göttingen.
 Rüggeberg, Dr. Stud.-R., Celle.
 Runge, Erika, Göttingen.
 Ruprecht, Gustav, Verlagsbuchhändler, Göttingen.

 Saathoff, Albrecht, Pfarrer, Göttingen.
 Sachse, Kurt, O.Stud.-R., Roßleben (Unstrut).
 v. Salis, Arnold, Dr. Univ.-Prof., Münster i. W.
 v. Sallwürk, Edmund, Dr. Oberrealschuldirektor, Karlsruhe.
 v. Samson, stud. chem., Göttingen.
 Sander, Prof., Lübeck.
 Sander, Käthe, Göttingen.
 Sandig, Ernst, Verlagsbuchhändler, Braunschweig.
 Sante, A., Stud.-Referendarin, Hildesheim.
 Santelmann, Th., Dr. Stud.-R., Wilhelmshaven-Rüstringen.
 Saran, Franz, Dr. Univ.-Prof., Erlangen.
 Sasse, Felix, stud., Göttingen.
 Sattler, Paul, Dr. Volontär an der Univ.-Bibliothek, Göttingen.
 Saul, Karl Theodor, Dr. Stud.-Ref., Göttingen.
 Schaal, Hans, Dr. O.Stud.-Dir., Leiter des alten Gymnasiums, Bremen.
 Schaal, Frau, Bremen.
 Schaar, Ernst, Studienreferendar, Göttingen.
 Schaar, Ernst Georg, cand. jur., Göttingen.
 Schaar, Theodor, Stud.-Ass., Elmsborn.
 Schaar, Frau, Elmsborn.
 Schade, Richard, Stud.-R., Berlin-Tempelhof.
 Schadewaldt, Wolfgang, Dr. Priv.-Doz. wissenschaftl. Hilfsarbeiter am Deutsch. Archäol. Institut, Berlin-Schöneberg.
 Schäffer, Rudolf, Stud.-Ass., Breslau.
 Scharfenberg, Hugo, Stud.-R., Peine.
 Schaumann, Karl, Vizeadmiral z. D., Göttingen.

 Schauß, Fritz, Dr. Prof., Heidelberg.
 Schauß, Frau, Heidelberg.
 Schecker, Heinz, Stud.-R., Bremen.
 Scheele, Fritz, Prof., Göttingen.
 Scheele, Meta, stud. phil., Göttingen.
 Scheffauer, George, Schriftsteller, Berlin.
 Scheibe, Hans, Stud.-R., Eisenach.
 Schellberger, Dr. Gymn.-Prof., Komotau (Böhmen).
 Schenck, Erich, Stud.-R., Varel i. O.
 Schenck, Hans, stud. phys., Göttingen.
 Schenck, Otto, Dr. Prof., Realgymn. Heidelberg.
 Schiff, Alfred, Dr. Verwaltender Direktor d. Deutsch. Hochschule für Leibesübungen, Berlin.
 Schinke, B., Stud.-Dir., Halberstadt.
 Schirmer, W. F., Dr. Univ.-Prof., Bonn.
 Schirmer, Frau, Bonn.
 Schirmeyer, Ludwig, Dr. O.-Stud. R., Osnabrück.
 Schlender, Ida, Dozentin, Dresden.
 Schlossareck, Max, Dr. Stud.-R., Breslau.
 Schmalenbach, Herman, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Schmalenbach, Frau, Göttingen.
 Schmalhaus, Bruno, Bibliotheksinspektor, Göttingen.
 Schmandt, Agnes, Stud.-Rätin, Göttingen.
 Schmeding, Otto, Dr. O.Stud.-Dir., Essen.
 Schmidt, Heinrich, Dr. Univ.-Prof., Szeged (Ungarn).
 Schmidt, Heinrich, Dr. Stud.-Dir., Hann.-Münden.
 Schmidt, Hildegard, stud. phil., Göttingen.
 Schmidt, H., Stud.-R., Neumünster (Holstein).
 Schmidt, Frau, Neumünster (Holstein).
 Schmidt, Karl, Dr. Prof. O.Stud.-Dir., Pforta.
 Schmidt, Magd., Dr. Stud.-Rätin, Dresden.
 Schmidt, Max-Georg, O.Stud.-Dir., Lüdenscheid i. W.
 Schmitz, Kurt, Dr. Stud.-R., Gotha.

- Schmucker, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
- Schnurr, Otto, Dr. Mittelschul-, rektor, Witzenhausen.
- Schöffler, Herbert, Dr. Univ.-Prof., Köln-Marienburg.
- Schöne, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Münster.
- Schönemann, Jul., Dr. O.Stud.-Dir., Bad Homburg v. d. H.
- Schönemann, A., Frau, Bad Homburg v. d. H.
- Schönemann, Martha, Fräulein, Bad Homburg v. d. H.
- Schönfeld, Herbert, Stud.-R., Nordenham.
- Schoppe, Wilhelm, Stud.-R., Kassel.
- Schott, Paul, Dr. Stud.-R., Dillenburg.
- Schrader, B., Göttingen.
- Schrader, Hans, Dr. Univ.-Prof., Frankfurt a. M.
- Schrader, Frau, Frankfurt a. M.
- Schreiber, Felix, Dr. O.Stud.-Dir. i. R., Göttingen.
- Schreiber, Frau, Göttingen.
- Schreiner, Otto, Stud.-Dir., Halberstadt.
- Schröder, Edward, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat, Göttingen.
- Schröder, Elisabeth, stud. phil., Northeim.
- Schröder, Franz Rolf, Dr. Univ.-Prof., Würzburg.
- Schröder, Gisela, Frl., Göttingen.
- Schröder, Dr., Bremerhaven.
- Schröder, Wigand, dipl. agr., Göttingen.
- Schröder, J., Dr. Oberrealschuldirektor, Hamburg-Ohlsdorf.
- Schröder, Otto, Stud.-R., Schwerin i. M.
- Schröder, P., Dr., Frankfurt a. M.
- Schröter, Fritz, stud. phil., Leipzig.
- Schulte, Dr. Stud.-R., Ahlen i. W.
- Schultheß, Otto, Dr. Univ.-Prof., Bern (Schweiz).
- Schulz, A., Dr. Stud.-Rätin, Hannover.
- Schulz, O.Stud.-Dir., Eilenburg.
- Schulz, Ernst, Verlagsbuchhändler, Berlin.
- Schulz, Otto Th., Dr. Univ.-Prof., Pöritz-Taucha b. Leipzig.
- Schulze, Heinrich, stud. phil., Göttingen.
- Schumann, Alfred, Dr. Stud.-R., Charlottenburg.
- Schumann, Otto, Dr. Stud.-R., Frankfurt a. M.
- Schur, Werner, Dr. Priv.-Doz., Breslau.
- Schurig, Hermann, O.Stud.-Dir., Wernigerode.
- Schürr, Friedrich, Dr. Univ.-Prof., Graz (Östr.).
- Schürr, Frau, Graz (Östr.).
- *Schuster, Hermann, Dr. D.Stud.-R. Univ.-Prof., Landtagsabgeordneter, Hannover-Kleefeld.
- Schütt, Marie, Dr. Wissensch. Hilfsarb. am Engl. Seminar, Hamburg.
- Schütz, Oskar, Dr. Stud.-R., Bremerhaven.
- Schwabe, Walther, Stud.-R., Lübeck.
- Schwartz, Eduard, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat, München.
- Schwartz, Frau, München.
- Schwartz, Ida, Frl., Göttingen.
- *Schwarz, Wilhelm, Dr. Geh. Rat Oberschulrat, Prov.-Schulkollegium, Münster i. W.
- Schwarz, Frau, Münster i. W.
- Schwarz, Christine, Frl., Münster i. W.
- Schwarz, stud. med., Göttingen.
- Schwarz, S., Dr. Landesschulrat, Lübeck.
- Schwarze, Elisabeth, Frl., Göttingen.
- Schwentner, Ernst, Dr. Stud.-Ass., Schwerin i. M.
- Schwerdtfeger, Albrecht, Dr. Stud.-R., Berlin.
- Schwinsrüber, stud. rer. pol., Ulzen.
- Schwyzer, Eduard, Dr. Univ.-Prof., Bonn.
- Schwyzer, Hedwig, Frau, Bonn.
- Sehmsdorf, stud. phil., Göttingen.
- *Seidel, Reg.-Baurat, Göttingen.
- Seiler, H., Stud.-R., Parchim.
- Seiler, Hans Gottlob, stud. phil., Spardorf b. Erlangen.
- Seiler, Karl, stud. phil., Spardorf b. Erlangen.
- v. Selle, Götz, Dr., Göttingen.
- Seyfarth, Friedrich, Dr. Stud.-R., Göttingen.
- Seyfarth, Frau, Göttingen.
- Siebert, Hans, Dr. Stud.-R., Halle (Saale).

- *Siebourg, Dr. Univ.-Prof. Vizepräsident des Provinzialschulkollegiums, Koblenz.
 Siedow, Dr. Stud.-R., Danzig-Langfuhr.
 Sieg, Emil, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Sieg, Frau, Göttingen.
 Sieveking, Wilhelm, Dr., Cuxhaven.
 Silomon, Johannes, Dr. Stud.-R., Frankfurt a. M.
 Simon, Frieda, Göttingen.
 Sittig, Ernst, Dr. Univ.-Prof., Königsberg (Opr.).
 Sloty, Dr. Prof. an der Deutschen Universität, Prag.
 Snell, Bruno, Dr. Priv.-Doz., Hamburg.
 Solf, Karl, stud. math., Göttingen.
 Spanke, Hans, Dr. Stud.-R., Duisburg.
 Sparmberg, Paul, Dr. Stud.-R., Schulpforta (Saale).
 Sparmberg, Frau, Schulpforta.
 Speidel, Gerhard, Stud.-R., Hann.-Münden.
 Spilker, Hertha, Stud.-Rätin, Herford i. W.
 Sperber, Hans, Dr. Univ.-Prof., Wien.
 Spira, Prof., Königsberg.
 Spitta, Dr., Göttingen.
 Ssymank, Helga, stud. math. et rer. nat., Göttingen.
 Ssymank, Paul, Dr. Prof. Stud.-R., Göttingen.
 Ssymank, Frau, Göttingen.
 Stade, Kurt, Dr. Hilfsarb. der Reichs-Limeskommission, Freiburg i. B.
 Stäblein, Bruno, Dr., Koburg.
 Stäblein, Frau, Koburg.
 Stählin, Otto, D. Dr. Univ.-Prof. Geh. Reg.-R., Erlangen.
 Stählin, Frau, Erlangen.
 Staiger, Stud.-Rätin, Kiel.
 Stamford, Otto, Stud.-Ref., Göttingen.
 Stammmler, Wolfgang, Dr. Univ.-Prof., Greifswald.
 Stange, Karl, D. Univ.-Prof., Göttingen.
 Steche, Theodor, Dr. Univ.-Assistent, Göttingen.
 *Stechow, Georg, Dr. O.Stud.-Dir., Vertreter von Danzig, Danzig.
 Steglich, Rudolf, Dr. Lehrer am Musiksem. d. Landeskirche Hannover, Hannover.
 Stein, Ernst, Dr., Frankfurt a. M.
 Steindorff, Georg, Dr. Univ.-Prof. Geh. Hofrat, Leipzig.
 Steinfatt, Hans, cand. phil., Hannover-Kleefeld.
 Steinforth, W., Stud.-R., Schöningen.
 Steinweg, Karl, Dr. Prof. Stud.-R. a. D., Halle (Saale).
 Steinweg, K., stud. phil., Göttingen.
 Steller, Göttingen.
 Stenzel, J., Dr. Univ.-Prof., Kiel.
 Stephan, Gotthard, stud. phil., Leipzig.
 Stimming, Manfred, Dr. Univ.-Prof., Leipzig.
 Stöckel, Margarete, Studienassessorin, Gera.
 Stocks, Theodor, Dr. phil., Leipzig.
 Stracke, K., O.Stud.-Dir., Dortmund.
 Strecker, Karl, Dr. Univ.-Prof., Berlin.
 Stempel, Richard, Dr. Stud.-R., Kiel.
 Strohmeier, Hans, Dr. O.Stud.-Dir., Berlin-Oberschönweide.
 Stroux, Johannes, Dr. Univ.-Prof., München.
 Stuhlmann, Dr. Bibliothekar, Berlin.
 Strung, Joh., Dr. Dozent, Berlin-Neu-Tempelhof.
 Struck, Erdmann, Dr. Stud.-R., Hamburg-Fuhlsbüttel.
 Struck, Frau, Hamburg-Fuhlsbüttel.
 Suchier, Walter, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Suchier, Frau, Göttingen.
 Suchlich, Fedor, Verlagsbuchhändler, Vertreter der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin.
 Suprian, Karl, cand. phil., Hamburg.
 Susebach, Heinz, Stud.-R., Osterode (Harz).
 Sykutris, Johannes, Dr., Inst. f. Altertumskunde, Berlin-Charlottenburg.
 Tappe, Dr. Stud.-R., Bückeburg.
 Tardel, Hermann, Dr. Prof. Stud.-R., Bremen.

- Tausendfreund, Hans, Dr. Stud.-Dir., Rathenow.
- *Teping, Franz, Ministerialrat, Vertreter d. Ministeriums f. Kirchen u. Schulen, Oldenburg.
- Terwey, Wilhelm, stud. techn., Göttingen.
- Teske, Hans, Dr. Wissenschaftl. Hilfsarbeiter, Heidelberg.
- Tetzlaff, Arno, stud. math., Göttingen.
- Teuchert, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Rostock.
- Teusch, Dr. Prof. Stud.-R., Hannover.
- Thater, C. Ludw., stud. chem., Göttingen.
- *v. Tiedemann, Major u. Bataillonskommandeur II. Inf.-Reg. 17, Göttingen.
- Thiele, Otto, Dr. O. Stud.-Dir., Köln-Mülheim.
- Thieme, Paul, Dr., Neuenhof.
- Thiersch, Friedrich, Dr. O. Stud.-R., Rosenheim (Oberb.).
- Thiersch, Hermann, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat, Göttingen.
- Thiersch, Frau, Göttingen.
- Thiesen, Albert, Dr. Stud.-R., Düsseldorf-Oberkassel.
- Thiesen, Frau, Düsseldorf-Oberkassel.
- Thimme, Adolf, Dr. Prof. Oberlehrer a. D., Göttingen.
- Thoms, G., Stud.-R., Varel i. O.
- Thormann, Bernhard, Stud.-R., Magdeburg.
- Thurneysen, Rudolf, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat, Bonn.
- Thyngerthal, Student, Göttingen.
- Toeplitz, Otto, Dr. Univ.-Prof., Kiel.
- Tretow, Wilh., Stud.-R., Lübeck.
- Trier, Jost, Dr. phil., Marburg.
- Trier, Frau, Marburg.
- Trippensee, Gottfried - Günther, Dr. phil., Göttingen.
- Trnka, Bohumil, Dr. Priv.-Doz., Prag.
- Trnka, Frau, Prag.
- Tröber, Stud.-R., Bielefeld.
- Trommsdorff, Fro, stud. nat., Göttingen.
- Trommsdorff, Hermann, Dr. Prof. Stud.-R., Göttingen.
- Trommsdorff, Frau, Göttingen.
- Trommsdorff, Wolf Eckhart, cand. rer. mont., Göttingen.
- Tronton, K., stud. jur., London.
- Trumpff, Gustav-Adolf, stud. phil., Göttingen.
- Türck, Susanne, stud. phil., Göttingen.
- Uewymann, Dir. a. D., Ehrenbreitstein.
- Uhl, Gustav, Verlagsdirektor, Hannover.
- Uhland, Ida Maria, Schulvorsteherin, Stuttgart.
- Uhlemann, Wilhelm, Dr. O. Stud.-Dir., Vechta (Oldb.).
- Ullrich, Erich, Dr. O. Stud.-Dir., Glauchau.
- Ullrich, Fritz, stud. phil., Leipzig.
- *Umlauf, Dr. Prof. Landesschulrat, Vertreter der Oberschulbehörde, Hamburg.
- Unger, Rudolf, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Unger, Frau, Göttingen.
- Ungerer, A., Dr., Stadthagen.
- Ungerer, Frau, Stadthagen.
- Ungerer, Hans, stud. phys., Göttingen.
- Unterholzner, Ludwig, Musikredakteur, Augsburg.
- Uppenkamp, J., O. Stud.-Dir., Münster i. W.
- Valentiner, Elisabeth, stud. hist. art., Göttingen.
- *Valentiner, Justus Theodor, Geh. Rat Dr. jur. h. c. Kurator der Universität, Göttingen.
- Verleger, Friedr., Stud.-R., Bielefeld.
- Verres, Paul, Dr. Stud.-Dir., Recklinghausen.
- Vetter, Paul, Dr. Prof. Stud.-Dir., Kammin (Pomm.).
- Vetter, Klara, Kammin (Pomm.).
- Viedebant, Oskar, Dr. O. Stud.-R. und Fachberater beim Prov.-Schulkoll., Berlin-Charlottenburg.
- Viereck, Helmut, Kaufmann, Braunschweig.
- Viereck, Paul, Dr. Prof. O. Stud.-R., Berlin-Zehlendorf.
- Viëtor, Carl, Dr. Univ.-Prof., Gießen.
- Vigener, Maria, Stud.-Rätin, Dorsten i. W.
- Virck, Karl, Dr. Stud.-R., Eisenach.
- Vitzthum, Georg, Graf, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
- Vogel, Dipl.-Ing., Göttingen.

- Vogel, Frau, Göttingen.
 Voigt, Thea, Stud.-R., Suhl (Thür.).
 Voigt, Dr. Stud.-Ass., Bremerhaven.
 Voigtländer, Heinz, stud. phil., Göttingen.
 Voit, Max, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Volkmann, Hans, Dr. Stud.-Ass., Hersfeld.
 Vondran, Otto, Stud.-R., Celle.
 Vordemann, E., Stud. R., Norderheim.
 Voß, Kurt, Dr. Redakteur am Hannoverischen Kurier, Hannover.
 de Vries, Dr. Stud.-Dir., Emden.
- W**ach, Joachim, Dr. Priv.-Doz., Leipzig.
 Wackmann, Erich, Dr. Univ.-Prof., Breslau.
 Wagenmann, stud. jur., Göttingen.
 Wagner, Hermann, Dr. Stud.-R., Lüneburg.
 Wagner, Hermann, Dr. Univ.-Prof., Geheimrat, Göttingen.
 Wagner, Kurt, Dr. Univ.-Prof., Marburg (Lahn).
 Walbe, Ernst, Dr. O.Stud.-R., Münster i. W.
 Waldmann, Fräulein, Zeichen- und Turnlehrerin, Peine.
 Walsdorff, Friedrich, Dr. Stud.-Ass., Potsdam.
 Walter, Adolf, Dr. Priv.-Doz., Gießen.
 Walther, Hans, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Walzer, Richard, Dr., Berlin-Charlottenburg.
 Wandt, August, Dr. Prof. Stud.-R., Göttingen.
 Warburg, Dr. Oberbibliothekar, Hamburg.
 Warneke, Wilhelm, Dr. Prof. Stud.-Dir., Stargard (Pomm.).
 Warning, Stud.-R., Bielefeld.
 v. Wartburg, Walter, Dr. Gymn.-Lehrer u. Priv.-Doz., Aarau (Schweiz).
 v. Wartburg, Frau, Aarau (Schweiz).
 Waser, Otto, Dr. Univ.-Prof. Museums-Dir., Zollikon bei Zürich.
 Waser, Maria Frau, Zollikon bei Zürich.
- Watenphul, Dr. O.Stud.-Dir., Hattingen (Ruhr).
 Weber, Georg, Dr. Assistent am Engl. Seminar, Göttingen.
 Weber, Karl Aug., Dr., Göttingen.
 Weber, Leo, Dr. Prof. Stud.-R., Düsseldorf.
 v. Weber, Otto, stud. phil., Leipzig.
 Wecker, Otto, Dr. O.Stud.-R. und Fachberater beim Prov.-Schulkollegium Hannover, Göttingen.
 Wecker, Frau, Göttingen.
 Weinreich, Hermann, Dr. Stud.-R., Göttingen.
 Weinstock, Dr. Stud.-Dir., Frankfurt a. M.
 Weinstock, Stefan, Dr., Breslau.
 Weisgerber, Leo, Univ.-Prof., Rostock.
 Weiß, Theodor, Dr. O. Stud.-R., Hof a. S.
 Weißbach, Franz H., Dr. Univ.-Prof., Leipzig.
 Weisenfels, Richard, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 Weisenfels, Frau, Göttingen.
 Wenderoth, G., Stud.-R., Frankfurt a. M.
 Wendland, Wilh., Dr. Prof. O.Stud. Dir., Osnabrück.
 Weniger, Erich, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
 Wesche, Heinrich, stud. phil., Göttingen.
 Wesekamp, Otto, Stud.-R., Göttingen.
 Wesle, Karl, Dr., Univ.-Prof., Jena.
 Westerich, A., Prof. Stud.-R., Bückeburg.
 Westphal, Prof., Göttingen.
 *Weßner, Paul, Dr. Ministerialrat, Vertreter des Ministeriums für Kirchen und Schulen, Oldenburg.
 Weßner, Frau, Oldenburg.
 Wetzel, Fr., Dr., Berlin.
 v. Wettstein, Fritz, Dr. Univ.-Prof., Göttingen.
 v. Wettstein, Frau, Göttingen.
 Weyel, Dr. Prof. O.Stud.-Dir., Ohligs.
 Weyland, W., Stud.-R., Kaiserslautern.
 *Weynand, Dr. Oberschulrat, Provinzialschulkollegium, Magdeburg.
 Weynand, Berta, stud. phil., Magdeburg.

- Weynand, Hansbernd, stud. phil., Magdeburg.
- Wichert, Lothar, Dr., Berlin-Steglitz.
- Wiegmann, Erich, Dr. Stud.-R., Hoyerswerda (Lausitz).
- Wiese, Friedrich, Stud.-R., Celle.
- v. Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat Exz., Charlottenburg.
- v. Wilamowitz-Moellendorff, Frau, Charlottenburg.
- Wille, Ernst August, Stud.-R., Wolfenbüttel.
- Willers, Alma, Stud.-Rätin, Hildesheim.
- Willers, Hans, Stud.-R., Göttingen.
- Willers, Frau, Göttingen.
- Williger, Eduard, Dr. Priv.-Doz., Köln (Rh.).
- Willrich, Hugo, Dr. Univ.-Prof. O.Stud.-R., Göttingen.
- Willrich, Ingeborg, Frll., Göttingen.
- Wilmanns, Ernst, O.Stud.-Dir., Barmen.
- Wilsing, Niels, stud. phil., Leipzig.
- Windel, Hermann, stud. phil., Göttingen.
- Winn, Stud.-R., Stadthagen.
- Winter, Franz, Dr. Univ.-Prof. Geheimrat, Bonn.
- Winter, Frau, Bonn.
- Winter, O.Stud.-R., Lüneburg.
- Winter, Wendelin, stud. phil., Lüneburg.
- Wirbelauer, Otto, Studienrat, Kassel.
- Witkowski, Georg, Dr. Univ.-Prof., Leipzig.
- * Witte, Dr. O.Stud.-Dir. stellv. Landesschulrat, Braunschweig.
- Wittekind, Werner, phil., Berlin.
- Witting, Alexander, Dr. Prof. O. Stud.-R. i. R., Dresden.
- Wohne, Franz, Dr. Stud.-R., Wunstorf.
- Wolff, Ludwig, Dr. Priv.-Doz., Göttingen.
- Wolff, Oswald, Dr. Prof. O.Stud.-R. i. R., Chemnitz.
- Wolff, Georg, Dr. Stud.-Dir., Hannover.
- * Wolff, Dr. jur. Geh. Justizrat, Universitätsbund, Göttingen.
- Wolterstorff, G., Dr. Stud.-R., Erfurt.
- Wrede, Ferdinand, Dr. Univ.-Prof., Marburg.
- Wundram, Karl, Stud.-R., Göttingen.
- Wundram, Frau, Göttingen.
- Wurmb, Agnes, Dr. Oberschulrätin, Hannover.
- Wüst, Ernst, Dr. O.Stud.-R., München.
- Wüster, Gustav, Dr. Stud.-R., Göttingen.
- Zahrenhusen, Dr. Stud.-Dir., Emden.
- Zamboni, Giuseppe, stud. phil., Florenz.
- Zeichner, Friedrich, Dr. Stud.-Ass., Stade.
- Zeitler, Julius, Dr. Univ.-Prof. Bibliothekar der Akademie, Leipzig.
- Zellmer, Dr. O.Stud.-R., Göttingen.
- Zellmer, Ernst Otto, Stud.-Ass., Sondershausen.
- Zeugner, stud. phil., Göttingen.
- Ziebarth, Erich, Dr. Univ.-Prof., Ahrensburg bei Hamburg.
- Ziegler, Konrat, Dr. Univ.-Prof., Greifswald.
- Ziern, Karl, Dr. Stud.-Ass., Einbeck.
- Ziesemer, Walther, Dr. Univ.-Prof., Königsberg.
- Zimmermann, Bernhard, Stud.-R. Akad. Turn- und Sportlehrer, Göttingen.
- Zimmermann, Franz, Dr. Stud.-R., Chemnitz.
- Zimmermann, Dr. Prof., Lübeck.
- Zimmermann, Wilhelm, stud. phil., Göttingen.
- Zimmern, Heinrich, Dr. Prof. Geh. Hofrat, Leipzig.
- Zinkernagel, Franz, Dr. Univ.-Prof., Basel.
- Zinkernagel, Frau, Basel.
- Zoher, Rudolf, Dr. Priv.-Doz., Erlangen.
- Zurkalewski, Erich, Dr. Stud.-Dir., Berlin.
- Zweymüller, August, Gymn.-Prof., Komotau (Böhmen).
- Zwicker, Hanns, Dr. O.Stud.-Dir., Plauen i. V.
- Zwierzina, Konrad, Dr. Univ.-Prof., Graz (Österreich).
- Zwierzina, Frau, Graz (Österreich).

3. Zusammenstellung der Teilnehmer.

Aus Göttingen und Umgebung	379	Personen
Aus der Provinz Hannover	144	„
Aus dem übrigen Deutschland	813	„
Aus dem Memelland	1	„
Aus dem Freistaat Danzig.	3	„
Aus Estland	3	„
Aus Österreich	17	„
Aus Sudetendeutschland (Tschechoslowakei)	11	„
Aus Ungarn	3	„
Aus Großrumänien (Siebenbürgen)	2	„
Aus der Schweiz	26	„
Aus Italien.	3	„
Aus den Niederlanden.	2	„
Aus Dänemark	1	„
Aus England	1	„
<hr/>		
Summe 1409 Personen		

4. Zusammenstellung der Vortragenden¹⁾.**I. Reichsdeutsche Länder:**

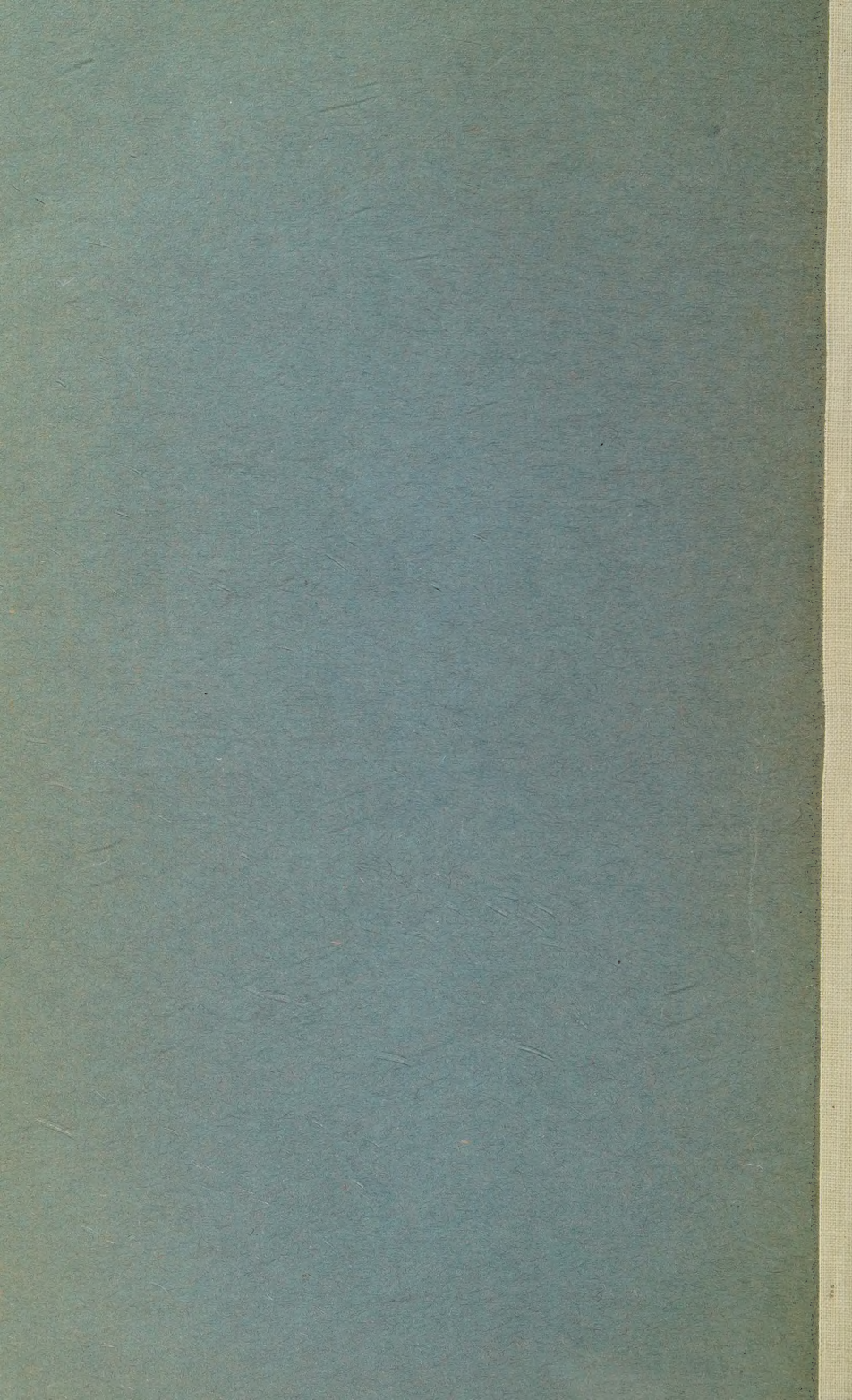
1. Baden: Freiburg 2, Heidelberg 1	3
2. Bayern: Erlangen 3, Koburg 1, München 5, Oberaudorf 1, Schondorf 1, Würzburg 2	13
3. Hansestädte: Bremen 2, Hamburg mit Cuxhaven 3, Lübeck 5	10
4. Hessen: Gießen 2	2
5. Mecklenburg-Schwerin: Rostock 1	1
6. Preußen: Groß-Berlin 19, Bielefeld 1, Bochum 1, Bonn 1, Breslau 5, Düsseldorf 2, Frankfurt a. M. und Umgebung 9, Gelsenkirchen 1, Göttingen 13, Greifswald 3, Hagen i. W. 1, Halle u. Umgebung 4, Hannover 2, Homburg v. d. H. 1, Juist 1, Kiel 5, Koblenz 1, Köln 5, Königsberg 2, Lüneburg 1, Marburg 4, Münster i. W. 2, Nordenham 1, Ratzeburg 1, Schulpforta 1, Trier 2	89
7. Sachsen: Dresden 1, Leipzig 6	7
8. Thüringen: Jena 3	3
9. Württemberg: Tübingen 1	1

II. Staaten außerhalb Reichsdeutschlands:

1. Estland: Dorpat 1	1
2. Österreich: Graz 2	2
3. Sudetendeutschland (Tschechoslowakei): Prag 1	1
4. Schweiz: Basel 3, Bern 3	6
5. Italien: Florenz 1	1
6. Niederlande: Groningen 1	1

Zusammen: 141

1) Berücksichtigt wurden nur die, welche wissenschaftliche Vorträge oder Berichte geboten haben. Unter den 141 befindet sich eine Dame.



P Verein deutscher Philologen und Schulmänner,
14 56th, Göttingen, 1927.
V5 Verhandlungen der sechsundfünfzigsten
1927 Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner
zu Göttingen, vom 27. bis 30. September 1927.
Im Auftrage der Versammlungsleitung hrsg. von
Paul Ssymank. Leipzig, B.G. Teubner, 1928.
xii, 210p. 23cm.

Includes bibliographical references and indexes.

1. Philology--Societies. 2. Philology--Congresses. I.
Ssymank, Paul, b.1874, ed.

CCSC/nmb

A2966

